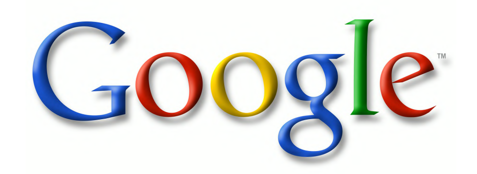
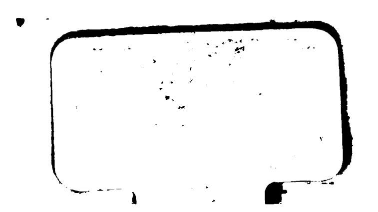
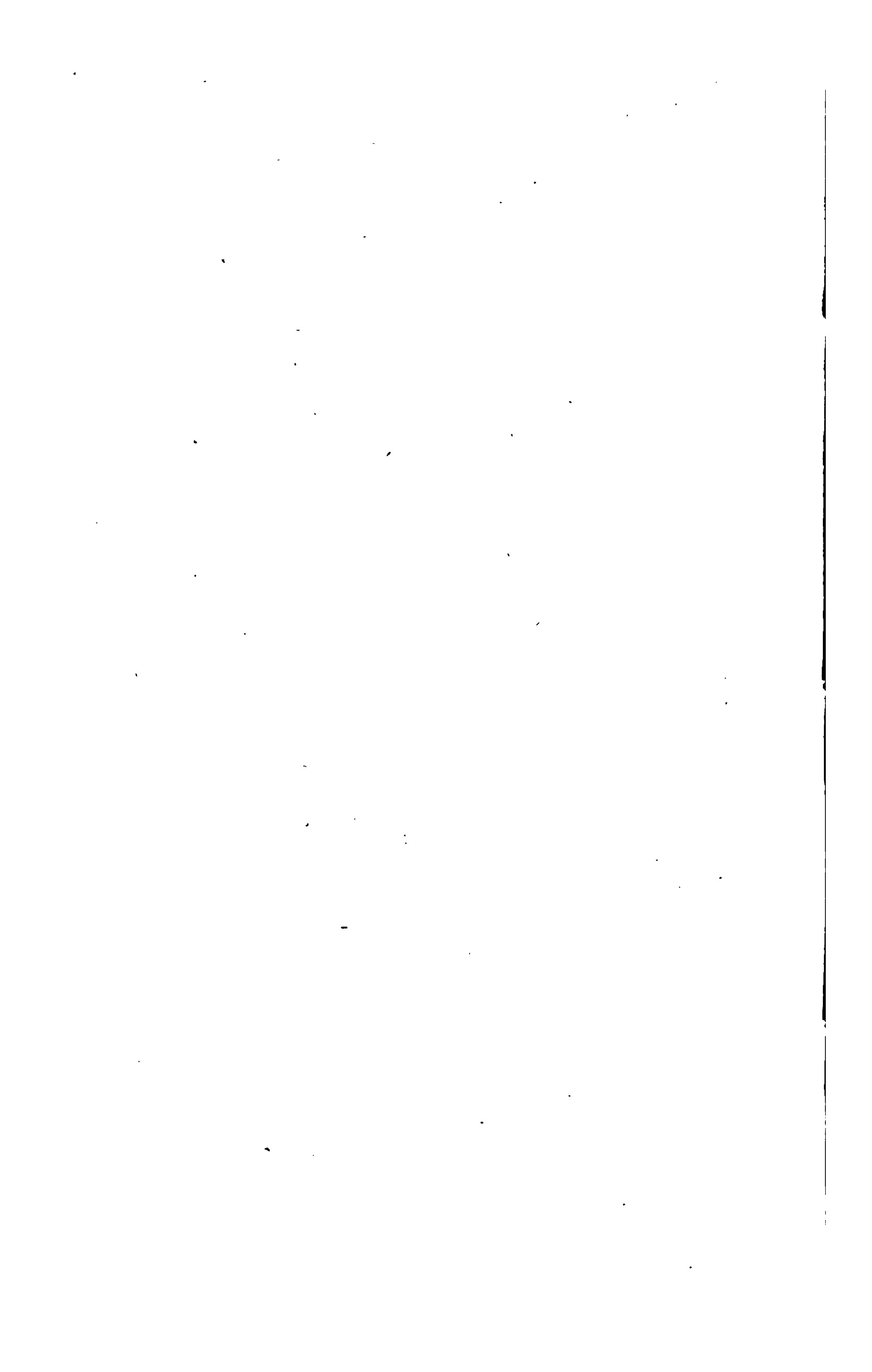





EX LIBRIS HERMANN GEORG FIEDLER.
MEHR LICHT.


TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA





Theoretisch-praktisches
Lehrbuch der Stylistik

für

obere Classen höherer Schulanstalten und zum Selbstunterricht

von

Dr. S. H. A. Herling,
Professor am Gymnasium zu Frankfurt a. M. und Mitgliede des frankfurtischen Gelehrtenvereins für deutsche Sprache.

Zweiter Theil.
Die stylistische Analyse.

Hannover.
Im Verlage der Hahn'schen Hof-Buchhandlung.

1837.

Praktische Zergliederung
der
stylistischen Darstellungsweisen.

Ein Hülfsbuch
für den stylistischen Unterricht
in den oberen Classen höherer Schulen
und zur Selbstübung
im richtigen Verständniß und in gründlicher Beurtheilung
des Gelesenen,

von

Dr. S. H. A. Herling,
Professor am Gymnasium zu Frankfurt a. M. und Mitgliede des frankfurtischen Gelehrtenvereins für deutsche Sprache.

Hannover.
Im Verlage der Hahn'schen Hof-Buchhandlung.

1837.

oft der ernstern Leitung der Kunst bedürfe, um die Betrachtung in jene Tiefe zu leiten, in welcher ein Raphael und Rubens ihre Offenbarungen niedergelegt haben, und in ihrer unerreichten Größe erkannt werden können. Einer gleichen Leitung bedarf es bei den Mustern der Rede und des Gesanges. Darum haben auch manche Sammlungen ihre Musterstücke mit leitenden Noten begleitet. Auch an solchen Sammlungen ist kein Mangel. Wohl vermißt man aber jenes Streben, die Bedeutsamkeit des Ganzen, seine rhetorische Zweckmäßigkeit und ästhetische Gestaltung aufzufassen und erst von da aus die Zweckmäßigkeit und Zusammenstimmung aller ihrer Theile und ihrer Fügungen nach allen logischen, rhetorischen, ästhetischen und rhythmischen Beziehungen zu erkennen und jedes in seiner besondern Eigenthümlichkeit zu verstehen. Es ist dies mehr, als die bloß logische und grammatische Erläuterung einzelner Ausdrücke und syntaktischer Fügungen. Nach diesem würdigern Ziele hat der Verfasser eifrig gestrebt. In einiger Vollständigkeit hat er es nur in der Wechselbeziehung zu erreichen geglaubt, in welche er die beiden Theile des Buches zu setzen bemüht war: Regel und Beispiel sollten sich gegenseitig erläutern und ergänzen. Welche Abwege er dabei vermeiden zu müssen glaubte, hat er in dem Vorworte zum ersten Theile ausführlich besprochen. Nicht von dem Throne, den manche neuere Kritik in die Nebelhöhen der neuesten philosophischen Schulen errichtet hat, spendet er mit monarchischer Willkür Lob und Tadel, Glauben fordernd statt Gründe zu geben; so wenig als er in dem engen Bereiche der kritischen Lupe der Sylbenstecher weilt und über der Sommersprosse die Gestaltung des Ganzen übersieht. Den Rhetoriken und Lehren der Alten folgend, wiewohl mehr auf das Ganze einer stylistischen Darstellung sehend und für die Regel eine höhere Begründung, auch nach den neueren gründlichen For-

schungen, erstrebend, verweilt sein Urtheil in einer Sphäre, in welcher es auch ohne alle überschwänglichen Abstractionen der Schule einer verständlichen und mathematisch strengen Begründung zugänglich ist. Indem er einer Eintheilung folgte, welche den schwankenden Unterschied der gewöhnlichen Eintheilung der rhetorischen und poetischen Darstellungsweisen, wie er z. B. zwischen der Ode und dem Liede Statt findet, vermied, schloß er sich strenger der Anordnung des theoretischen Theils an, die wesentlichen Zwecke der Darstellung, Verständlichkeit, Wirksamkeit und Schönheit, wie sie in den schärfer unterschiedenen Formen der Beschreibung, Erzählung, Begründung, der Erregung des Begehrens und der Gefühle, hervortreten, bestimmter hervorzuheben. Für diese Zwecke und Formen, nicht für den Stoff zu wechselnder Unterhaltung strebte er nach einer Mannigfaltigkeit, welche für alle Regeln des theoretischen Theils eine genügende Anzahl von Belegen, sowohl ihrer störenden Verletzung, als ihrer erfolgreichen Beobachtung lieferte. Daß gleichwohl bei dieser Anordnung keine besondere stylistische Darstellungsweise und ihre eigenthümlichen Regeln unberücksichtigt geblieben sind, kann ein Blick auf das Register genügend beweisen. Bis auf wenige unvermeidliche Ausnahmen aus römischen Classikern, theils weil sie an sich, wie keine anderen, dem jedesmaligen Zwecke entsprechen, theils zur Erörterung und Übung in den Regeln des Übersetzens, sind die Stücke aus neuern deutschen Werken entnommen, um aller bloß sprachlichen Erklärung, welche die Aufmerksamkeit von den wesentlichen stylistischen Regeln ablenken könnten, möglichst überhoben zu sein. Darum, und um zur Vergleichung mit fremden Ansichten Gelegenheit zu geben, zog er, den Reiz der Neuheit verschmähend, bei der Wahl der Stücke das Bekanntere dem Unbekannteren vor. Auch soll das Buch nicht einer übersichtlichen Literaturgeschichte zum Belege

dienen. Man hat solche Chrestomathieen, in welchen von allen berühmten Schriftstellern verschiedener Zeiten und Nationen kurze Proben gereicht werden. Nicht einmal der eigenthümliche Periodenbau und die Sprache des Schriftstellers läßt sich aus so kurzen Fragmenten, der Demosthenes nicht aus drei Seiten, erkennen. Der Verfasser wählte meistens Muster von solchem Umfang, daß sein Urtheil sich über die Behandlungsweise des Ganzen verbreiten konnte. Selbst ganze Stücke nahm er, ohne jedoch den sehr bekannten Text abdrucken zu lassen, auf. Wenn er es nicht bei allen Formen, z. B. nicht bei der Komödie that, so hinderte ihn theils daran der Umfang derselben, theils war die Weise der anzustellenden Zergliederung schon an verwandten Formen und in den einleitenden Paragraphen hinlänglich erörtert. Immer war eine möglichst allseitige und gründliche, die Fugen der Theile, wie die Gestaltung des Ganzen, seine ersichtlichen Zwecke oder seine Schönheit erfassende Zergliederung der Musterstücke, zur praktischen Erkennung der theoretischen Regel und zu einer gründlichen Beurtheilung des Gelesenen das nächste und vorherrschende Ziel desselben: nur unbedeutendere Fehler und solche Nachlässigkeiten, welche jedem, der mit den wichtigsten Regeln der Syntax, besonders des Periodenbaues, bekannt ist, leicht bemerkbar werden, sind, um für das Wichtigere Raum zu gewinnen, der eignen Auffindung überlassen. Die Interpunction ist, wo sie nur irgend den Sinn verändern konnte, die der Verfasser geblieben. Welch ein pädagogisches Moment besonders jetzt dieses Ziel habe, wie es eine wahrhaft bildende Lectüre der alten Classiker befördere, deren größter Nutzen gewiß nicht die Kenntniß dieser gelehrten und herrlichen Sprachen ist, wurde ebenfalls im Vorworte zum ersten Theile weiter besprochen.

Inhaltsverzeichniß.

Dritter Abschnitt Didaktische Darstellungen.

Erster Abschnitt.

Zergliedernde Beurtheilung der Beschreibungen.

Eintheilung: Ister Theil. §§. 194, 2 und 196.
Allgemeine Regeln: I. §§. 37—44; 64; 145—148.

Erste Abtheilung.

Begriffsbeschreibungen, Definitionen.

Besondere Regeln: I. §§. 48—51.

---

1. Definitionen zur geographischen Ortsbestimmung.

Der Durchmesser der Erde, um welchen dieselbe rotirt, heißt Erdachse; die Puncte, in welchen dieser die Oberfläche schneidet, heißen die Pole. Ein größter Kreis, der die Erdachse senkrecht schneidet, halbirt, wie jeder größte Kreis, die Erde, und heißt daher vorzugsweise Äquator. Die Hälften jedes größten Kreises, in welchen die Achse der halbirende Durchmesser ist, heißen, weil alle Orte auf denselben Mittag haben, wenn bei der Rotation ihre erweiterten Ebenen das Centrum der Sonne schneiden, Mittagslinien, Meridiane. Die Entfernung eines Meridians von einem bestimmten Andern (gewöhnlich dem, der 20° westlich von Paris bei der Insel Ferro vorbeigeht) in Graden des sie schneidenden Äquators gemessen, heißt die Länge aller auf ihm liegenden Örter. Die Entfernung vom Äquator, gemessen auf dem Meridian des Orts, heißt dessen Breite. Alle Örter auf demselben parallel mit dem Äquator laufenden Kreise (Parallelkreise) haben dieselbe Breite. Es giebt eine nördliche und südliche Breite.

Manche Begriffe werden hier vorausgesetzt, wie Durchmesser, Rotiren. Die technischen Ausdrücke aus fremden Sprachen sind hier nicht auf Kosten der Deutlichkeit übersetzt (I. §. 9). Die Entwicke-

lung ist gedrängt, aber für jeden, der den Sinn und die Bedeutung der gebrauchten Wörter faßt, scharf bezeichnend. Die Anordnung ist so, daß sich kein Theil ohne Nachtheil mit dem andern verschieben läßt. Die ersten Bestimmungen sind für die bezweckten letzteren vorbereitend (I. §. 50). Jeder Ausdruck ist mit Absicht gewählt: »vorzugsweise«: denn jeder größte Kreis halbirt, aequat, und hat seinen besonderen Pol; »die Hälften..«: denn es werden 360 Längengrade gezählt, der 1ste und 180ste machen Einen größten Kreis; »die Sonne schneiden«: denn die Erklärung ist hier vom wirklichen Vorgange hergenommen; nicht vom Schein, nach welchem die Sonne in den Meridian tritt. Nichts Überflüssiges, am wenigsten irgend ein Schmuck, läßt sich nachweisen. Der Periodenbau ist einfach.

2. Das Krokodill. (Von Blumenbach.)

Lacerta (corpus elongatum, pedibus quatuor aequalibus) mandibulis ellipticis scuto supraorbitali osseo, testa calvariae integra, cauda parte anteriori et superna scutis utrinque extantibus serrata, pedibus palmatis. Dagegen der Alligator, das amerikanische Krokodill: Lacerta mandibulis ellipticis, tegmine supraorbitali coriaceo, testa calvariae bifenestrata, cauda parte anteriori subrotunda, pedibus semipalmatis.

Alles sind hier scharfe Unterschiede; die Größe, und daß beide fünf Zehen an den Vorderfüßen, viere an den Hinterfüßen haben, von denen allen aber nur immer die drei innern mit Krallen bewaffnet sind, wird hier übergangen, wie alles, was auch andern lacertis zukommt. Vom Kopfe, als dem unterscheidendsten Theile, beginnt die Definition. Die Sprache ist gedrängt, jeden Überfluß vermeidend, leicht anschließend in den Theilen. Die lateinische Sprache ist hierzu besonders geeignet durch ihre Kürze und die Bedeutsamkeit ihrer Casus.

Andere Definitionen und ihre Beurtheilungen finden sich I. §§. 48—51.

Zweite Abtheilung.
Beschreibungen von Naturgegenständen.

Ihre Zwecke sind verschieden. Regeln I. §§. 37—42. In den ersten beiden Stücken giebt die Zergliederung nur die Anordnung im Allgemeinen an, auf Fehler und Vorzüge nur beiläufig hindeutend. In den folgenden, wo außer der Verständlichkeit noch andere Zwecke hervortreten, mußte sie weit ausführlicher werden.

3. Das Süßholz. (Von Beckmann.)

(Lehrbeschreibung I. §. 196. I. a, 1.)

Unter den Apothekerwaaren werden manche Hölzer genannt, die doch eigentlich nur Wurzeln sind. Zu diesen gehört auch das Süßholz, welches die Wurzel einer Pflanze ist, die in warmen Ländern wild wächst, und in Spanien, Italien, Frankreich, England, und Deutschland gebaut wird. Man hat sie im asiatischen Sibirien am Flusse Jaik oder Ural, der auf dem Uralschen Gebirge entsteht und sich ins Caspische Meer ergießt, ingleichen an der Wolga wild angetroffen; aber daß sie auch in Deutschland einheimisch sei, und noch irgendwo ohne Wartung wachse, das kann ich wenigstens jetzt mit keinem Zeugnisse beweisen, und bezweifle es.

Die Pflanze hat das Ansehn einer kleinen Staude, aber ihr Stamm stirbt mit dem Laube jährlich über der Erde ab, und die Wurzeln schlagen im Frühjahre wieder aus. Die Höhe wird ungefähr vier oder fünf Schuh. Die ganze Pflanze ist klebricht. Die Blätter sind gefiedert; die beiden obersten Blättchen nebst dem einzelnen sind gestielt, nicht die übrigen. Die kleinen violettblauen Schmetterlingsblumen kommen am Ende des Julius oder im August. Die zusammengedrückten platten Schoten haben zwei oder drei nierenförmige Samen, die aber in Deutschland, so wie in England selten reifen. Die Wurzeln verbreiten sich in einem lockern Boden sehr weit, und erhalten sich darin hartnäckig, wenn sie einmal eingewuchert sind. Sie sind außen schwarz, inwendig gelblich, oft einen Daumen dick, zähe, lassen sich durch Schlagen und Stampfen zerfasern, und haben einen etwas schleimichten, süßen Geschmack, der doch zuletzt etwas bitter wird.

Die Gewinnung ist weder künstlich noch gar mühsam. Der Boden muß bis auf einige Schuhe tief mürbe und locker sein; also entweder

aus Gartenerde, oder aus einem mit Sande vermischten Thon bestehen. In Yorkshire, wo der Boden gute schwarze Erde ist, gerathen die Wurzeln vorzüglich gut; nicht so gut in Northamptonshire, wo mehr Thon ist; und in Surry, wo Sandland ist, wachsen die Wurzeln schnell, werden aber nicht saftreich, und diese Ursache mit ihrer Wirkung bemerkt man auch im Bambergischen, und um Nürnberg. Das Land muß sehr tief umgegraben werden, damit die Würzeln keinen Widerstand finden. Frischen Dünger leiden sie nicht gern. Gelegt werden sie im Herbste, wenigstens mit besserem Erfolg, als im Frühjahre, und da sie sich im Lande weit verbreiten, so schadet sich der Landmann, wenn er sie zu dicht legt.

Wenigstens gebe man ihnen eine Entfernung von ein Paar Schuh, und um die Zwischenräume zu nutzen, können Zwiebeln, Spinat, auch wohl Kopfkohl dazwischen gezogen werden, nur nicht zu dicht, und keine Wurzelgewächse, welche den Raum in der Erde verengen können. Wenn die Wurzeln drei Jahre gestanden haben, so werden sie herausgenommen und zwar am vortheilhaftesten im Herbst, wenn das Laub verwelkt ist: alsdann sind sie am saftreichsten und verlieren beim Trocknen weniger an Gewicht, als wenn sie im Frühjahr ausgereutet werden. Die dicksten und kürzesten Wurzeln werden zum Verkaufe ausgelesen, die dünneren aber wieder in die Erde gelegt. Diesen muß man die feinern Wurzelfasern, welche ohnehin nicht zahlreich sind und ohne welche sie verfaulen, lassen. Selten giebt sich der Landmann mit der weitern Verarbeitung der Wurzeln ab; er trocknet sie nur, bindet sie in gleich schwere Bündel und verkauft sie den Materialisten. Manche verwahren die Wurzeln in etwas feuchtem Sande; aber am sichersten ist es, sie ganz trocken werden zu lassen.

Der zur Trockniß eingekochte Saft des Süßholzes ist das, was unter dem Namen des Lakritzensaftes bekannt ist. In Sizilien heißen die Siedereien, die solchen bereiten, Arbitrii, und die Eigner derselben Arbitranti. Diese kaufen die Wurzeln von den Landleuten im November. Die Wurzeln werden zerschnitten in Stücke, die ungefähr eine Spanne lang sind; sie werden sorgfältig von allem Schmutze abgewaschen, und alsdann unter ein Mühlwerk, dergleichen man zur Bereitung des Baumöls braucht, gebracht, worunter sie ganz zerklemmt oder zerquetscht werden, damit das Wasser die auflöslichen Theile ausziehen könne. Alsdann werden sie in einem großen Kessel mit Wasser

vier oder fünf Stunden gekocht; darauf wird alles in einen Korb geschüttet, aus dem der Saft in ein untergesetztes Gefäß abläuft, und, um dies gänzlich zu bewirken, werden die Körbe mit den Wurzeln wohl zwanzig auf ein Mal unter eine Presse gebracht. Der Saft wird durch ein Tuch geklärt und dann in einen großen Kessel ungefähr 14 Stunden gekocht, um ihn gehörig zu verdicken. In den beiden letzten Stunden müssen zwei Arbeiter mit eisernen Schaufeln beständig Alles umrühren, damit es sich nicht klumpere, sondern gleichförmig die Honigdicke annehme. Diesen eingekochten Saft läßt man kalt werden, ballet ihn alsdann zu Broten von beliebiger Größe oder, wie in Spanien und Italien gewöhnlich ist, zu Walzen, die ungefähr sechs Zoll lang und einen Zoll im Durchmesser zu sein pflegen; packet diese, mit Lorbeerblättern belegt, damit sie nicht an einander kleben können, in Kisten. Die ausgekochten Wurzeln dienen zur Feuerung. In England werden oft die frischen Wurzeln in einem Troge zerstoßen, alsdann ein Paar Tage in Wasser eingeweicht und ausgerungen, da denn der ausgedrückte Saft eingekocht wird. Andere trocknen die Wurzeln auf der Malzdarre, zerhacken sie mit einem Beile, und lassen sie auf einer Mühle zu Pulver mahlen, welches dann fast wie in Sizilien gekocht wird.

Diese Beschreibung eines berühmten Technologen (Beckmann) hat einen andern Zweck: eine solche Kenntniß des Gegenstandes, wie sie den Technologen genügt. Es ist demnach auch die botanische Beschreibung der Pflanze (glycyrrhiza glabra, die, wie alle unsere Hülsenfrüchte, zu der Classe diadelphia gehört, zu der Ordnung der decandria, und eine eirunde zusammengedrückte Hülse hat, legumen ovatum compressnm uniloculare) hier übergangen. Der Styl, dessen bedeutendere Fehler gegen den Periodenbau zur leichteren Auffindung g e s p e r r t gedruckt sind, ist, bei aller Ordnung des Stoffes, nachlässig. Bei allem Bestreben, keine technologische Notiz zu übergehen, bleiben wir ungewiß, ob die Pflanze auch in Spanien, Italien und Frankreich wild wachse. Im Nachfolgenden, die Gewinnung der Wurzel und die Bereitung des Lakritzensaftes, über dessen Namen eine weitschweifige, hier übergangene etymologische Untersuchung angestellt wird, tritt eine fast bäurische Nachlässigkeit und Holprigkeit des Styls noch mehr hervor und kontrastirt mißfällig mit der aus einer großen Bibliothek bereicherten Sachkenntniß.

4. Die Begränzung der Steppe. (Von A. v. Humboldt.)

Ich könnte hier diesen gewagten Versuch eines Naturgemäldes der Steppe schließen; aber, wie auf dem Ocean die Phantasie sich gern mit den Bildern ferner Küsten beschäftigt, so werfen auch wir, ehe die große Ebene uns entschwindet, vorher einen flüchtigen Blick auf die Erdstriche, welche die Steppe begränzen.

Afrika's nördliche Wüste scheidet die beiden Menschenarten, welche ursprünglich demselben Welttheil angehören, und deren unausgeglichner Zwist so alt, als die Mythe von Osiris und Typhon scheint. Nördlich vom Atlas wohnen schlichte und langhaarige Völkerstämme von gelber Farbe und caucasischer Gesichtsbildung. Dagegen leben südlich vom Senegal gegen Sudan hin Negerhorden, die auf mannigfaltigen Stufen der Civilisation gefunden werden. In Mittelasien ist durch die mongolische Steppe sibirische Barbarei von der uralten Menschenbildung in der Halbinsel von Hindostan getrennt.

Auch die südamerikanischen Ebenen begränzen das Gebiet europäischer Halbcultur. Nördlich zwischen der Gebirgskette von Venezuela, und dem antillischen Meere liegen gewerbsame Städte, reinliche Dörfer, und sorgsam bebaute Fluren an einander gedrängt. Selbst Kunstsinn, wissenschaftliche Bildung, und die edle Liebe zur Bürgerfreiheit sind längst darin erwacht.

Gegen Süden umgiebt die Steppe eine schaudervolle Wildniß. Tausendjährige Wälder, ein undurchdringliches Dickicht erfüllen den feuchten Erdstrich zwischen dem Orinoco und dem Amazonenstrome. Mächtige, bleifarbige Granitmassen verengen das Bett der schäumenden Flüsse. Berg und Thal hallen wieder von dem Donner der stürzenden Wasser, von dem Gebrüll des Jaguar, und dem dumpfen regenverkündenden Geheul der bärtigen Affen.

Wo der seichte Strom eine Sandbank übrig läßt, da liegen mit offnen Rachen unbeweglich, wie Felsstücke hingestreckt, oft mit Vögeln bedeckt, die ungeschlachten Körper der Krokodille. Den Schwanz um einen Baumast befestigt, zusammengerollt, lauert am Ufer, ihrer Beute gewiß, die tigerfleckige Boaschlange. Schnell vorgestreckt, ergreift sie in der Furth den jungen Stier oder das schwächere Wildpret, und zwängt den Raub, in Geifer gehüllt, mühsam durch den schwellenden Hals.

In dieser großen und wilden Natur leben mannigfaltige Geschlechter der Menschen. Durch wunderbare Verschiedenheit der Sprache gesondert, sind einige nomadisch, dem Ackerbau fremd, Ameisen, Gummi und Erde genießend, ein Auswurf der Menschheit (wie die Otomaken und Jaruren); andere angesiedelt, von selbst erzielten Früchten ernährt, verständig, und sanfterer Sitten (wie die Maquiritarer und Makos). Große Räume zwischen dem Cassiquiare und dem Atabapo sind nur vom Tapir und von geselligen Affen, nicht von Menschen bewohnt. In Felsen gegrabene Bilder beweisen, daß einst auch diese Einöde der Sitz höherer Cultur war. Sie zeugen für die wechselnden Schicksale der Völker, wie die Form biegsamer Sprachen, die zu den unvergänglichsten Denkmälern der Menschheit gehören.

Wenn aber in der Steppe Tiger und Krokodille mit Pferden und Rindern kämpfen; so sehen wir dagegen an ihrem waldigen Ufer in den Wildnissen der Guayana ewig den Menschen gegen den Menschen gerüstet. Mit unnatürlicher Begier trinken hier ganze Völkerstämme das ausgesogene Blut ihres Feindes; andere würgen ihn, scheinbar waffenlos und doch zum Morde vorbereitet, mit vergiftetem Daumnagel. Die schwächeren Horden, wenn sie das sandige Ufer betreten, vertilgen sorgsam mit den Händen die Spur ihrer schüchternen Tritte.

So bereitet der Mensch auf der untersten Stufe thierischer Rohheit, so im Scheinglanze seiner höheren Bildung sich stets ein mühevolles Leben. So verfolgt den Wanderer über den weiten Erdkreis, über Meer und Land, wie den Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte das einförmige, trostlose Bild des entzweiten Geschlechts.

Darum versenkt, wer im ungeschlichteten Zwist der Völker nach geistiger Ruhe strebt, gern den Blick in das stille Leben der Pflanzen, und in der heiligen Naturkraft inneres Wirken; oder hingegeben dem angestammten Triebe, der seit Jahrtausenden der Menschen Brust durchglüht, blickt er ahnungsvoll aufwärts zu den hohen Gestirnen, welche in ungestörtem Einklang die alte ewige Bahn vollenden.

Nachdem der weltberühmte, großartige Naturforscher die musterhafte Beschreibung der großen Steppen der Erde vollendet hatte, läßt er diese Beschreibung ihrer Begränzungen folgen. Er zeigt uns zuerst in Afrika, dann in Asien, dann in Südamerika die große Übereinstimmung derselben Verhältnisse: die Steppe scheidet ganz verschieden-

artige Völker, und Barbarei von menschlicher Bildung. Bei den Gränzen der südamerikanischen Steppe nach Süden hin, dem eigentlichen Gegenstande seiner Darstellung, verweilt er länger. »Kaukasische Gesichtsbildung« und dagegen »Negerhorden auf mannigfaltigen Stufen der Civilisation« gelten zwar dem Unkundigen nicht als so bestimmte Gegensätze, wie Barbarei und uralte Menschenbildung, und »Wildniß und europäische Halbcultur«; aber der Schmuck eines scharfen Contrastes mußte der Wahrheit der Schattirungen gerade hier nachstehen. Und nun wird uns die wilde Natur des Erdstriches zwischen dem Orinoco und dem Amazonenstrom, erst in einem großen Umrisse, dann in dem Raubleben der monströsen Amphibien vorgeführt. Jeder Zug ist bezeichnend, die tiefste Sachkenntniß in einem kleinen Zuge aussprechend. Dann erst erscheinen die Menschengattungen, auf verschiedenen Stufen der Bildung, aber alle noch roh; (die menschenleeren Einöden zeigen die Spuren einer höhern menschlichen Bildung, für welche auch die Form biegsamer Sprachen zeugen): und auch die Menschen hier in einem wilden, zur Gier nach Menschenblut entarteten Zwist, die Stärkeren würgend, die Schwächeren in steter, unbegränzter Furcht. So erscheint dem tiefern Blicke des Beobachters wieder das einförmige, trostlose Bild des entzweiten Geschlechts, und er wendet sich trostsuchend zu dem innern Wirken der heiligen Naturkraft und zu dem ungestörten Einklange in den Bewegungen der hohen Gestirne. Welch eine Fülle von Kenntnissen, welche Schärfe des Urtheils, welche Großartigkeit der Weltbeschauung und welche Tiefe eines religiösen Gemüthes ist über das Ganze der Darstellung ausgegossen, und welcher Zauber der Schönheit über alle Formen des Ausdrucks!

5. Der Rheinfall bei Schaffhausen. (Von Heinse.)

Es ist, als ob eine Wasserwelt in den Abgrund aus den Gesetzen der Natur hinausrollte. In den Gewölben der Schaumwogen im wüthenden Schuß flammt ein glühender Regenbogen, wie ein Geist des Zorns, schräg herab. Keine Erinnerung, der stärkste Schwung der Phantasie, kann's der gegenwärtigen Empfindung nachsagen. Die Natur zeigt sich ganz in ihrer Größe. Die Allmacht ihrer Kräfte zieht donnernd die kochenden Fluthen hinab, und giebt den ungeheuren Wassermassen die

Eile des Blitzes. Es ist die allerhöchste Stärke, der wüthendste Sturm des größten Lebens, das menschliche Sinne fassen können. Der Mensch steht klein, wie ein Nichts davor da, und kann nur, bis in's Innerste gerührt, den Aufruhr betrachten. Selbst der Schlaffste muß des Wassergebirg-Getümmels nicht satt werden können. Der älteste Philosoph muß sagen: Es ist eine von den ungeheuersten Wirkungen der anziehenden Kraft, die in die Sinne fallen. Und wenn man es das hundertste Mal sieht, so ergreift's Einen wieder von neuem, als ob man es noch nicht gesehen hätte. Es ist ein Riesensturm, und man wird endlich ungeduldig, daß man ein so kleines, festes, mechanisches, zerbrechliches Ding ist, und nicht mit hinein kann. Der Perlenstaub, der überall, wie von einem wüthenden Feuer herumdampft, und wie von einem Wirbelwinde herumgejagt wird, und allen den großen Massen einen Schatten ertheilt, oder sie gewitterwolkig macht, bildet ein so fürchterliches Ganze mit dem Flug und Schuß und Drang und An- und Abprallen und Wirbeln und Sieden und Schäumen in der Tiefe, und dem Brausen, und dem majestätischen erdbebenartigen Krachen dazwischen, daß alle Tiziane, Rubens und Vernets vor der Natur müssen zu kleinen Kindern und lächerlichen Affen werden. O Gott, welche Musik, welches Donnerbrausen, welch ein Sturm durch all mein Wesen; heilig, heilig, heilig, brüllt es in Mark und Gebein! Kommt, und laßt euch die Natur eine andere Oper vorstellen mit anderer Architektur und anderer Feenmalerei und anderer Harmonie und Melodie als die von jämmerlicher Verschneidung mit einem einzigen Messer euch entzückt. Es ist mir, als ob ich in der geheimsten Werkstatt der Schöpfung mich befände, wo das Element, von fürchterlicher Allgewalt gezwungen, sich zeigen muß, wie es ist in zerstürmten ungeheuren großen Massen. Und doch läßt das ihm eigenthümliche Leben sich nicht ganz bändigen, und schäumt, und wüthet, und brüllt, daß die Felsen und die Berge nebenan erzittern, und erklingen, und der Himmel davor sein klares Antlitz verhüllt, und die flammende Sonne mit milderen Strahlen drein schaut.

Es ist der Rheinstrom, und man steht davor wie vor dem Inbegriff aller Quellen, so aufgelöst ist er, und doch sind die Massen so stark, daß sie das Gefühl statt des Auges ergreifen, und die Bewegung so trümmernd heftig, daß dieser Sinn ihr nicht nachkann, und die Empfindung immer neu bleibt, und ewig schauervoll und entzückend. Man hört und fühlt sich selbst nicht mehr; das Auge sieht nicht mehr, und

läßt nur Eindruck auf sich machen, so wird man ergriffen, und von nie empfundenen Regungen durchdrungen. Oben und unten sind kochende Staubwolken, und in der Mitte wälzt sich blitzschnell die dicke Fluth, wie grünliches Metall mit Silberschaum im Fluß, unten stürzt es mit allmächtiger Gewalt durch den kochenden Schaum in den Abgrund, daß er, wie von einer heftigen Feuersbrunst, sich in Dampf und Rauch auflöst, und sich über das weite Becken wirbelt und kräuselt. An der linken Seite, wo sein Strom sich am stärksten hineinwälzt, fliegt der Schuß, wie Ballen zerstäubter Kanonenkugeln, weit ins Becken, und giebt Stöße an die Felsenwand, wie ein Erdbeben. Rundum weiter hin ist Alles Toben und Wüthen, und das Herz und die Pulse schlagen dem Wassergott, wie einem Alexander nach gewonnener Schlacht.

Die Darstellung enthält alle Züge, alle Farben des großen Naturereignisses: Eine Wasserwelt rollt herab, mit Schaumwogen; donnernde, kochende Fluten; ein Regenbogen in den Wolken des Wasserdampfs, die vom Wirbelwinde herumgejagt werden; der Wogensturz herabschießend, sich drängend, an- und abprallend, erderschütternd, daß die Felsen und Berge nebenan erzittern, die Flut unten aufregend zum Kochen und Schäumen, daß sie über das weite Becken wirbelt. Aber nicht sowohl das Bild ist der Zweck der Darstellung, als vielmehr die seine Auffassung begleitenden Gefühle, Bewunderung der Größe, der Kraft und der Allmacht, und dagegen unserer eignen Nichtigkeit, welche die Gefühle des Erhabenen (§. 104 und 143) erzeugen. Diese Gefühle zeigen sich selbst in einer dem Aufruhr des Elements entsprechenden Aufwallung, zwischen Schauder und Entzücken schwankend, unstät, abspringend. Dabei fehlt nun aber der Darstellung die das Gefühl und den Gedanken beherrschende Klarheit und Besonnenheit, den einzelnen Zügen und Partieen der Zeichnung Bestimmtheit und Umriß und der Ausdruck ist unverständlich, gesucht und schwülstig. Dahin gehören: »eine Welt rollt aus den Gesetzen der Natur«, »glühender Regenbogen, wie ein Geist des Zorns«, »der Schwung der Phantasie kann es (?) der gegenwärtigen Empfindung nicht nachsagen«, »der Geist des Zorns flammt herab« und »die Allmacht der Natur zieht donnernd herab«, »der Schlaffste wird des Wassergebirg-Getümmels nicht satt«. Dabei das Gelehrtthuende: »Der älteste (?) Philosoph muß sagen, es ist eine Wirkung der an-

ziehenden Kraft«, das Gesuchte der Operration, der Verschneidung mit einem einzigen Messer«; die unverständliche Zusammenstellung: »Es ist mir, als ob... und doch...?« und der widersprechenden Wirkungen des Brüllens: »daß der Himmel sich verhüllt, die Sonne aber mild hineinschaut«, und so giebt es des Gesuchten, Schwülstigen noch viel mehr bis herab auf die »Ballen zerstäubter Kanonenkugeln«, und den Flußgott, dem die Pulse (nach dem siegreichen Sturze) schlagen, wie einem Alexander nach gewonnener Schlacht. Wohl mag dem Verfasser Lebendigkeit der Phantasie und ein erregbares Gefühl nicht abgesprochen werden, aber ihm fehlt die Zucht classischer, wie andern seiner Werke auch der sittlichen Bildung. Vor solchen verführerischen Beispielen warne man früh die Jugend.

6. Der erste May. (Von Jean Paul.)

Der Tag stirbt sanft im Blüthennebel; die Alleen und die Gärten reden nur leise, wie gerührte Menschen, und um die Blätter fliegen die Lüftchen, und um die Blüthen die Bienen mit zärtlichem Gelispel. Nur die Lerchen steigen, wie der Mensch, schmetternd in die Höhe, um dann, wie er, schweigend in die Furche zurückzufallen, anstatt daß die große Seele und das Meer sich ungehört und ungesehen in den Himmel erhebend und rauschend, und erhaben, und befruchtend, in Wasserfällen und Gewittergüssen auf die Erde niederstürzen. — Ach, führet keinen Menschen, dessen Wunden nicht alle recht fest verbunden sind, in den Tempel des Frühlings! Die süßen Wallungen drücken sonst das Blut durch seinen Verband. — a)

Der große Frühling hing über der Welt, wie ein breites, mit Licht und Glut und Naß gefülltes Gewitter, und goß seine leuchtenden Lebenstropfen in einer unübersehlichen Kataracte nieder; — und aus dem schwellenden, ausgebreiteten Lebensstrome ragten die Menschen nur wie Wasserpflanzen hervor, und die Erde wie Klippen b) und unter dem schöpferischen Brausen gingen die kleinen Stimmen der erquickten Lebendigen nur wie Gewitterstürme und Glockengeläute umher. — c)

Aber über das, wie eine Konchylie geschlossen liegende, Herz zog das große Meer vergeblich; in solchen Stunden ist der Mensch nur für Menschen, nicht für Götter gemacht, und die von einem zu schweren Tropfen gebückte Sonnenblume kann der Sonne nicht mehr folgen. d)

Ich schämte mich der Erweichung, als ich vor der blühenden Natur stand, die vor dem brennenden Abende, wie vor einem rothen sphärischen Spiegel, purpurroth anlief; — als die Berge aufstanden, und die blaue Waldung und den Frühling mit ewigem Schnee durchschnitten, wie hohe weiße Hagelwolken das Himmelblau. — e)

Mich drückte eine Stockung der Empfindung, ein banges Zwielicht zwischen heller Freude und dunkler Trauer, wogegen es nur zwei Mittel giebt, entweder jene oder diese zu verdoppeln. — Ach, das letztere war leichter. Wenn dumpfe namenlose Schmerzen sich an's Herz anlegen, so gieb ihnen größere Stacheln, damit sie es tiefer ritzen: denn das wegfließende Blut macht den Busen leichter, so wie ein kleiner Riß einer Glocke einen dumpfen Klang nachläßt, bis ihr ein weiter den hellen wieder verschafft. — So opferte ich den Wein, der den Musen zugehörte, dem Genius der Trauer. f) — Und als ich trank vor der hinabglühenden Sonne; und als es um die Brandstätte der niedergebrannten Sonne weit umher rauchte wie Blut; als die Rauchsäulen des Dorfes unter mir den Goldrand des Abends, der an der grauen Masse glimmte, ablegten, und sie, wie aufgerichtete Regenwolken, emporstanden; als auf den Wassern eine düstre Leichendecke über die hüpfenden Brennpunkte und schillernden Farbenpulver gebreitet war; und als alle Schlösser und Wälder und Berge solche vom Abendglanz in die Luft gezogne Gebilde waren, wie sie die Feuerwerke der Menschen schaffen; so stellte meine thränentrunkne Phantasie auf die rothe Begräbnißstätte der Sonne alle Gestalten und Zeiten, die mich je betrübt oder verlassen hatten; — ich hob alle mürbe Leichenschleier auf, die in Särgen lagen; — ich entfernte den erhabnen Trost der Ergebung, blos, um mir immerfort zu sagen: »Ach, so war es ja sonst nicht; tausend Freuden sind auf ewig nachgeworfen in Grüfte, und du stehst allein hier und überrechnest sie.« g)

Jetzt war es leichter, traurig zu werden. Und da ich mir ferner vormalte, wie viel mir jeder Frühling genommen habe, und wie wenig dieser gebe; wie langsam unsere Weisheit, wie langsamer unsere Tugend zunehme, und wie so schnell unser Alter und die Scheiterhaufen unserer Freuden und Freunde — und da ich ferner daran dachte, daß im Tode nur wenige Schuh Erde, aber im Leben die ganze Erde mit der Schwere ihrer Forderungen über unsere schwache Brust gewälzt sei; so fragte mich unaufhörlich etwas in mir: Bist du denn noch nicht traurig genug? Siehe, wie bist du allein! wie siehst du mit so nassen Augen in den aufblühenden Früh-

ling! Und bist du nicht tausendmal so mit dieser zusammengedrückten schmachtenden Brust vor der unermeßlichen Fülle des Himmels gestanden? O! wie bist du arm und allein! — Kannst du deine Hand ausstrecken in den Nachthimmel, und die zu dir herunterziehn, die hinübergeflogen sind? Kannst du die vergessen, die dich vergessen haben? — Bist du noch nicht traurig genug?« —

Ich konnte nicht Nein sagen; und als ich dachte: das ist der erste May; so war es genug. —

Aber nach einer erschöpften, verdunkelten Stunde sah ich gen Himmel, und der Mond schwamm in seiner blauen Mitte; — Ein Nachtwind wühlte sich durch den ganzen bethauten Frühling, und warf einen Wasserstrahl von der Kaskade, an der ich lag, erquickend in mein brennendes Angesicht. — Und als noch dazu drei Windmühlen anfingen, durch die Nacht zu schlagen, und als unten im Grün des tiefen Dorfes aus dem Hause eines Töpfers eine gebogene Flamme sich zwischen den grünen Gipfeln aus einander rollte und aufbäumte; da war mir, als höbe das Wehen den beladenen Busen vom Herzen ab, und in der aufgedeckten, aufgekühlten Brusthöhle wiege es sich jetzt ohne Last. — Es war mir, als wenn die gegen Morgen rückende Abendröthe heller blühte, weil ein Engel in sie geflogen sei, der meiner Seele vorher zugelispelt habe: »Das Buch eurer Vergangenheit, Menschen, ist nur ein Traumbuch, welches das Widerspiel der Zukunft bedeutet.« — Der Abendschmetterling der Zeit, der in der Dämmerung und nahe auf den Gräbern mit Todtenköpfen auf den Flügeln mich umkreiset hatte, war, je weiter er gen Himmel stieg, unterweges eine sterbliche Psyche mit glänzenden Schwingen geworden.

Ich stand auf und ging sanft überweht in den dämmernden Luftgängen, — und die Maikäfer rauschten um mich, und der Nachtschmetterling deckte seine offenen Flügel auf die Schlehenblüthe. — Die Nächte des Frühlings gehen über die Erde nicht einsam, wie die unfruchtbaren Wintertage, sondern wie glückliche Mütter, und tausend spielende Kinder hüpfen ihnen leise nach. — Aber ich war ein Kind, das nicht längst geweint hatte; — und als ich das alles dachte, sah ich, gleichsam um Verzeihung flehend, auf die Erde.

Ich schaute zum hellen, in Abendröthe gefaßten Nachtblau hinan, und mein Blick fiel auf die Goldzinne eines unter dem Monde schillernden Gewitterableiters. —

Ich blickte endlich auf zum Sternenfelde, und die ewig blühenden Lilienbeete zitterten droben und schläferten mit sanften Betäubungen meine brausende Seele ein, wie Kinder durch Lilien im Schlafzimmer einschlummern. —

Nun lag ich ganz in den Armen des Frühlings, und spielte mit den großen Blumen seiner Brust. — O du, Allgütiger, ich bin ja noch in seinen Armen — und in deinen! —

Der beginnende Frühling tritt hier mit den blühenden Gärten, den Blüthennebeln, dem Frühlingsathem und den Frühlingslüften, Bienen, Schmetterlingen, Lerchen, milden Gewitterschauern in Lebensströmen, einem schönen Sonnenuntergange, den folgenden Dämmerungen, Mondschatten, einer lauen, lebensregen Nacht und ihren Sternen in allem Reichthume und aller Frische der Farben, mit voller Wahrheit und doch wieder in so eigenthümlichen Zeichnungen vor die Seele, daß man ihn selbst mit allen Sinnen aufzunehmen glaubt. Der Dichter, dessen Herzenswunden »nicht alle verbunden sind«, denkt früherer Frühlinge, versenkt sich, gleichsam aufgelöst in dem ihn umfassenden Zauber der ewigen Natur, in das Gefühl der Wehmuth über seine verlorenen Lieben und das Wehe des Lebens, bis das erwachende Bewußtsein seiner Unsterblichkeit auch in ihm Frühling schafft, und er dem Frühling der Natur »an den Busen«, »in die Arme« sinken kann. Die lebendige Innigkeit und Tiefe des Gefühls, dieses reinen, reichen und frommen Dichters zieht uns unwiderstehlich an. Aber die gewaltigen Wogen des Gefühls, fluthend über die Fülle der sich aus einem reichen Schatze voller Kenntnisse und Lebenserfahrungen hervordrängenden Gedanken, und immer neue Schöpfungen hervorrufend, durchbrechen — nie die Schranken sittlicher Zucht — aber wohl die der Schönheit und des classischen Ausdrucks. Dunkelheit, Überladung, ein vorherrschendes Streben nach gelehrten Vergleichungen, eine schrankenlose Üppigkeit, besonders elegischer Gefühle, schaden dem Totaleindruck und der Schönheit der Form des Ganzen. So sehr der Dichter ein jugendliches Gemüth für sich gewinnt und so reiche und edle Schätze in ihm enthalten sind, so vergesse man bei ihm nie, daß ihm, wie er an sich unnachahmbar ist — so auch wegen jener Mängel nie nachgeahmt werden dürfe.

a) Der Mensch und die große Seele machen keinen Gegensatz. »Schmettern« kann sich nicht auf den Menschen; »rauschend«, »Wasserfälle« und (ungesucht nicht) »Gewittergüsse« können sich nicht auf »die große Seele« beziehen. (Eine sogenannte parallele Construction, Syntax II. 173, wäre auch hier gesucht und fehlerhaft.) b) Das Hervorragen der Erde wie Klippen ist schwer verständlich: denn »Menschen wie Wasserpflanzen« ist wohl bedeutend, aber soll das Land mit den Gewächsen »durch Klippen« als lebloser bezeichnet werden, so ist dies doch zu künstlich. c) »Kleine Stimmen wie Gewitterstürme« ist eben so unverständlich im Gegensatze zu dem schöpferischen Brausen. Vielleicht ist der Fehler bloß grammatisch, und es sollte heißen: »wie unter Gewitterstürmen....« und in anderer Satzfolge. d) Das »große Meer des ausgebreiteten Lebens vergeblich über das, wie eine Conchylie, verschlossene Herz ziehend« ist ein tiefer großartig elegischer Ton, und der »zu schwere Tropfen« erklärt, wie die Bitte »Ach! führet...«, die zu große Frühlingsfreude als die Quelle der Erweichung, aber unvereinbar mit dem »vergeblich« im Bilde der Conchylie. e) Die Bezeichnung der sich ändernden Empfindung liegt in den grammatischen Hauptsätzen »schämte«, »drückte«, »stellte«; die ändernden Erscheinungen des Frühlings in den Adverbialsätzen, »als..; als...« der Zeit und sollen die Empfindung motiviren. Es soll aus dem Gegensatze, »Erweichung« gegen »blühen«, »erheben der hohen Waldung und der mit ewigem Schnee bedeckten Berge bis in die Wolken« die Scham entspringen; aber da »mit ewigem Schnee« zum sehr betonten Adverb von dem, dem »aufstanden« beigeordneten »durchschnitten« geworden ist, so sucht man den Gegensatz in »mit Schnee durchschneiden« und »Erweichung« und vergeblich dazu die Gründe. f) Woher die »Trauer«? ist sie die unter d) erklärte Wehmuth, oder gar durch das »mit Schnee durchschneiden« motivirt? Der Dichter will die Trauer erhöhen, um sie zu mildern. Die Analogie des Glockenrisses mag sehr wahr seyn; der Wehmuth liegen solche Schätze scharfsinniger Beobachtung zu fern. g) »Die blutige Abendröthe, das sich Begraben der ausgebrannten Sonne, die Leichendecke des Nebels« steigern die Wehmuth zur Trauer über die Gestorbenen und Untreugewordenen; aber die Berge, als Gebilde in die Luft gezogen, ihre Ähnlichkeit mit Feuerwerken, wie sollen diese die Trauer motiviren?

durch das verschleierte Attribut der Vergänglichkeit? oder vergaß die Beschreibung, hier die Beziehung, die grammatisch gegeben ist, zu erklären? Der Schüler setze auf diese Weise die Zergliederung fort, und er wird bei vielen Schönheiten jenen Mangel classischer Klarheit und Richtigkeit nicht übersehen können, wenn er sich nicht zu den Lesern bekennen will, von denen der Ausspruch Quint. VIII. 2, 21 gilt: acumine suo delectantur et gaudent, non quasi audiverint, sed quasi invenerint.

7. Aus »dem Frühling«. (Von Kleist.)

Auf rosenfarbnem Gewölke, bekränzt mit Tulpen und Lilien,
Sank jüngst der Frühling vom Himmel. Aus seinem Busen ergoß sich
Die Milch der Erde in Strömen. Schnell glitt von murmelnden Klippen
Der Schnee in Bächen herab. Des Winters Gräber, die Flüsse,
In welchen Felsen Eis mit hohlem Getöse sich stießen,
Empfingen ihn, blähten sich auf, voll ungeduldiger Hoffnung,
Durchrissen nagend die Dämme, verschlangen gierig das Ufer.
Wald, Feld und Wiese ward Meer! — Kaum sahen die Wipfel der Weiden
Im Thale wankend heraus. — Gefleckte Taucher und Enten
Verschwanden, schossen herauf; und irrten zwischen den Zweigen,
Wo sonst vor Schmerzen der Liebe im Laub' die Nachtigall seufzte. —
Der Hirsch, von Wellen verfolgt, streift auf unwirthbaren Felsen,
Die traurig die Fluth übersahn. Ergriffene Bären durchstürzten
Das anfangs seichte Gewässer; sie schüttelten brummend
Die um sich gießenden Zotten; bald sank der treulose Boden:
Sie schnoben, schwammen zum Wald', umschlangen Tannen und Eichen
Und huben sich träufelnd empor. Hier hingen sie ängstlich im Wipfel,
Vom reißenden Winden, vom Heulen der flüssespeienden Klippen
Und schwarzen Tiefen gescheucht. — Der Büsche versammelte Sänger
Betrachteten traurig und stumm von dürren Armen der Linden
Das vormals glückliche Thal, wo sie den flehenden Jungen
Im Dornstrauch Speise vertheilt. — Die frühe Lerche, vor Jammer
Sich aufwärts schwingend, beschaute die Wasserwüste von oben
Und suchte verlass'ne Gefilde. — Es flossen Scheuren und Wände
Und Dächer und Hütten umher. — Aus Giebeln und gleitenden Kähnen
Versah der trostlose Hirt sich einer Sündfluth, die vormals
Die Welt umrollte, daß Gemsen in schlagenden Wogen versanken!

Dieser Anfang des berühmten »Frühlings« von Kleist ist hier keineswegs als Muster aufgenommen. Wo der Dichter, und besonders für seine Zeit in andern Darstellungen (Siehe später »Irin«)

und selbst in den folgenden Theilen dieses Gedichtes, auch wohl so viel Vortreffliches darbietet, mag man doch auch die Fehler nicht übersehen. Diese liegen hier fast alle in dem äußerst fehlerhaften Gebrauche der Tropen. Abgesehen, daß gerade bei Naturschilderungen der Gebrauch der Tropen an sich am wenigsten zweckmäßig ist (§. 119) und besonders der versinnlichenden Tropen, giebt dieses Fragment viele abschreckende Beispiele der Verletzung aller classischen Regeln ihres Gebrauchs. Hier schwebten dem Dichter keine antike classische Muster vor: »Milch der Erde, sich ergießend aus des Frühlings, einer männlichen Person, Busen« ist weder, was das Verhältniß des Genitivs »der Erde« betrifft, verständlich und vorstellbar, noch anständig. »Die Gräber des Winters« veranlassen eine störende Nebenvorstellung. Die Attribute der Flüsse, die hier nur in Apposition stehen, sind hier geschmacklose und widersinnige Attribute der Gräber geworden, »sich aufblähende, nagende, verschlingende Gräber«. So die »dürren Arme der Linden«. Abgesehen, daß die Zeichnung in einzelnen Theilen mehr grell und gesucht, als wahr ist, wie die Bären, die auf den Gipfeln der Bäume schwanken, ist selbst die Wahl der Ausdrücke nicht immer verständig: »Ergriffen« wird nicht gleich verstanden, als »von der Fluth ergriffen«, da ein »anfangs seichtes Gewässer« nicht so ergreifen kann; so »die Welt umrollen« und das matte Adverb der Wirkung »daß Gemsen versanken«, wenn diese auch auf die höchsten Berge klettern können; und die »schlagenden Wogen«. So warnend diese Beispiele sind und uns an die Nothwendigkeit der classischen Nüchternheit im Gebrauche der Tropen und der Besonnenheit in der Wahl der Attribute erinnern; so muß doch bemerkt werden, daß viele folgende Stellen dieses oft gepriesenen Gedichtes durch die Lebendigkeit und Wahrheit der Schilderung die gerügten Fehler ausgleichen. Der Text ist nach Körte's Ausgabe. Siehe darüber im Anhange.

8. Der Winter. (Von Hebel, übersetzt von Adrian.)

Siehe 1r Theil, §. 147.

Die Übersetzung aus Hebels allemannischen Gedichten ist sehr gelungen und fast wörtlich. Es ist ein schönes lebendiges Wintergemälde (es würde, gemalt, schön sein) in der naiven Auffassung eines Landmanns: überall Schnee in einer ländlichen Gegend, im

Dorfe, in den umzäunten Gärten, auf den Dächern, dem Herrnhause, der Kirche; der eilende beschneite Wanderer, selbst die Vögel beleben es. Die Vergleichung des Schnees mit der Baumwolle, »sie schütten...« leiten den naiven Ton passend ein, und dazu eignet sich „no menge Wage voll" »noch viele Wagen voll« besser als die Übersetzung »der Himmel hängt noch voll von solcher Waare«, ungeachtet des nachfolgenden »kaufet«. »Es ist ein Graus« ist nicht parenthetisch zu nehmen, sondern als Adverb des Grades »so daß es ein Graus ist« ∾ »es schneiet auch gar zu sehr«. Die Übersetzung der Verse:

Sie meine 's heig's sust niemes so = ... es hätte sonst niemand so
Der nussbaum het doch au si sach = ... hat doch auch seine Sache (Theil)

durch »sich allein geschmückt glauben« und »man nahm auch nicht aus« hat nicht den naiven Ausdruck des Originals. An diese Darstellung reiht sich in der 4ten und 5ten Strophe das Bild der Ruhe, des Harrens auf die Auferstehung im Frühling während einer sichern, süßen Ruhe. »Ostertag«, »das Erwachen im Grabe«, »Abstreifen des Todtenhemdleins« anspielend auf ein frohes, frommes Ahnen, tönt wie das Läuten einer Kirchenglocke über die stille Winterflur. Eine elegische Färbung, ein ernsteres Hindeuten auf unsere Auferstehung würde der heiteren Naivetät der Darstellung entgegenwirken. Daher der Übergang zu dem hungrigen Spätzlein, und auf die milde Gabe »Hier! (hast du etwas „Do hesch..") der Schluß, daß auch für die Vögel unter dem Himmel die Vorsehung sorge, in einem frommen Bibelspruche der Bergpredigt Matth. 6, 26.

9. Mondscheingemälde. (Von Matthison.)

Siehe die schon mit dem Texte im 1sten Theile §. 147. gegebenen Nachweisungen.

Eine liebliche Schilderung. Schönheit und Leichtigkeit des Versbaues, Fülle der Farben, die in Einer Grundfärbung des Schauerlichen und Geistigen vereint sind, (»Geisterthurm, bemoostes Gestein, Irrwischtanz, Kirchenfenster, öde Felsenkluft, bleich, schauerlich, Trümmer, düstere Eiben, gothische Abtei, Zauberschein, Eremitenzelle, Elfen«) zeichnen sie aus, wie der schöne Schluß, wo die Phantasie sich in den Feenträumen verliert. Alles ist verständlich. Die Folge

aber der einzelnen Zeichnungen erscheint dem Leser, dem es überlassen bleibt, sie in ein Gemälde zu vereinen, sehr willkürlich, und, wie dies in solchen Schilderungen dem Reime zu sehr zu Statten kömmt, fast nur durch den Reim bestimmt. Dies ist bei recht vielen der gereimten Schilderungen des Verfassers der Fall, deren manche zu matten Reimereien herabsinken.

10. Die Fülle des Sommers. (Von Harms.)

Kaum, daß man ein Blatt findet, das nicht zahlreich bewohnt wäre! kaum, daß wir einen Schritt thun können, ohne Lebendiges vor unsern Füßen wahrzunehmen! Wolken von kleinem Geflügel spielen im Sonnenschein! Nirgends, nirgends, o Mensch, bist du in dieser Zeit allein! Es wühlt unter deinem Sitze; es zirpt dir zur Seite; es schwebt über deinem Haupte; es singt hinter dir, es flattert vor dir; überall ist des Lebendigen Fülle zu dieser Sommerszeit. Es sind Wesen, die mit sein wollen auf dieser Erde nach ihres Schöpfers Willen, denen er angewiesen hat ihren Ort, denen er gegeben hat zu dem Bedürfnisse die Werkzeuge, es zubefriedigen; denen mehrere und wenigere Sinne aufgethan sind, weiter zu dringen als zu dem, was sie berühren; die den Schmerz und die Freude kennen, und die Freude suchen, wie du, o Mensch, und dir verwandt sind. Wolltest du verachten der eines? nicht eines Anblicks, nicht eines Gedankens würdigen? Du kannst hundert tödten mit einem Fußtritt, aber auch ein einziges bilden? Nein, mußt du bekennen, dazu gehört eine Gotteshand, Gottes Allmachtshand; wie stark auch dein Arm, wie behände deine Finger und Werkzeuge, wie kunstreich dein Verstand ist, so kannst du kein einziges schaffen, von welchem Gott so viele tausend mal tausend geschaffen hat, dermaßen, daß du nicht zählen kannst, wie weit du mit deinen Augen nur reichst, wie viel auf einem einzigen Baum nur lebt: denn es ist allenthalben von allerlei Art, woget und treibt, wimmelt und summt in lauter Fülle, Lebensfülle, zur Sommerszeit.

Die Schilderung soll dazu dienen, die Überzeugung von der allgenügenden Allmacht des Schöpfers zu erzeugen. Das »überall« ist hier in der ersten Periode zerlegt in »auf allen Blättern«, »allen Schritten«, »Wolken von kleinem Geflügel« steigernd. Auf die Summation »Nirgends, nirgends — — — in dieser Zeit (rhets-

rischer Überton). bist du allein«, folgt dieselbe Zerlegung; aber es sind gerade die Attribute des Lebens, die in den Verben »wühlt«, »zirpt«... hervorgehoben werden, während das »überall« nach den räumlichen Verhältnissen zu dem Beobachter zerlegt wird, in »unter«, »zur Seite«, »über«, »hinter«, »vor«, und nun folgt wiederum, gleichsam einen Parallelismus (I. §. 188) bildend, die Summation. Jetzt folgt die Ausstattung der lebendigen Wesen mit immer höheren Lebensfähigkeiten bis zur Verwandtschaft mit dem Menschen. Jetzt erst wird die mit dem Zweck der Darstellung näher zusammenhängende und daher in grammatischen Hauptsätzen aufgeführte Vorstellung der Ohnmacht des Menschen, so mannigfach ausgerüstetes Leben zu schaffen, angereiht. Das »denn...«, wieder das Thema der Schilderung erfassend, bezieht sich auf den abgestuften Nebensatz »nicht zählen« gegen I. §. 24. Ein solcher Fehler ist schon in »dermaßen —«, und die sogenannte ausschließende Inversion I. §. 109 ist nicht immer begründet.

11. Die Gräber bei Jerusalem.

Klopstock, Mess. II. §. 99 — 110.

Also sagt' er, und näherte sich den Gräbern der Todten.
Unten am mitternächtlichem Berge waren die Gräber
In zusammengebirgte zerrüttete Felsen gehauen.
Dicke, finsterverwachsene Wälder verwahrten den Eingang
Vor des fliehenden Wanderers Blick. Ein trauriger Morgen
Stieg, wenn der Mittag schon sich über Jerusalem senkte,
Dämmernd noch in die Gräber mit kühlem Schauer hinunter.
Samma, so hieß der besessene Mann, lag neben dem Grabe
Seines jüngsten geliebteren Sohnes in kläglicher Ohnmacht.
Satan ließ ihm die Ruh', ihn desto ergrimmter zu quälen.
Samma lag bei des Knaben Gebein in modernder Asche;
Neben ihm stand sein anderer Sohn und weinte zu Gott auf.
Jenen todten, den der Vater beweint' und der Bruder,
Brachte die zärtliche Mutter einst, erweicht durch sein Flehen,
Mit in die Gräber zum Vater hinab, zu dem Vater im Elend,
Den jetzt Satan in grimmiger Wuth bei den Todten herumtrieb.

Zerrüttete, aufgethürmte Felsen, Lichtmangel, kalte Schauer, dieser Ort stimmt mit dem Grauen der bald erzählten That. Dabei das Grab des ermordeten Lieblings, und der Vater als Mörder an

dessen Grabe und dabei Joel, sein anderer Sohn, weinend zu Gott um Hülfe flehend. Das alles soll das Gefühl des Schauders und des Mitleids erwecken, wie noch mehr die folgende Erzählung, damit der Sieg über Satan mit höherer Theilnahme und freudiger gefeiert werde.

Dritte Abtheilung.

Schilderungen innerer Zustände und der Charactere.

---

12. Character eines feinen Verläumders. (Von Gellert.)

Orgon giebt sich die Miene, daß er Gaben und Verdienste schätze, wo er sie finde, und Fehler lieber verdecke, als offenbare. In der That kann er Verdienste an Niemanden dulden, und er würde fremde Tugenden nicht bemerken, wenn er nicht durch Eifersucht und Stolz auf sie aufmerksam gemacht würde. Er hat das Verlangen, besser zu sein, als Andere; aber sein Herz ist verderbt, sie durch wahre Vorzüge übertreffen zu wollen. Deßwegen erniedrigt er Andere durch wahre oder erdichtete Fehler, um alsdann über sie hinwegzuragen. Ein niederträchtiges Geschäft! und doch ein Geschäft, worauf Orgon seinen Verstand und seine Wissenschaft verwendet, und woburch er sich in Gesellschaften den Namen des Scharfsinnigen, des Sittenrichters, des klugen Mannes erwirbt. Die Form, die er seiner Verläumdung giebt, ist gemeiniglich der Lobspruch. Er flieht die ehrenrührigen Worte, und wählet aus der Sprache des Tadels die gelindesten; aber es sind auch nicht bloß die Worte, durch die er seine Gesinnungen ausdrückt. Nein, durch den Ton, mit dem er sie ausspricht, sagt er das, was er dabei denkt. Eine Miene, ein nachsinnender Blick, ein niedergeschlagenes Auge, eine sich faltende Stirn, eine künstliche Bewegung der Hand, alles dieses verläumbet an ihm mehr, als die Sprache.

Die Gesellschaft lobt heute Damons Geschicklichkeit, und Niemand ist beredter, als Orgon. Er declamirt von Damons Verdiensten, um zu zeigen, daß er das Verdienst kenne und die seltene Tugend besitze, den Vorzug des Andern ohne Neid zu schätzen und zu bewundern. »Ich,« fährt Orgon fort, »bin ihm und seiner Einsicht sehr viel schuldig;

ich kenne ihn, und es kränkt mich um desto mehr, wenn die Welt diesem rechtschaffnen Manne von der Seite des guten Herzens Vorwürfe macht.« — Hier schweigt er. Ernst und Widerwille auf seiner Stirn machen die Vorwürfe wahrscheinlich, und ein gewisses Zurückwerfen des Kopfes, das sie zu entschuldigen scheint, befestigt den Verdacht in den Augen der Anwesenden. Orgon hat genug gewonnen. Er fährt fort, den Verstand, die Geschicklichkeit, die Höflichkeit des Damon zu bewundern und sagt kein Wort weiter von seinem guten Herzen. »Ja,« hören wir ihn ein anderes Mal reden, »Amynt ist wirklich ein dienstfertiger, aufrichtiger Mann, von dieser Seite kenne ich ihn. Wenn er nicht der witzigste Mann ist, so ist Rechtschaffenheit doch immer mehr als Witz, und wenn er seinem Amte, wie man sagt, nicht gewachsen ist, so ist das doch nicht der Fehler seines Herzens. Es ist wahr, der Bär in der Fabel, der seinem Freunde, dem Menschen, einen Dienst der Liebe erweisen will, und ihm unvorsichtig den Kopf einschlägt, ist ein gefährlicher Freund; aber Aufrichtigkeit bleibt doch immer eine große Tugend. Der gute Amynt!« — Diesen Ausruf spricht er mit einem geschwinden, zweideutigen Tone aus. Man fragt ihn, was Amynts Fehler eigentlich sei? Er sieht den Fragenden an, thut, als hörte er die Frage nicht, und beantwortet sie dadurch am boshaftesten, daß er sie nicht beantwortet. Orgon weiß, daß man in der Einbildung mehr hinzusetzen wird, als er thun dürfte.

»Es ist gewiß«, spricht Orgon, da man ihm die Beredsamkeit eines Geistlichen rühmt, »er predigt vortrefflich, und er verdient es, daß man ihm dies ansehnliche Amt der Kirche ertheilt hat. Er ist beinahe ein zweiter Bossuet oder Saurin.« — Nach einer kleinen Vergleichung zwischen diesem Redner und dem Saurin, wo er seine eigne Beredsamkeit zeigt, fährt er mit einem Aber fort und stockt. — »Nun, Herr Orgon, was haben Sie, was stocken Sie?« — »Nichts. Haben doch Bossuet und Saurin selbst den Vorwurf der Herrschsucht und des Geizes dulden müssen: denn wer kann es leiden, daß große Männer keine Fehler haben? — Man redet morgen in einer großen Gesellschaft nachtheilig von den Tugenden einer Frau. Orgon fürchtet sich, zu reden, aber seine bedenkliche Miene sagt mehr, als nöthig ist, den Verdacht zu bestärken. — Seine Sittensprüche, die er so oft einstreut: »Wer wird immer das Böse von Anderen glauben?« — »Es ist menschlich, Andere so lange für gut zu halten, als uns keine traurige Noth-

wendigkeit das Gegentheil lehret.« — »Es ist leichter, Anderer Fehler, als ihre Tugenden zu bemerken.« — »Jeder hat seine Mängel; und der ist der Beste, der die wenigsten hat.« — »Man muß die Fehler der Menschen bedecken und dulden; was wäre sonst Nachsicht und Menschenliebe?« — »Die Nachrede vergrößert oft, ohne daß sie es will; man glaube die Hälfte.« — Alle diese seine Grundsätze, die er künstlich einzuflechten weiß, sind Brustwehren, hinter welchen seine verzagte Verläumdung sicher zu sein hofft.

Kleanth, ein Autor, hat den Beifall der Welt und hat ihn mit Recht. Orgon weiß wider diesen Ruhm im Herzen nichts einzuwenden, außer daß er ihm denselben nicht gönnt. »Dieser Autor,« spricht er, »ist auch mein Liebling, und wer wollte ihn nicht lesen? Er schreibt für den Verstand, für den Witz und für das Herz zugleich, und schreibt so sorgfältig, daß er sich, wie man sagt, beinahe um die Gesundheit geschrieben hat. Es ist ungerecht, daß man diesem Manne kein hinlängliches Auskommen verschafft. Große Genies sollten nie genöthigt sein, für Geld zu schreiben und des Gewinnes halber sich aufzuopfern. Welcher Schimpf für unser Jahrhundert!« Mit dieser patriotischen Klage macht er also seinen Liebling, den Autor, zum gewinnsüchtigen Schriftsteller, und seine gelobten Werke zu Früchten eines hungrigen Magens.

Orgon, dieser Meister in seiner Profession, besitzt noch feinere Kunstgriffe, als die, welche bereits erwähnt worden. Er läßt sein verläumderisches Aber nicht stets unmittelbar auf sein Lob folgen. Nein, er macht heute und morgen die heimliche Anlage zur Verkleinerung des Montan durch verschwenderische Lobsprüche, und die Entwickelung folgt erst, wenn er die Gesellschaften zum Vortheile seiner Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe gewonnen hat; sie folgt oft erst nach Wochen und Monathen. — Oft lenkt er das Gespräch auf gewisse Personen, deren Fehler zum Theil bekannt sind, und schweigt, sobald die Andern das Amt der Verläumdung über sich genommen haben. Indessen redet er durch Lächeln, durch Beschäftigungen mit dem Stocke, den er bald an den Mund drückt, bald nachdenkend besieht, durch ein einsylbiges So? Wie? Was? Er redet, sage ich, stillschweigend alles Böse von dem Andern, das jene kaum laut sagen, und so erwirbt er sich bei den Meisten das Verdienst eines scharfsinnigen und billigen Mannes; er, der ein neidischer Verläumder ist, ein Geschöpf, das Sirach in der Rangordnung noch über die Räuber setzt.

Zuerst macht uns der Zeichner mit den allgemeinen Attributen bekannt: Lüge, »er giebt sich die Miene«, Aufmerksamkeit auf Anderer Verdienste aus Neid, in der Absicht, sie zu verkleinern, um über sie hervorzuragen. »Besser zu sein« ist hier einer Mißdeutung ausgesetzt: schwerlich wollte der Verfasser dem Verläumder ein Verlangen nach Tugend zuschreiben. Darum besser und mit dem Folgenden übereinstimmender: »mehr gelten«. Der Begriff wird durch die Mittel, »Verstand und Wissenschaft«, welche auf den Zweck verwandt werden, beschränkt; es ist ein feiner Verläumder. Jetzt sehen wir erst im Allgemeinen das Verfahren dieses Verläumders: nur leisen Tadel, vorsichtigen, nur in Ton, in Blick, in Haltung. Nun folgen die Beispiele, wie er Damon, Amynt, einen Geistlichen, einen Autor verläumdet; und nun erst wird die heimtückische Schlauheit noch mit andern Färbungen gesteigert. Der Styl ist durchschaulich, klar, leicht, oft etwas nachlässig. Fehlerhaft ist (gegen Synt. II. §. 105) z. B. »... ist verderbt, sie ... zu wollen«, auch wenn der Setzer nicht »zu« hinter »ist« ausgelassen hat. Die beigeordneten »Scharfsinnigen, des Sittenrichters, und des klugen Mannes« schließen sich nicht aus (gegen Syntax II. §. 169) und man sieht nicht ein, wie »Sittenrichter« unter Vorzügen erscheinen kann.

Über den Styl des Verfassers vergleiche man ins Besondere noch Syntax II. §. 250, 2, wo die Kritik von Moritz durch eine andere berichtigt ist.

13. Characterumriß 1) Trajans (Plinius, paneg. Cap. 4) und 2) Friedrichs II. (Von Engel.)

Enituit aliquis in bello, sed obsolevit in pace: alium toga, sed non et arma, honestarunt: reverentiam ille terrore, alius amorem humilitate captavit: ille quaesitam domi gloriam in publico, hic in publico partam domi perdidit. Postremo adhuc nemo exstitit, cujus virtutes nullo vitiorum confinio laederentur. At Principi nostro quanta concordia, quantusque concentus omnium laudum, omnisque gloriae contigit! ut nihil severitati ejus hilaritate, nihil gravitati simplicitate, nihil majestati humanitate detrahitur! Jam firmitas, jam proceritas corporis, jam honor capitis et

dignitas oris, ad hoc, aetatis indeflexa maturitas, nec sine quodam munere Deûm festinatis senectutis insignibus ad augendam majestatem ornata caesaries, nonne longe lateque Principem ostentant?

Friedrich II. (Engel.)

Nicht jene glorreichen Siege des Königs; jene Thaten, die Europa in Erstaunen setzten, und oft mehr Wunder einer Gottheit als Wirkungen menschlicher Kräfte schienen; nicht irgend eine seiner einzelnen Tugenden und Vortrefflichkeiten, seine weise Kühnheit und Unerschrockenheit, wenn er schlägt, seine vorsichtige Betriebsamkeit, wenn er unterhandelt, sein über dem ganzen Staate offner, immer wachsamer, alles durchspähender Blick, der so schnell jeden Mangel und die Mittel, ihm abzuhelfen, entdeckt; seine Milde, seine Gerechtigkeit, seine Mäßigkeit, seine rastlose Geschäftigkeit; nicht diese einzelnen Thaten und Tugenden sind es, welche die Schwierigkeit der Schilderung machen; aber ihrer aller wundervolle Eintracht und Harmonie, ihrer aller Hinstreben, durch so unzählige mittlere Zwecke hindurch, zu einem einzigen und letzten und großen Endzweck, welcher der Endzweck Gottes in seiner Schöpfung und jedes wahrhaftig großen Monarchen in seinem Reich ist: die höchste in der Verbindung mögliche Wohlfahrt.

(Dann nach einem zweckmäßigen Übergange:)

Wer auf die Stimme der Schmeichelei hört, die muthwillig alle Begriffe verfälscht, oder des Blödsinns, der keinen ergründet; der wird der großen Könige in allen Jahrhunderten und in den Geschichtbüchern aller Völker finden. Aber wer nur denjenigen groß nennt, der in einem ungewöhnlichen Grade alles ist, was er soll; wer aus der Anzahl großer Monarchen jeden ausstößt, dessen Regierung nicht durch ihn selbst, sondern nur durch das glückliche einträchtige Genie vortrefflicher Diener glänzte, und der nur weise genug war, sich leiten zu lassen, da er selbst hätte leiten sollen; wer, mit unverwandtem Blick auf den einzigen würdigen Zweck eines Königs, keine, auch nicht die glänzendsten Thaten bewundert, sobald sie jenem Zwecke entgegen laufen; wer das einseitige Talent des Kriegers von dem mannigfaltigen, so viel andere Talente in sich schließenden eines Monarchen unterscheidet: der wird der großen Könige, großen im ächten Sinne des Worts, durch ganze Jahrhunderte und unter ganzen Nationen vergebens suchen. Er wird, schon ehe er

sucht, ihrer nur äußerst wenige zu finden hoffen: denn wie sehr er auch seine Forderungen mäßigen, wie sehr er auch sein Ideal, ohne es gleichwohl zu zerstören, herabstimmen mag; so ist und bleibt das Ideal eines Königs das höchste denkbare aller menschlichen Ideale: und wenn, nach dem allgemeinen Gesetze der Natur, das Vortrefflichste in jeder Gattung nur so selten erscheint; wie selten muß unter der kleinen Anzahl der Könige der Mann hervortreten, der den Forderungen des schwersten aller Ämter Genüge thut, und der, das Größte und Höchste zu sein, was Menschen sein können, beides, die Kräfte und den Entschluß hat!

Beide Stücke sind Fragmente aus berühmten Lobreden, beide geben die Characteristik nur in großartigen Umrissen. Plinius beginnt mit dem Gedanken: das Ideal eines Fürsten sei durch keinen Andern so erreicht: alles Nachfolgende ist Begründung. Zuerst: andere waren nur einseitig rühmlich. Dieses wird durch vier Gegensätze mit paralleler Wortfolge erläutert, und durch den Satz »keiner war ohne Mängel« zusammengefaßt. Dann: in unserm Fürsten finden sich alle Tugenden in Harmonie, und nachdem auch dies in drei Zusammenstellungen entgegengesetzter Attribute gezeigt wurde, wird uns der Fürst selbst in seiner äußern Gestaltung und Würde vorgeführt, dessen Silberhaar seine Majestät erhöht. Das Adverb nec...Deûm wird nicht gleich in seiner grammatischen Beziehung zu festinatis senect. insign. richtig aufgefaßt, da der Begriff der Eile hier stört, ∾ seines durch der Götter Beistand erlangten hohen Alters. — Engel beginnt mit dem Satze: nicht seine einzelnen Thaten und Vorzüge, sondern ihre wundervolle Eintracht und Harmonie (concordia und concentus des Plinius) machen die Schwierigkeit der Schilderung. Erst Thaten, dann die Tugenden. Erst bewegt sich die Darstellung in parallelen Beiordnungen; dann häufen sich in eilender Asyndese (I. §. 135) die Attribute, und er setzt den erhabenen Zweck an den gesteigerten Schluß, als das allen Fürsten vorgehaltene Ziel des »Hinstrebens«. Nur die Schmeichelei hätte sagen dürfen, daß es erreicht wäre. Und nun erst, nach einem musterhaften Übergange, in welchem er mit der Würde eines Richters der Könige das von Andern so oft verfehlte Ideal eines Regenten entwirft, der Satz: keiner hat sich dem Ideale so sehr genaht, als Friedrich, der, ihm zu

nahen, die Kräfte und den Entschluß hat. Die hohe Musterhaftigkeit der Anordnung der Gedanken und ihre stylistisch vollendete Darstellung geht aber erst aus dem Zusammenhange der ganzen Rede hervor. Welche Fülle von Gedanken in durchschaulicher Ordnung!

14. Carl der Kühne. (Von J. von Müller.)

Carl der Kühne, Herzog von Burgund, zu Dijon am 10ten November 1433 geboren, war von mittlerer Größe, sehr starkem Bau, brauner Gesichtsfarbe, mit schwarzen Haaren und Augen, der Habichtsnase, einem etwas länglichten Gesichte, breiter Stirn und etwas hervorstehendem Kinn, in allen Zügen voll kriegerischen Ernstes. Er hatte viel von der Gemüthsart Johann's des Furchtlosen, seines Großvaters, der Frankreich vorzüglich verwirrte. Sein unaufhörlich arbeitender Geist (wie er denn Morgens um sechs Uhr immer seine Geschäfte anfing) hatte seine Lust an jenen Wundern des Alterthums, dem glücklichen Sohn des macedonischen Philipp's, dem cannensischen Sieger, dem einzigen Cäsar, und entwarf mit größter Kühnheit weitaussehende Plane, die er nicht sowohl sich deutlich dachte, als mit Feuer ergriff. Beharrlich die Schwierigkeiten zu überwinden, verwickelte er sich immer mehr. Nachdem er in früher Jugend gegen Jaque de Lalain, den herrlichsten Ritter, im Waffenspiel, und an der Seite seines Vaters zweimal in Schlachten gestritten, alsdann in Monthery über den König den Frieden von Conflans erkämpft, Diant vertilgt und den Stolz von Gent gebrochen, hielt er nichts für unmöglich, folgte nur sich, gab seinen Willen zum Gesetz und hielt einen allezeit kriegerischen Stand. Mit seinem Muth war verbunden, daß er meist mit Offenheit handelte; seine Art war so, daß Niemand Hinterlist von ihm argwohnte. Doch hat aus Vergrößerungsabsichten auch er in Tractaten sich dieselbe erlaubt, und einen Mann aufgeopfert, welcher sich auf ihn verlassen hatte. Einige sind überwiesen worden, daß sie auf seinen Antrieb den König Ludwig XI. und den Dauphin haben wollen vergiften; welches der Herzog sich erlaubt haben mochte, weil er Karl'n von Guienne, des Königs Bruder, dessen Schwäche das Hauptwerkzeug der Verwirrung Frankreichs gewesen, durch den König ebenso von der Welt gebracht glaubte. Voll der größten Projecte, für deren systematische Behandlung seine Fassungskraft nicht groß genug war, wußte er, bei Aufwallung

seiner Leidenschaften, sich öfters nicht zu helfen; dann warf er sich in das Geschäft, welches er hätte führen sollen; dazu gab langes Glück ihm den Muth. In Friedenszeiten war er in Andachtsübungen Morgens und Abends ziemlich genau; doch sein feuriger Geist war hierin sich nicht gleich. Reliquien führte er mit, nach damaligem Glauben, oder weil die prächtigen Kapseln zum Schmuck gehörten. Die Fasten (Übungen der Enthaltsamkeit, eines Mannes wohl würdig) hielt er genau. Hingegen ist getadelt worden, daß er alles seiner Einsicht zuschrieb, ohne zu erkennen, wie entscheidend die von der Ersten Ursache geführte Zusammenordnung der Umstände ist. Almosen betrachtete er, wie König Ludwig XI. von Frankreich, als durch die christliche Religion vorgeschriebene Pflicht, worin den Regungen des Herzens zu folgen sei: sonst war er in Freigebigkeiten ohne Zurückhaltung bedächtlich. Er ehrte sich zu sehr, um sich mit Speisen oder Wein zu überfüllen. So wenig er auf Tanz und weiblichen Umgang hielt, so gut wußte er, wo es sein mußte, mit zu halten; einem Fürsten, der die Gemüther gewinnen soll, darf Nichts fremde, und was er thut, nie ungeschickt sein. Daher, da er eine musicalische Stimme sich nicht geben konnte, er den Mangel durch Theorie der Kunst bedeckte und seine Hofmusik eine der ersten blieb. Übrigens war seine Lust an Wildschweinsjagd, Reigerbeize und mannigfacher Waffenübung, worin er, wie in allem, unermüdet war. Auch übertraf er die Meisten seiner Zeit im Schachspiel, das er nach dem Geiste seiner Erfindung mehr wie Verstandesübung, als wie Spiel ansah. An den Alten liebte er alles außerordentlich, und verstand nicht nur, nebst fünf andern, auch die lateinische Sprache wohl, sondern (von seiner Jugendlektüre, den Rittergeschichten, unverdorben) ließ er täglich zwei Stunden die Historien von Rom sich vorlesen. Alexander's erhabenes Bild hatte er unaufhörlich vor Augen. Denn es war sein hoher Plan, wie dieser an den Persern die Griechen und ihre Götter gerochen, so, wenn einst (was nicht allzu schwer schien) er seine Herrschaft von der Nordsee an das Mittelmeer verbreitet, an der Spitze der abendländischen Christenheit mit aller Macht von Burgund eine größere Unternehmung, die Befreiung des östlichen Europa von den Türken, auszuführen. Er hielt prächtigen Hof, strenges Recht, vortreffliche Miliz und Ordnung der Finanzen. Meist sah man den Herrn glänzend mit großem Gefolge von Fürsten, Grafen, Herren und Rittern, so daß an Zahl, Herrlichkeit und Ordnung des Hofes kein Fürst ihm gleich kam.

Bei Feierlichkeiten trug er ein Kleid, welches an Gold und Edelsteinen über hunderttausend Goldgulden geschätzt wurde. Die Säle und Kapellen waren mit den ausgesuchtesten Tapeten und nie gesehenem Überflusse silberner und goldner Geschirre geziert. Auf achthundert Gulden war der tägliche Aufwand der Tafel berechnet: wovon er selbst nicht viel genoß; aber er hielt für fürstlich, Vergnügen und Überfluß um sich zu verbreiten. Nach dem Essen und nach den Geschäften ließ er sich durch die Kammerjunker mit Singen, Lesen und dergleichen belustigen; wie er auch im Felde manchmal den gespannten Geist durch die Einfälle des Jünglings, der die Standarte trug, sich erheitern ließ. Wenn er, umgeben von allen Großen, Montags und Freitags auf dem Stuhl der Gerechtigkeit saß, empfing er die Bitten und Beschwerden seiner Diener und Unterthanen auf das freundlichste; er gab auch allein Jedem Zutritt und (was man an Fürsten sucht) schnelle Hülfe, oft in dem Maße, daß der Kanzler während der Audienz zu rescribiren hatte. Daher, wenn man ausnimmt, was wegen besonderer Verhältnisse in Ober-Elsaß unbestraft blieb, so lang und weit Karl geherrscht, alle Familienfehden und Eigengewalt Vornehmer über gemeine Leute aufgehört haben, und an den Beamten mißbrauchte Macht ohne Gnade gerochen worden. Lang gedachte das Land an der Mosel bei dem Nußbaum zu S. Maximin, wie er den geringsten Diebstahl unerbittlich schnell bestrafte.

Der große und berühmte Geschichtschreiber hat hier weniger den Character in seiner Vollständigkeit, in dem innern causalen Zusammenhange der einzelnen Elemente, also in seiner innern Verständlichkeit (I. §. 44) und Überschaulichkeit hingezeichnet (Vergleiche die nachfolgenden Musterstücke von Schiller und Raumer); sondern nur die einzelnen historisch aufgefundenen Angaben und Thatsachen zusammengestellt, aus welchem wir uns ein Characterbild, so weit es zum Verständniß der folgenden Geschichte dienen mag, selbst bilden könnten. Bei seinem Streben nach der energischen Kürze des Tacitus, die ihn indeß hier weniger, als sonst oft, zu einem verwirrten, überladenen und schwerfälligen Periodenbau und nicht selten zu Dunkelheiten verleitete, ist er hier nicht frei von Wiederholungen: »und entwarf undeutlich gedachte Plane, verwickelte sich in deren Schwierigkeiten« wiederholt sich nach ganz andern Zügen in der Periode »Voll der größten Projecte...... Dazu gab langes Glück ihm Muth«,

deren letzter Gedanke auch schon in dem vorhergehenden »hielt er nichts für unmöglich« liegt. Der unter fremdartigen Characterzügen ausgesprochene Gedanke »hielt er einen allezeit kriegerischen Stand (?)« wird erst weit später »Überzeugt von dem Nutzen...«, worin seine militärischen Einrichtungen weitläuftig auseinander gelegt werden, und ohne Beziehung auf den Character erläutert. Vorher, nach »...dazu gab langes Glück ihm Muth« folgt die Darstellung seiner religiösen Haltung (Reliquienverehrung, Fasten), verdächtigt in dem Beweggrunde »oder weil die prächtigen Kapseln..« und »ohne zu erkennen....«. Letzteres soll nach der Note die Bemerkung Comines »er schriebe alles sich, nicht Gott zu« ausdrücken, welche, da man bei der Angabe der nächsten Ursachen die Endursache nicht gerade leugnet, zweifelhaft ist. Dann folgen die Züge: Almosen, Freigebigkeit, Mäßigkeit, Umgang mit den Frauen, Musikliebe, Jagd und Waffenübungen, Schachspiel ohne Ordnung oder einen sichtbaren Plan der Anordnung und ohne Beziehungen alles dieses auf seinen Character. Dann folgt, abermals wiederholt, nach seinen intellectuellen Beschäftigungen, sein Plan, als analog dem Alexander's und darauf seine Hofhaltung und seine Prunksucht, wobei wir uns wieder zu den verwandten Gegenständen, Freigebigkeit, Umgang mit Frauen, welche früher erwähnt wurden, zurückgezogen fühlen, und seine Gerechtigkeitsliebe. Dann tritt zwischen die Characteristik seine Militäreinrichtung, und nun wiederum eine Reihe schon früher erwähnter Eigenthümlichkeiten des Characters; wiederum seine Verblendung durch sein Glück, und sein Tod »er unterlag nicht, aber er fiel« in einer schönen Antithese. Über den Periodenbau des Verfassers soll bei einem später aufgeführten Stücke gesprochen werden.

15) Philipp II. von Spanien.

1) von Schiller.

Ehe wir ihn handeln sehen, müssen wir einen flüchtigen Blick in seine Seele thun, und hier einen Schlüssel zu seinem politischen Leben aufsuchen. Freude und Wohlwollen fehlten in diesem Gemüthe. Jene versagten ihm sein Blut und seine frühen finsteren Kinderjahre; dieses konnten Menschen ihm nicht geben, denen das süßeste und mächtigste Band an die Gesellschaft mangelte. Zwei Begriffe, sein Ich, und was

über diesem Ich war, füllten seinen dürftigen Geist aus, Egoismus und Religion sind der Inhalt und die Überschrift seines ganzen Lebens. Er war König und Christ, und war beides schlecht. Mensch für Menschen war er niemals, weil er von seinem Selbst nur aufwärts, nie abwärts stieg. Sein Glaube war grausam und finster, denn seine Gottheit war ein schreckliches Wesen. Er hatte nichts mehr von ihr zu empfangen, aber zu fürchten. Dem geringen Mann erscheint sie als Trösterinn, als Erretterinn; ihm war sie ein aufgestelltes Angstbild, eine schmerzhafte demüthigende Schranke seiner menschlichen Allmacht. Seine Ehrfurcht gegen sie war um so tiefer und inniger, je weniger sie sich auf andere Wesen vertheilte. Er zitterte knechtisch vor Gott, weil Gott das Einzige war, wovor er zu zittern hatte. Karl der Fünfte eiferte für die Religion, weil die Religion für ihn arbeitete; Philipp that es, weil er wirklich an sie glaubte. Jener ließ um des Dogma willen mit Feuer und Schwert gegen Tausende wüthen, und er selbst verspottete in der Person des Papstes, seines Gefangenen, den Lehrsatz, dem er Menschenblut opferte. Philipp entschließt sich zu dem Kriege gegen diesen nur mit Widerwillen und Gewissensfurcht, und begibt sich aller Früchte seines Sieges, wie ein reuiger Missethäter seines Raubes. Der Kaiser war Barbar aus Berechnung, sein Sohn aus Empfindung. Der erste war ein starker und aufgeklärter Geist, aber vielleicht ein desto schlimmerer Mensch; der zweite war ein beschränkter und schwacher Kopf, aber er war gerechter.

Beide aber, wie mich dünkt, könnten bessere Menschen gewesen sein, als sie wirklich waren, und im Ganzen nach denselben Maßregeln gehandelt haben. Was wir dem Charakter der Person zur Last legen, ist sehr oft das Gebrechen, die nothwendige Ausflucht der allgemeinen menschlichen Natur. Eine Monarchie von diesem Umfange war eine zu starke Versuchung für den menschlichen Stolz, und eine zu schwere Aufgabe für menschliche Kräfte. Allgemeine Glückseligkeit mit der höchsten Freiheit des Individuums zu paaren, gehört für den unendlichen Geist, der sich auf alle Theile allgegenwärtig verbreitet. Aber welche Auskunft trifft der Mensch in der Lage des Schöpfers. Der Mensch kommt durch Classification seiner Beschränkung zu Hülfe, gleich dem Naturforscher setzt er Kennzeichen und eine Regel fest, die seinem schwankenden Blick die Übersicht erleichtert und wozu sich alle Individuen bekennen müssen; dieses leistet ihm die Religion. Sie findet

Hoffnung und Furcht in jede Menschenbrust gesäet, indem sie sich dieser Triebe bemächtigt, diese Triebe einem Gegenstande unterjocht, hat sie Millionen selbstständiger Wesen in ein einförmiges Abstrakt verwandelt. Die unendliche Mannigfaltigkeit der menschlichen Willkür verwirrt ihren Beherrscher jetzt nicht mehr — jetzt gibt es ein allgemeines Übel und ein allgemeines Gut, das er zeigen und entziehen kann, das auch da, wo er nicht ist, mit ihm einverstanden wirket. Jetzt giebt es eine Gränze, an welcher die Freiheit stille steht, eine ehrwürdige, heil'ge Linie, nach welcher alle streitende Bewegungen des Willens zuletzt einlenken müssen. Das gemeinschaftliche Ziel des Despotismus und des Priesterthums ist Einförmigkeit, und Einförmigkeit ist ein nothwendiges Hülfsmittel der menschlichen Armuth und Beschränkung. Philipp mußte um so viel mehr Despot sein, als sein Vater, um so viel enger sein Geist war, oder mit anderen Worten: er mußte sich um so viel ängstlicher an allgemeine Regeln halten, je weniger er zu den Arten und Individuen herabsteigen konnte. Was folgte aus diesem Allen? Philipp der Zweite konnte kein höheres Anliegen haben, als die Gleichförmigkeit des Glaubens und der Verfassung, weil er ohne diese nicht regieren konnte.

Und doch würde er seine Regierung mit mehr Gelindigkeit und Nachsicht eröffnet haben, wenn er sie früher angetreten hätte. In dem Urtheile, das man gewöhnlich über diesen Fürsten fällt, scheint man auf einen Umstand nicht genug zu achten, der bei der Geschichte seines Geistes und Herzens billig in Betrachtung kommen sollte. Philipp zählte beinahe dreißig Jahre, da er den spanischen Thron bestieg, und sein frühe reifer Verstand hatte vor der Zeit seine Volljährigkeit beschleunigt. Ein Geist, wie der seinige, der seine Reife fühlte, und mit größeren Hoffnungen nur allzu vertraut worden war, konnte das Joch der kindlichen Unterwürfigkeit nicht anders, als mit Widerwillen tragen; das überlegene Genie des Vaters und die Willkür des Alleinherrschers mußte den selbstzufriedenen Stolz dieses Sohnes drücken. Der Antheil, den ihm jener an der Regierung gönnte, war eben erheblich genug, seinen Geist von kleineren Leidenschaften abzuziehen, und den strengen Ernst seines Characters zu unterhalten; aber auch gerade sparsam genug, sein Verlangen nach der unumschränkten Gewalt desto lebhafter zu entzünden. Als er wirklich davon Besitz nahm, hatte sie den Reiz der Neuheit für ihn verloren. Die süße Trunkenheit eines jungen Monarchen,

der von der höchsten Gewalt überrascht wird, jener freudige Taumel, der die Seele jeder sanfteren Regung öffnet, und dem die Menschheit schon manche wohlthätige Stiftung abgewann, war bei ihm längst vorbei, oder niemals gewesen. Sein Character war gehärtet, als ihn das Glück auf diese wichtige Probe stellte, und seine befestigten Grundsätze widerstanden dieser wohlthätigen Erschütterung. Funfzehn Jahre hatte er Zeit gehabt, sich zu diesem Übergange anzuschicken, und anstatt bei den Zeichen seines neuen Standes jugendlich zu verweilen, oder den Morgen seiner Regirung im Rausche einer müssigen Eitelkeit zu verlieren, blieb er gelassen und ernsthaft genug, sogleich in den gründlichen Besitz seiner Macht einzutreten, und durch ihren vollständigsten Gebrauch ihre lange Entbehrung zu rächen.

2) von Raumer.

Philipp II., sein (Karl's) Sohn und Nachfolger, geboren den 21sten Mai 1527, war mit Sorgfalt unterrichtet und erzogen worden, hatte Verstand, ein großes Gedächtniß, gute Kenntnisse in der Geschichte, Fleiß und Ausdauer in Allem, was er unternahm. Aber diese und ähnliche löbliche Eigenschaften verwandelten sich durch die Art und Weise, wie sie mit andern in Verbindung traten. In der Geschichte suchte er nur Beweise für die Einseitigkeit seines Verfahrens, seine Vorsicht ging in finstern Argwohn über, sein zersetzender Verstand zeigte ihm so viele Gründe, Verhältnisse und Möglichkeiten, daß er über dem Aufzählen und Abwägen derselben in Unentschlossenheit gerieth und nicht zum Handeln kam. Er stellte den König gut dar, aber nur, um Furcht, nirgends, um Liebe zu erwecken; er arbeitete sehr fleißig, gerieth aber sehr leicht in die Weitläufigkeit des Schreibens und Entwickelns, wie sie nur untergeordneten Beamten gebührt. Er hörte mit Aufmerksamkeit, war höflich, antwortete mit Mäßigung und Bestimmtheit, verlor nie die Herrschaft über sich selbst und sein Äußeres; allein selten nahm er auf das Gehörte Rücksicht, selten war hinter seinem Schweigen Tiefsinn und Geheimniß verborgen, und die Selbstbeherrschung erschien bloß als Folge eines mechanischen Vorsatzes und eines kalten Gemüths. Durch dieses brach (wie so oft, wenn des Menschen Haltung nur erkünstelt, nicht natürlich und aus einem Stücke ist,) in der Jugend Sinnlichkeit und Wollust hindurch, die Philipp's Körper zerrütteten, und in späteren Jahren durch strenge Lebensweise abgebüßt werden sollten.

Statt großartiger Staatskunst übte er überall künstliche, ränkevolle Politik; statt der Religion ergriff er nur verwerfliche Bigotterie, und statt hoher Gerechtigkeit die kleinere Anwendung der Strenge oder Gnade, wie sie wohl an asiatischen Sultanen gerühmt wird. Bei allem Verstande, bei aller Macht, bei aller Festigkeit seiner Überzeugungen hat er vielleicht im ganzen Leben keinen Augenblick die heitere Ruhe und das edle Kraftgefühl genossen, welches freie, Gott verwandte Geister durch alle Schicksale des Lebens begleitet. Unfähig, große, lebendige Ideen zu ergreifen und zu verfolgen, beherrschten ihn überall todte, abstracte Begriffe; darin liegt die unselige Wurzel und die Erklärung aller Übel seiner Regirung.

1) Wie vollendet ist vom Anfange an der Styl von Seiten des Periodenbaues und der Anordnung der Gedanken! In überraschenden Gegensätzen, durch parallele Wortfolgen, Symmetrie und Eurythmie ausgezeichnet, beginnt das Gemälde. An sie reiht sich in einer Reihe von Parallelen die Vergleichung mit Carl V. Gefühllose Selbstsucht und dumpfer Fanatismus in einem, wenn auch mit manchen Verstandeskräften ausgerüsteten, doch beschränkten Geiste sind die Grundzüge des Characters; Gleichförmigkeit der Verfassung und des Glaubens das Ziel seiner Bestrebungen, aus dem sein politisches Leben erklärt werden sollte. Der Verfasser, schon als Künstler geneigt, ein Gemälde in allen seinen Theilen und den Beziehungen und Wechselwirkungen derselben in voller ästhetischer Klarheit darzustellen und die Gründe der Verbindungen gern in der Tiefe des Geistes aufzusuchen, leitet, die Schuld mildernd, den Glaubensdespotismus aus den Gebrechen der menschlichen Natur, bei beschränkter Kraft ein so großes Gebiet der monarchischen Wirksamkeit mit Berücksichtigung aller individuellen Verschiedenheiten anders als durch die Auflösung der Artunterschiede in ein todtes Abstractum zu bewältigen, dessen abstracte Glaubenseinförmigkeit das dem Despotismus verwandte Ziel des monarchischen Priesterthums sei. So erscheinen die beiden bösen, der menschlichen Freiheit feindlichen Principien, welche es übermüthig der Gottheit nachthun wollen, obgleich geschichtlich immer im Kampfe miteinander, in einem Bunde vereint, der das ästhetische Interesse steigern kann. Dann folgt ein individuellerer Erklärungsgrund, die lähmende und doch zugleich die Herrschbegierde aufregende Erziehung

unter dem Gehorsame seines Vaters, so daß kein froher Enthusiasmus für das Ziel so großer Macht bei seiner Thronbesteigung statt finden konnte. Der Styl bewegt sich im ersten Absatze in lauter Gegensätzen und vergleichenden Parallelen. Im zweiten Absatze, der einen Kettenschluß bildet, mit dessen Schlußsatze »Philipp II. konnte kein höheres Anliegen haben, als die Gleichförmigkeit des Glaubens und der Verfassung« er schließt, läßt er die Prämissen in kurzen Perioden auf einander folgen. Eben so einfach sind die Perioden im dritten Absatze, ohne rhetorische Verflechtung, sich leicht bewegend. Nur die Tiefe der Forschung hat Dunkelheit herbeigeführt: »die Religion arbeitet für Philipp«; »gleich dem Naturforscher setzt er (der Mensch) Kennzeichen und eine Regel fest, die seinem schwankenden Blicke die Übersicht erleichtert und wozu sich alle Individuen bekennen müssen. Dies (?) leistet ihm (?) die Religion.« Offenbar ist hier »Religion« in einer unbestimmten Begränzung für Priesterthum und Glaubensbekenntniß genommen. »Jetzt gibt es ein allgemeines Übel und ein allgemeines Gut, das er zeigen und entziehen kann (wohl in paralleler Construction [Synt. II. §. 175] zu fassen: Hölle und Himmel), das mit ihm einverstanden wirket.« Selbst der logische Zusammenhang der folgenden beiden Perioden erscheint getrübt.

2) Sehr verschieden ist die Darstellung Raumer's. Man sieht, jeder Zug ist das Ergebniß einer historischen Forschung und wird in den Noten mit geschichtlichen Angaben belegt: der Geschichtschreiber meidet die psychologische Speculation, die hier so leicht in dichterische Fictionen ausarten kann. Wir sehen eine Reihe löblicher Eigenschaften und Kenntnisse mit Fehlern verbunden und durch sie in Übel verkehrt. Seine Kenntnisse vertilgten seine Einseitigkeit nicht, Vorsicht wurde Argwohn, Überlegung Unentschlossenheit; die Majestät an ihm nur zu einem zurückschreckenden Schein; der Fleiß zur Weitschweifigkeit; seine Selbstbeherrschung und sein Schweigen entsprangen aus einem mechanischen Vorsatze und aus einem kalten Gemüthe. Dabei sehen wir durch die Ausschweifungen seiner Jugend seinen Körper zerrüttet. Als Resultat, nicht als Erklärungsgrund jener Ausartung, sehen wir ihn, unfähig, große, lebendige Ideen zu ergreifen, überall von todten abstracten Begriffen beherrscht. Wie leicht läßt sich aus den Ausschweifungen der Jugend, der durch sie erzeugten

innern Feigheit und Hinneigung zu der solche Naturen beruhigenden Bigotterie mit den steifen Formen einer scholastischen Dogmatik die Ausartung erklären; aber kann nicht gerade hier Ursache und Wirkung verwechselt werden? und die objective Darstellung der Geschichte verträgt sich nicht mit Hypothesen. Statt derer führt uns die Geschichte zu seinem frühen Auftreten in den Niederlanden, um die Stimmung derselben gegen ihn zu motiviren und zu einer Vergleichung mit dem Betragen Carl's. Der Periodenbau ist klar, durchschaulich, ohne allen Schmuck, der oft die Wahrheit und das Vertrauen gefährdet. Die Periode: »Bei allem Verstande.... begleitet« ist kein eitler Schmuck, sondern läßt uns den hohen Ernst des Richters fühlen, mit dem das folgende Urtheil ausgesprochen ist.

16. 1) Die Erscheinung der tugendhaften Gesinnung im Äußern. (Von Dräseke.)

Eben darum giebt auch die Tugend außer der gewohnten, immerwährenden Anmuth, welche sie ihren Lieblingen mittheilt, in den Augenblicken, wo diese durch oder für irgend etwas Gutes, Schönes, Großes vorzüglich begeistert und angestrengt und hingenommen werden, ihnen noch einen ganz besondern Glanz. Ihr fragt mich, wo denn dieser Glanz sei? Er strahlt von der Stirne, aus den Augen, in den Mienen; er schimmert im Lächeln des Mundes und in der Gluth oder Blässe der Wangen; er verherrlicht die ganze Haltung des Körpers, spielt in allen Bewegungen der Glieder, giebt der Stimme einen ungewohnten Wohllaut, umfließt sogar das Gewand, und würde selbst von einem Bettlerkleide zurückfallen lassen seinen himmlischen Wiederschein. Ihr fragt weiter, worin er denn bestehe, dieser Glanz? Bald darin, daß Alles, was ihr sehet und höret, eine heilige Ruhe athmet, die man auch nicht durch einen Athemzug unterbrechen möchte; bald darin, daß holdselige Freundlichkeit in allem euch zuwinkt, der ihr nicht widerstehen könnt; bald darin, daß ein wunderbares Licht aus allem euch anglänzt, dem ihr folgen möchtet von Stunde an; bald darin, daß eine Begeisterung durch alles in euch entzündet wird, die euch über euch selbst erhebt, und für alles Göttliche weihet. Immer aber besteht dieser Glanz, wie ihr auch die äußere Erscheinung zergliedert, in etwas Unbeschreiblichem, was Worte nicht fassen, und Farben nicht malen, und Gedanken nicht

ausdenken. Ihr sehet ein Wesen, das, wenn auch körperlich euch ganz nahe, doch auf einem Berge zu stehen und in lichten Wolken zu schweben scheint; das die Fesseln der Erde abgeworfen hat, das entrückt ist zu himmlischen Gebieten; das mit seligen Geistern redet, und selbst engelschön ist, wie sie. Es ergreift euch dabei alles mit Macht; gleichwohl werdet ihr nicht peinlich erschüttert. Es ist euch alles neu; gleichwohl fühlet ihr euch, wie in der Heimath. Ihr möchtet zurückweichen, um nicht ungeweihet das heilige Land zu berühren; gleichwohl ruft es laut in eurem Herzen: hier ist gut sein, hier lasset uns Hütten bauen. Ihr werdet inne, da sei etwas, das die Erde nicht hat, und wohinan alle ihre Schätze nicht reichen, ein Schöneres, Besseres. Darum hättet ihr auf der Stelle Lust, den Staub abzuschütteln von euren Füßen und empor euch zu schwingen zu gleicher Herrlichkeit.

2) Das Gericht des Unglaubens. (Von Schuberoff.)

Denket euch den Ungläubigen im Unglück, entblößt von allen Mitteln, die ihm sonst zu Gebote standen, entkleidet von aller irdischen Herrlichkeit und Größe, verlassen von denen, die sich in den Tagen des Ruhms und der Ehre um ihn drängten; denkt ihn mit sich allein. Zur nüchternen Überzeugung, zur Besinnung zurückgekehrt, erwacht von dem Taumel irdischer Hoheit und Freude, fängt er an, sein Leben zu wägen und seine Handlungen nach den Triebfedern zu beurtheilen, welche denselben den Ursprung gaben. Wie armselig erscheint er sich dann, mit welcher Verachtung blickt er auf seine von Schmeichlern oder Kurzsichtigen gepriesenen Thaten, wie nagt ihn die Reue, wie peinigt ihn die Furcht vor dem Richter der Lebendigen und Todten! Hinter sich ein Leben voll böser Thaten, vor sich die unermeßliche Ewigkeit! Gern stürzte er sich in den tiefsten Abgrund, um mit sich zugleich die qualvolle Erinnerung an sein gottloses Leben zu begraben; aber, ach! ewig ängstigt ihn der Gedanke an die Opfer seiner unedlen Leidenschaften, an die zwecklos verschwendeten Jahre, an den über seine Mitmenschen gebrachten Jammer. Und für was, für was hätte er so viele Kräfte in Bewegung gesetzt, so viele Seufzer auf sich geladen, so viele unruhige Tage erlebt, so viele peinliche Nächte durchwacht? Im Hintergrunde des Trauergemäldes, zu welchem er die Farben mischte, steht die alles läuternde Zukunft, und verwischt mit kalter Hand die Schöpfungen seines ausschweifenden Ehrgeizes, seiner Habsucht, seines Übermuths.

Fallet, ruft er verzweifelnd aus, fallet über mich ihr Hügel, und ihr Berge bedecket mich. Aber die Hügel wanken nicht, die Berge stehen fest auf ihren ewigen Pfeilern, und arm geworden durch sich selbst, verlassen von sich selbst, verklagt von dem Gewissen, gehaßt und verachtet von der Mit- und Nachwelt, gerichtet von der Wahrheit, verurtheilt von dem Allgerechten, schimmert ihm kaum noch ein Strahl der Hoffnung, durch ernstliche Reue und Besserung eines milderen Schicksals würdig zu werden.

1) Es sollte hier »die Verklärung der Tugend« auch in ihrem Einflusse auf die äußere Erscheinung des Tugendhaften gezeigt werden. Nach einer sehr zweckmäßigen und einfachen Anordnung wird erst gezeigt, wo er sich äußere; dann ihre Wirkung auf den Beobachter; dann ihre unbeschreibliche überirdische und doch so wohlthuende Erhabenheit. Jeder dieser Theile wird durch die Figur der Distribution und Description (I. §. 133 — 134) aus einander gelegt, und mancher recht tief empfundene Zug gefällt und rührt uns durch seine Wahrheit und tiefe Bedeutsamkeit. Aber gerade in solchen Darstellungen, in welche sich eine gewisse Sentimentalität gern leitungslos verliert, muß ein durch scharfes Urtheil gebildeter Verstand die einzelnen Züge scharf unterscheiden, und durch eine bestimmte, faßliche Bedeutung jedem seine Begränzung und seinen Inhalt sichern, wenn nicht die Umrisse in einander fließen und die Farben verschwimmen sollen. »Der Glanz strahlt« mag nicht auffallen; aber »wie ein Glanz die Haltung des Körpers verherrlicht«, wenn es mehr sein soll, als »den ganzen Körper umgeben«; wie »er spiele in allen Bewegungen der Glieder«, wie er gar »der Stimme Wohllaut gebe« ist schwer zu verstehen. Selbst »die Stirn« gehört dem bleibenden, nicht dem bewegten Ausdruck, die hier ganz recht unterschieden werden. Ja, in dem Zuge, »daß ein wunderbares Licht aus allem euch anglänzt«, scheinen die Hauptabtheilungen in einander zu fließen. Und was heißt es, diesem von allen (Umgebungen, denn der Tugendhafte selbst müßte, der Hauptabtheilung zufolge, hier ausgeschlossen werden) ausströmenden Lichte folgen? Vollendeter ist in dieser Beziehung die dritte Abtheilung in den Gegensätzen, und auch die Steigerung schön und zweckmäßig. Die Allusionen (I. §. 128) »Hütten bauen«, »ungeweiht das heilige Land berühren«, »Staub abschütteln« sind in ihren biblischen Beziehungen reich und bedeutsam.

Nur der Periodenbau in der ersten Periode ist durch den Verstoß gegen Syntax II. §. 152 in »Lieblingen« und dem in der Überordnung stehenden »ihnen« und der steigerungslosen Beiordnung »begeistert«, »angestrengt«, »hingenommen« schleppend und nachlässig; und die ausschließende Inversion (I. §. 109, 3) nicht immer zweckmäßig.

2) Hier wird ein entgegengesetzter, aber doch sehr ähnlicher Gegenstand, nach einer gleich einfachen Anordnung der Hauptgedanken und derselben Form der Distribution der Theile behandelt. Die ganze Darstellung hält sich in der Anordnung der Hauptgedanken: Im Unglück allein wägt der Böse seine Thaten, und Gewissen und Furcht vor Vergeltung ängstigen ihn; und dabei sind alle seine Bestrebungen in der Zukunft vereitelt: Verzweiflung ergreift ihn. Der Gegenstand selbst und alle Einzelnheiten der Distributionen sind bekannter Stoff einer allgemeinen, weniger in die geistige Tiefe dringenden Erfahrung. Darum war es leichter, sie in den Schranken einer populäreren Belehrung schärfer zu umgränzen und in klarerer Bedeutung aufzufassen und so die wesentlichen Fehler der vorhergehenden Darstellung zu vermeiden. Die erste Periode hat zwei beigeordnete Hauptsätze: der erste hat eine Reihe in asyndetischer Steigerung beigeordneter Attribute; der zweite ist energisch kurz, und schon dadurch dem Begriffe »allein« entsprechend. Die zweite Periode besteht aus Vorder- und Nachsatz. In der ersteren sind die Beiordnungen nicht nach den wirklichen Zeitverhältnissen (erwachen, besinnen, sich überzeugen), sondern wegen der Länge des ersteren Satzes umgekehrt geordnet, was doch nicht gebilligt werden kann. In der folgenden Periode gibt die Abwechselung längerer und kürzerer Beiordnungen der Darstellung den Character aufgeregter Empfindung (Synt. II. §. 178 c. §. 193. Styl. I. §. 169). Darauf folgt eine Periode »Hinter sich ...... Ewigkeit« mit energischer Kürze. Der adversative Satz »aber ach! ewig....« bezieht sich gegen §. 24 (vgl. Synt. II. §. 204) auf einen Nebensatz. Der Ausdruck »mit kalter Hand« (statt: mit richtender) ist der Empfindung und dem Zwecke fremdartig. In der Schlußperiode werden die Attribute der Schilderung in gedrängter Anreihung und zu vereintem Effecte wiederholt. Klarheit und Wirksamkeit und ein schöner Periodenbau zeichnen die Darstellung aus: die erstere hat eine größere Lebendigkeit, zum Theil dunkler, man möchte sagen, geheimnißvoller Empfindungen.

17. Die Rotte Catilina's. (Cicero in Catil. II. c. 5.)

Non enim jam sunt mediocres hominum libidines, non humanae ac tolerandae audaciae: nihil cogitant, nisi caedes, nisi incendia, nisi rapinas: patrimonia sua profuderunt: fortunas suas abligurrierunt: res eos iampridem, fides deficere nuper coepit: eadem tamen illa, quae erat in abundantia, libido permanet. Quodsi in vino et alea comissationes solum et scorta quaererent; essent illi quidem desperandi, sed tamen essent ferendi: hoc vero quis ferre possit, inertes homines fortissimis viris insidiari, stultissimos prudentissimis, ebriosos sobriis, dormientes vigilantibus? qui mihi accubantes in conviviis, complexi mulieres impudicas, vino languidi, confecti cibo, sertis redimiti, unguentis obliti, debilitati stupris, eructant sermonibus suis caedem bonorum, atque urbis incendia.

Jeder Zug und die ganze Anordnung ist hier classisch. Nach der kurzen, kräftigen Andeutung ihrer ungezügelten Begierden, ihrer frechen Verwegenheit und deren Zwecke sehen wir sie gleichsam in den Abgrund des Elends hinabsinken. Alles haben sie verloren, aber ihre Begierden bleiben. Indem Cicero ihre Bacchanalien noch erträglich nennt, hebt er in kräftigen Gegensätzen („dormientes vigilantibus" ist durch eine individuelle Beziehung über das Vorangehende gesteigert) den Kampf der Verworfenheit gegen das Gesetzliche und Züchtige hervor, und indem er uns wieder zu ihren schmutzigen Bacchanalien führt, sehen wir den Mord der Bürger und die Flammen der Stadt daraus hervorbrechen.

18. Genius des Habakuk. (Von Eichhorn.)

Der Gegenstand, welcher dem Habakuk vorlag, war groß, und besonders für einen Hebräer angreifend. Er sah den Feind sein Vaterland stürmen; er sah Tempel und Gottesdienst, Land und Nationalwürde, das Liebste, Beste, das ein Hebräer kannte, verloren gehen: dies mußte schon jedes empfindende Herz in innige Wehmuth versenken, aber ein so warmes, wie das des Propheten, mußte es ganz zerreißen. Natürlich also konnte Habakuk in so einer Fassung nicht die sanfte Laute über den Trümmern des Elends rühren; er mußte über ihnen die Kriegstrommete tönen lassen.

Und wer leiht mir Kraft und Worte, den unnachahmlichen Sänger des Leids und der Freude, des Kummers und des Trostes, des Übermuthes und des Spottes zu schildern? Ich kenne nichts Vollendeteres in der prophetischen Poesie, als das Gedicht, das wir von ihm haben; nichts Prächtigeres und Erhabeneres, als den göttlichen Hymnus, der sein Buch schließt; nichts Furchtbareres, wo er schrecken, nichts Beißenderes, wo er spotten, nichts Erquickenderes, wo er trösten will. Alle Eigenschaften eines großen Dichters waren in ihm vereint: eine Einbildungskraft voll lebendiger Schöpfung, ein Urtheil voll Richtigkeit, das den Dichtungen seiner glühenden Phantasie, Correctheit und den feinsten Umriß gab; uneingeschränkte Gewalt über die Sprache, um ihr nach Belieben Harmonie und Lieblichkeit und tönende Stärke zu geben! O! daß uns die gierige Zeit und das Babylonische Exilium, das so viele Denkmäler der Hebräer verschlungen hat, nicht mehr von diesem hohen Sänger erhalten mochte!

Mit lebendiger Malerei fängt Habakuk an, und mit ihr endet er. Hat je ein Dichter einen mächtigen, übermüthigen Sieger mit helleren Farben geschildert, als er die Chaldäer (Kap. I. 6—11)? Hat je ein Dichter beißender gespottet, als er die mißhandelten Völker über die stolzen Tyrannen triumphiren läßt, nachdem auch sie gestürzt einem Sieger zu Füßen liegen (Kap. II., 6—17)? Hat je ein Dichter die Feier der ganzen Natur bei der Ankunft Gottes höher und stärker dargestellt, als er (Kap. III.. 3—15)? Die ganze alte Geschichte der Hebräer nach allen ihren großen und wunderbaren Scenen leiht ihm dazu Bilder und Vorstellungen; alles Schauerhafte und Feierliche der Natur fließt in einen Strom zusammen; er kämpft mit Worten, er ringt mit Bildern — und wen ergreift nicht ein heiliger Schauer beim Lesen, wie den heiligen Sänger beim Anblick der hohen, grausenvollen Erscheinung des Unbeschreiblichen? Und wer hüpft und jauchzet nicht mit ihm, wenn er ihm den Zauber- und Trostbecher reicht, der auch den ermatteten Sänger am Ende wieder stärkt (Kap. III., 17—19)? Schildere ihn besser, wer es kann: ich komme ihm noch mit einigen schwachen Bemerkungen zu Hülfe.

Diese Characterzeichnung der Dichtung, »des Genius des Dichters« ist freilich etwas allgemein gehalten, und erst später geht der berühmte Exeget mit der Fülle seiner gelehrten Sprach- und Sach-

kenntniß in das Einzelne ein: die Zeit und die Begebenheiten, welche ihn zum Gesange trieben, die Empfindungen, welche sie weckten, und dann die Weise, wie er die Gegenstände schildert und die Gefühle dabei ausspricht, werden nur in allgemeinen Attributen dargestellt, und wohl vermißt man eine schärfere Hervorhebung der Eigenthümlichkeiten des Dichters und des Unterscheidenden von Andern, z. B. der kräftigen Kürze, ohne das Haschen nach Wortspielen, der raschen Übergänge u. s. w. Die Darstellung hat mehr den rhetorischen Schwung einer Lobrede, und ist reich an rhetorischen Figuren: »Ich kenne nichts Vollendeteres .... will«, wo man lieber die ruhigere Haltung einer ästhetischen Kritik finden möchte. Gleichwohl erhält man von dem Dichter, von dem wir nur drei kurze Kapitel besitzen, ein eben so anschauliches als anziehendes Bild, und eine lebendige Übersicht seines Inhaltes. Der Styl ist klar, lebendig und anmuthig, und überhaupt gehört der sehr gelehrte und höchst geschmackvolle Exeget zu denen, welche auch von Seiten ihres Styles musterhaft genannt werden können. Die Belege zu seinen Behauptungen werden im weiteren Verlaufe seiner Charakteristik entwickelt, und zum Theil der unübertrefflichen Erklärung des Dichters selbst, und der hat es nie an Gründlichkeit und Tiefe gefehlt, vorbehalten; aber schon hier fühlt der Kenner, daß er mehr vor sich habe, als eine der jetzt beliebten Kritiken, wie der leidigen Theaterkritiken, wo man nach modischen Recepten leichtfertig mischt, ohne mehr als einen flüchtigen Überblick oder eine flüchtige Anschauung des beurtheilten Gegenstandes vorausgehen zu lassen, und der Kunstrichter kaum die Reife eines mittelmäßigen Secundaners hat.

19. Ein Johannes in der Wüste. (Von G. Forster.)

Über diesen spiegelglatten bunten Bildchen hängt ein Johannes in der Wüste in Lebensgröße. Die Zeit hat diesem göttlichen Werke gegeben und genommen; gegeben — eine Wahrheit des Kolorits, die es vielleicht bei seiner Verfertigung nicht hatte; genommen aber — an einigen wenigen Stellen den bestimmten Umriß, dessen dunkle Schatten sich in den noch dunkleren Hintergrund verlieren. Auf seinen linken Arm gestützt, den linken Fuß an sich hinaufgezogen in eine Ruhe, die doch nicht unthätig ist, den rechten vor sich hinausgestreckt, des Körpers

andere Stütze: so sitzt Johannes ruhend da in jugendlicher Kraft und Blüthe, sein sinnendes Haupt der rechten Schulter zugewandt. Unter seiner Linken liegt auf dem Felsensitze das Kreuz, und in der Rechten, deren Arm, links hingehalten, seinen Schooß beschattet, hält er das andere Emblem des Täufers, die mit dem Quell, der unter seinem Sitze hervorströmt, angefüllte Schale. Diese Zeichen geben ihm für den Christen ein eigenthümliches Interesse; sie versetzen uns in den bestimmten Gesichtspunkt, aus welchem der Künstler beurtheilt werden muß, den nämlich, in dessen begeistertem Helldunkel er das Urbild seiner Schöpfung erscheinen sah. Doch dieser Künstler war nicht nur Christ, er war zugleich ein Mensch; und, mit Menschen menschlich zu reden, ersann er dieses unübertreffliche Denkmal seiner Kunst und seines leise ahnenden, in die Tiefen der Seele göttlich herabsteigenden Geistes. Wenn im Strome wechselbringender Jahrtausende die jetzigen Einkleidungen des Wahren längst verschwunden wären, dann bliebe dieses Gemälde, falls ein glücklicher Zufall es bis dahin erhielte, jener späten Nachwelt ein Vereinigungspunkt mit der Blüthezeit unserer heutigen Kunst, ein Spiegel, in welchem man die Bildungsstufe und den Geist des vergangenen Geschlechts deutlich erkennen und ein lebendiges, so lange es Menschen gibt, verständliches Wort, wodurch man vernehmen würde, wie einst der Sterbliche empfand und dachte, der dieses Zeugniß seiner Schöpferkraft hinterließ.

Kraft in Ruhe, nicht Abspannung, sondern Gleichgewicht, dies ist das aufgelöste Problem. Wir sehen einen Mann in Jünglingsschönheit sitzen, der Körper ruht, doch nur vermittelst wirkender Muskeln, und der rechte Arm schwebt frei mit der gefüllten Schale. Indem er sie zum Munde führen will, verliert sich sein Geist in seiner innern Gedankenwelt und seine Hand bleibt ihm unbewußt schweben. Schön und rein sind die Lippen, von unentweihter Reinheit. Milde lächelnd belohnen sie, wer ihrer Stimme horcht, jetzt aber folgen sie dem Zuge eines weicheren Gefühls. Ist es vielleicht die stille Freude der Hoffnung? Wenigstens umschweben frohe Gedanken den geschlossenen Mund und scheinen gleichsam zu buhlen um die Hülle des Lautes. Niedergesenkt ist der Blick; theilnehmende Bewunderung einer geahneten Größe drückt die Augenlieder; unter ihrer großen Wölbung, die so himmlisch-rein hervortritt aus dem Schatten der Augenbraunen, steht ein Göttergesicht vor der inneren Sehe, wogegen die ihm mit Reiz geschmückte Erde

nur Staub ist. Ein Ocean von Begriffen liegt klar auf seiner Stirn entfaltet. Wie heiter ist die Stirn! keine Begierde, keine stürmische Leidenschaft stört den heiligen Frieden dieser Seele, deren Kräfte doch im gegenwärtigen Augenblick so rege sind. Vom runden, festen Kinne bis zur braungelockten Scheitel, wie wunderschön ist jeder Zug! Und wie versinkt dennoch die Sinnenschönheit in hervorstrahlender, erhabener Seelenstärke!

Die Deutung dieser Umrisse, dieser Züge bleibt durch alle künftige Aeonen unverändert dieselbe; je zarter der Sinn, je reicher der Verstand, je heiliger glühend die Phantasie, desto tiefer nur greifen sie in den unergründlichen Reichthum, den der Künstler seinem Werke schuf. Uns indessen kann es individueller in Anspruch nehmen, uns erinnert es an Geschichte und an tausendfache Beziehungen, deren ununterbrochene Kette uns selbst mit unseren Zeitgenossen umschlingt und mit dem dargestellten Gegenstand verbindet. Wir kennen diesen erhabenen Jüngling. Das Buch des Schicksals einer verderbten Welt lag auseinander gerollt vor seinen Augen. Durch Enthaltsamkeit und Verläugnung geschärft und geläutert, ergründete sein reiner Sinn die Zukunft. In einsamen Wüsteneien denkt er dem großen Bedürfnisse des Zeitalters nach. Zu edel, zu groß für sein gesunkenes Volk, hatte er sich von ihm abgesondert, hatte es gestraft durch das Beispiel seiner strengen Lebensordnung und kühn gezüchtigt mit brennenden Schmähreden. Jetzt fühlt der ernste Sittenrichter tief, daß diese Mittel nichts fruchten; in die eckelhafteste Masse selbst muß sich der edle Gährungsstoff mischen, der ihre Auflösung und Scheidung bewirken soll. Aufopferung, Langmuth, Liebe — und zwar in welchem, den Geschlechtern der Erde, ja seiner rauhen Tugend selbst, noch unbegreiflichen Grade! — fordert die allgemeine Zerrüttung des sittlichen Gefühles. Hier wagt er es, diese Eigenschaften vereinigt zu denken, im Geiste das Ideal eines Menschen zu entwerfen, der sie bis zur Vollkommenheit besitzt. Bald aber dünkt es ihm, dieses Bild sei nicht ein bloßes Werk der Phantasie, es verwebe sich mit bekannteren Zügen, ja er kenne den göttlichen Jüngling, in dem die Rettung der Erdbewohner beschlossen liegt. Dieses Bewußtseins frohe Schauer sind es, die der gesenkte Blick, im inneren Anschauen verloren, uns verkündet. Wer ahnet den Feuerstrom der Rede, der sonst von diesen Lippen floß, allen Widerstand bändigte und die zagenden Herzen ergriff? Die überwundenen gerührten Lippen sinken

in die Ruhe der großen freudigen Zuversicht. Das ist der Täufer Johannes.

Eine sehr vollendete, classische Beschreibung eines Heiligenbildes, Johannes in der Wüste vorstellend, und zugleich ein bedeutungsreiches Gemälde des Seelenzustandes, der Gedanken und Gefühle, welche sich in dem Gemälde aussprechen, ein Ideal an Leib und Seele. Zuerst wird das Gemälde genau mit allen Eigenthümlichkeiten der Haltung und des Ausdrucks im Allgemeinen umschrieben; dann werden die beiden verschiedenen Gesichtspunkte, der besondere der christlichen Ideen (der Verfasser bezeichnet deren Färbung sehr zart, als »ein begeistertes Helldunkel«) und dann die allgemein menschlichen, und darum auch für Nichtchristen verständlichen, und »wenn die jetzigen Einkleidungen des Wahren längst verschwunden wären« noch verständlichen, aus denen das Gemälde betrachtet werden kann, aufgestellt. Die Scheidung ist, und in Beziehung auf eine spätere Bildungsstufe schüchtern und zweifelnd (»wäre«), in einem Helldunkel gehalten. Sehr unverständlich, oder eine anstößige Hyperbel ist »göttlich herabsteigenden«. So bildet der erste Abschnitt der Darstellung gleichsam die Einleitung und die Disposition des Ganzen. Jetzt folgt im zweiten Abschnitte die Auffassung des Bildes aus dem allgemeiner verständlichen Gesichtspunkte. Wie musterhaft ist hier die Anordnung, die Folge des Einzelnen, der umfassende Schluß, die Bedeutsamkeit, Zartheit, liebliche und zugleich erhabene Schönheit in den einzelnen Zügen und ihrer Vereinigung zu einem Ganzen; wie durch- und überschaulich und wie wahr dies Ganze! Man weiß nicht, soll man mehr die Fülle, den Flug, die ungetrübte Klarheit der Gedanken, oder die Sicherheit und besonnene Haltung der Darstellung des welterfahrenen Verfassers bewundern. Und wie schön ist der Übergang zu dem »individuellern« christlichen Gesichtspuncte am Anfange des dritten Abschnittes! Indem uns nun die Darstellung durch die Geschichte Johannes führt, sehen wir ihn zu der Überzeugung von der Unfruchtbarkeit des Mittels der züchtigenden Strenge gegen die gesunkene Menschheit gelangen, von der er sich zu einer seinen Sinn läuternden Enthaltsamkeit und zum Nachdenken über die Bedürfnisse des gesunkenen Zeitalters abgesondert hatte. Überwunden (»die überwundenen, gerührten Lippen«) wendet der

Denn Wunderhold hält alles fern,
Was giftig heißt, und sticht;
Und stäch' ein Molch auch noch so gern;
So kann, und kann er nicht.

9. Ich sing', o Lieber, glaub' es mir,
Nichts aus der Fabelwelt,
Wenn gleich ein solches Wunder dir
Fast stark zu glauben fällt.
Mein Lied ist nur ein Wiederschein
Der Himmelsherrlichkeit,
Die Wunderhold auf Groß und Klein
In Thun und Wesen streut.

10. Ach! hättest du nur die gekannt,
Die einst mein Kleinod war...
Der Tod entriß sie meiner Hand
Hart hinterm Traualtar....
Dann würdest du es ganz verstehn,
Was Wunderhold vermag,
Und in das Licht der Wahrheit sehn,
Wie in den hellen Tag.

11. Wohl hundert Mal verdankt' ich ihr
Des Blümchens Segensflor,
Sanft schob sie's in den Busen mir
Zurück, wenn ich's verlor.
Jetzt rafft ein Geist der Ungeduld
Es oft mir aus der Brust;
Erst, wenn ich büße meine Schuld,
Bereu' ich den Verlust.

12. O! was des Blümchens Wunderkraft
Am Leib' und am Gemüth'
Ihr, meiner Holdinn, einst verschafft,
Faßt nicht das längste Lied!
Weil's mehr, als Seide, Perl' und Gold,
Der Schönheit Zier verleiht:
So nenn' ich's Blümchen Wunderhold;
Sonst heißt's: Bescheidenheit.

Was »Wunderhold« bedeutet, hat der Dichter am Schlusse selbst gesagt: Bescheidenheit. Die Anordnung dieses lieblichen Gedichts ist sehr einfach. Die 1. Strophe sagt uns, wo es blüht,

An Mann und Weib, alt oder jung,
Zieht's, wie ein Talisman,
Der schönsten Seelen Huldigung
Unwiderstehlich an.

4. Auf steifem Hals ein Strotzerhaupt,
Das über alle Höhn
Weit, weit hinaus zu ragen glaubt,
Läßt doch gewiß nicht schön.
Wenn irgend nun ein Rang, wenn Gold
Zu steif den Hals dir gab,
So schmeidigt ihn mein Wunderhold,
Und biegt dein Haupt herab.

5. Es webet über dein Gesicht
Der Anmuth Rosenflor,
Und zieht des Auges grellem Licht
Die Wimper mildernd vor.
Es theilt der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehle mit,
Und wandelt in Zephyrengang
Des Stürmers Poltertritt.

6. Der Laute gleicht des Menschen Herz,
Zu Sang und Klang gebaut;
Doch spielen sie oft Lust und Schmerz
Zu stürmisch und zu laut: —
Der Schmerz, wenn Ehre, Macht und Gold
Vor deinen Wünschen fliehn;
Und Lust, wenn sie in deinen Sold
Mit Siegeskränzen ziehn.

7. O! wie dann Wunderhold das Herz
So mild und lieblich stimmt!
Wie allgefällig Ernst und Scherz
In seinem Zauber schwimmt:
Wie man alsdann nichts thut und spricht,
Drob Jemand zürnen kann!
Das macht, man trotzt und strotzet nicht,
Und drängt sich nicht voran.

8. O! wie man dann so wohlgemuth,
So friedlich lebt und webt,
Wie um das Lager, wo man ruht,
Der Schlaf so segnend schwebt!

21. Claeß Horn. (Von Rabener.)

Claeß Horn war ein Sohn des reichen Johann Horn und ein Enkel des berühmten Gelehrten Elrich Horn. Ich nenne seine Vorfahren um deswillen, weil sein eigner Name nicht gar zu bekannt ist. Er hatte einen natürlichen Abscheu vor aller Arbeit. Seine Tugenden bestanden in zehntausend Thalern Einkünften. Hätte ihn die weise Vorsehung nicht mit diesem Vorzuge begabt, so würde er seinem Vaterlande zur Last gereicht haben. Seine Berufsarbeit war diese, daß er aus dem Bette aufstand, und sich wieder niederlegte. Er lebte neun und funfzig Jahre; zieht man aber davon diejenige Zeit ab, in welcher er schlief; so hat er sein Alter nicht höher, als auf neunzehn Jahre gebracht. Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er einsah, wie wenig Antheil er an dem Vermögen hatte, welches nicht er, sondern seine Voreltern durch ihren Fleiß verdient. Um deswillen betrachtete er sich nicht anders, als einen Verwalter fremder Güter, von welchen er einmal Rechnung ablegen müßte. Was er zu seiner größten Nothdurft brauchte, das nahm er davon, weiter nichts. Hätte er durch sein Vermögen nothleidenden Freunden unter die Arme greifen sollen, so würde er dieses für einen Eingriff in fremde Güter angesehen haben. Endlich starb er, und hinterließ seine Schätze einem Vetter, welcher unserm Horn die Augen mit Freuden zudrückte. Seinem letzten Willen zufolge mußte ihm ein Leichenstein gesetzt werden, auf den dasjenige kommen sollte, was er in seinem Leben Rühmliches gethan hatte. Es steht also weiter nichts darauf, als dieses, daß er gestorben sei.

Diese ironische Charakteristik bildet hier eine Satire (I. §. 202) in beschreibender Darstellung. Die Satire ist, wie die meisten von Rabener, voll treffender Bezeichnung und weniger breit, als manche seiner übrigen. Ironie und unumwundene Derbheit ist hier in einer Mischung, die das Wohlgefallen, wie die meisten solcher Mischungen von Tropen und Ausdrücken in eigentlicher Bedeutung, stört. Der Schluß ist epigrammatisch. Die Anordnung einer Todtenliste (von Nicolaus Kleine) entsprechend: Verwandtschaft, Leben im Allgemeinen, Geiz, Tod für die lachenden Erben, und Grabschrift.

22. Beschreibende Epigramme.

1) Goldmacherei. (Von Herklots.)

Im Menschenblut, versichert ein Adept,
Kann man den ächten Keim des Goldes finden.
Hat er geglaubt, was Neues zu ergründen?
Das ist ein altes fürstliches Recept.

2) Auf Radulph's Grab. (Von Pfeffel.)

In dieser Marmorgruft
Verwesen Radulph's kalte Reste.
Er war Minister — sonst verwes'te
Er in der freien Luft.

3) Der fette Prediger. (Von Voß.)

Wenn Pastor Schmidt
Mit schwerem Schritt
Die Straße tritt;
Gott segn' euch, Herr!
Schrei'n um ihn her
Die Pflasterer,
Und seh'n in Ruh'
Dem Rammeln zu.

4) Das Pfand. (Von Klinkicht.)

Stax giebt die Seel' in Gottes Hand, denn diese konnt' er nicht verpfänden;
Sonst wäre sie seit Jahren schon in seiner Creditoren Händen.

In allen vier Epigrammen werden uns in wenigen Zügen Charaktere von Menschen vorgeführt, die den hohen Beruf ihres Standes oder des Lebens verkannten. 1) Das bitterste von allen spannt durch die Anregung eines bekannten chemisch-adeptischen Geheimnisses der Goldmacherei. Schon die Behandlung des Geheimnisses als eines gemeinen, längst entdeckten, bereitet die Bitterkeit der fast räthselhaften Antwort vor. Diese enthält die beißende Spitze des Epigramms und führt uns in die Zeit zurück, wo einige Herrscher ihre Unterthanen in fremden (englischen) Sold gaben und den Ertrag im sündhaften Leben verpraßten. — Im 2ten ist auch die Spitze, auf den Galgen anspielend, mit der Marmorgruft in Contrast gestellt. Gedankenreiche Kürze, besonders im überraschenden Übergange, zeichnen

es aus. Das dritte Epigramm ist durch seine metrische oder rhythmische Bezeichnung ausgezeichnet. Das Ganze, so klein es ist, ist eine lebendige Darstellung des nur zum Einrammeln der Steine brauchbaren geistlichen Würdeträgers. Selbst die je dreimalige Wiederholung desselben Reimes und die erzwungene Länge der letzten Sylbe in »Pflasterer« ist nicht ohne Bedeutnng. Der volle Spott tritt auch hier im letzten Verse hervor. Das 4te Epigramm trifft einen sterbenden, heuchlerischen Schuldenmacher. Die Spitze ist etwas breit.

Zweiter Abschnitt.

Analyse der Erzählungen.

Regeln: I. §§. 45. 65. 66. 84. 46. 92. 148. 149. 150. 215.
Arten: I. §§. 197 — 200.

Erste Abtheilung.

Erzählungen, deren Stoff willenlose Gegenstände und ihre Veränderungen sind.

Vergleiche I. §§. 39 und 148.

23. Das Erdbeben zu Caraccas. (Von A. v. Humboldt.)

Die schrecklichsten Naturereignisse, die es giebt, sind Überschwemmungen, Ausbrüche von Vulcanen, Bergstürze und Erdbeben; von diesen selbst aber ist offenbar das letztere das furchtbarste. Die andern betreffen zum Theil nur einen kleinen Punct der Erde und eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Menschen, zum Theil ist wenigstens für einige Bewohner des Ortes, welcher von ihnen heimgesucht wird, Rettung durch die Flucht möglich, und allen Dreien kann der Mensch durch die Wahl

seines Wohnorts im Voraus ausweichen. Die Verheerungen des Erdbebens dagegen bedrohen in ganzen großen Landstrichen den einen Ort, wie den andern; sie erstrecken sich oft in fortgesetztem Zuge über eine lange Reihe bewohnter Orte, und die furchtbare Erschütterung tritt nicht selten so plötzlich ein, daß die Menschen, nachdem sie kaum die ihnen drohende Gefahr wahrgenommen haben, ihr auch schon mit ihren einstürzenden Wohnungen unterliegen. In Europa sind diesem Naturereignisse, mit seltenen Ausnahmen, nur die Inseln des mittelländischen Meeres und die ihm anliegenden Halbinseln ausgesetzt; in Amerika dagegen ist demselben der größere Theil des Landes fast in gleichem Grade unterworfen. Eins der furchtbarsten Erdbeben, welche die Geschichte kennt, ist dasjenige, welches am 11ten November 1775 die große und prächtige Hauptstadt von Portugal in einen Schutthaufen verwandelte und über 30,000 Menschen tödtete. Eine andere dieser unheilvollen Erscheinungen verwüstete in neuer Zeit Calabrien und die Stadt Messina. Auch in Amerika sind während der letzten Jahrzehende mehrere Städte und Gegenden von Verheerungen dieser Art in so hohem Grade heimgesucht worden, daß sich mit dem Namen jener Orte unwillkürlich die Vorstellung von Erdbeben verknüpft. Die Beschreibung derjenigen dieser Verheerungen, welche am 26sten März 1812 Caraccas, die Hauptstadt der columbischen Provinz Venezuela, betraf und sich über einen Theil dieser Provinz ausbreitete, kann uns eine Vorstellung von der Großartigkeit solcher Erscheinungen geben, und das große Elend, welchem durch dieselben viele Tausende von Menschen plötzlich preisgegeben werden, wie die Wirkung, die ein unvorhergesehenes allgemeines Unglück auf das menschliche Herz zu haben pflegt, veranschaulichen. Vom Anfange des Jahres 1811 bis zum Jahre 1813 war ein großer Flächenraum, der die Provinz Venezuela, Westindien und einen Theil von Nordamerika begreift, fortwährend den Erschütterungen unterirdischer Kräfte ausgesetzt. Am Mississippi befand sich der Erdboden Tag und Nacht in dem Zustande eines steten Hin- und Herschwankens; die Stadt Caraccas verspürte den ersten Stoß im December 1811. Die Provinz Venezuela litt vor der Erschütterung, welche ihre Hauptstadt zerstörte, an großer Trockenheit; zu Caraccas und in einem Umkreise von 311 englischen Meilen um diesen Ort war in den 5 Monaten, welche diesem Unglücke vorausgingen, kein Tropfen Regen gefallen. Am 26sten März herrschte eine außerordentliche Hitze, die Luft war ruhig und der Himmel wolken-

frei. Es war gerade der erste Ostertag, und ein großer Theil der Einwohner befand sich in den Kirchen. Kein gefahrdrohendes Zeichen ging dem furchtbaren Ereignisse voraus. Sieben Minuten nach 4 Uhr Abends wurde die erste Erschütterung gespürt. Sie war so stark, daß die Glocken in den Kirchen ertönten, und dauerte 5 bis 6 Secunden. Unmittelbar auf diesen ersten Stoß folgte ein zweiter, welcher 10 bis 12 Secunden anhielt. Während desselben war der Boden in einem beständigen Schwanken begriffen, und wogte gleich einer kochenden Flüssigkeit. Man glaubte schon, die Gefahr sei vorüber, als sich ein furchtbares unterirdisches Getöse vernehmen ließ, welches dem Rollen des Donners glich. Auf dieses Getöse folgte eine Erschütterung in senkrechter Richtung, und auf diese eine wellenförmige, die etwas länger dauerte. Die Stöße befolgten entgegengesetzte Richtungen von Norden nach Süden und von Osten nach Westen. Es war unmöglich, daß irgend etwas die Bewegung von unten nach oben und die einander kreuzenden Bewegungen aufhalten konnte. Die Stadt Caraccas ward gänzlich zerstört, und 9 bis 10,000 ihrer Einwohner wurden unter den Trümmern der einstürzenden Kirchen und Häuser begraben. Eine Procession, welche gehalten werden sollte, hatte noch nicht begonnen; allein das Gedränge in Kirchen war so groß, daß gegen 3 bis 4000 Personen durch den Einsturz der gewölbten Dächer zerschmettert wurden.

Im nördlichen Theile der Stadt war die Erschütterung am stärksten. Zwei Kirchen dieses Theils, welche über 150 Fuß hoch waren und deren Schiffe auf Säulen von 12 bis 15 Fuß im Durchmesser ruhten, wurden in eine Masse von Ruinen verwandelt, die nirgends über 5 bis 6 Fuß hoch war. Das Einsinken der Trümmer war so bedeutend, daß nach wenigen Jahren kaum noch eine Spur von den Pfeilern und Säulen gesehen wurde. Die Baracken, aus denen ein nördlich von diesen Kirchen gelegenes Quartier bestand, verschwanden fast gänzlich. Ein Regiment Linientruppen, welches sich in einem großen Gebäude dieses Stadttheils versammelt hatte, um sich dem feierlichen Zuge der Procession anzuschließen, wurde, mit Ausnahme Weniger, unter diesem Hause begraben. Neun Zehntel der schönen Stadt Caraccas stürzten völlig in Trümmer zusammen. Die Häuser, welche nicht einfielen, waren dergestalt gesprungen, daß es niemand wagen durfte, sie zu bewohnen. Die Hauptkirche, welche durch große Strebepfeiler gestützt ist, blieb stehen.

Unter die 9 bis 10,000 Menschen, welche oben als die Zahl der durch das Erdbeben Getödteten angegeben wurden, sind nicht die Unglücklichen mit einbegriffen, welche schwere Verletzungen erlitten und erst mehrere Monate später aus Mangel an Nahrung und gehöriger Pflege ihren Geist aufgaben.

Die Nacht nach dem ersten Ostertage zeigte die herzzerreißenden Scenen von Elend und Kummer. Die dicke Staubwolke, welche sich über die Trümmer der Stadt erhob und gleich einem Nebel die Luft verdunkelte, hatte sich wieder auf den Erdboden herabgesenkt: die Stöße hatten aufgehört; es herrschte nie eine schönere und stillere Nacht: der Mond, dessen Scheibe fast voll war, beleuchtete die runden Gipfel des Gebirges, in dessen Thale Caraccas liegt, und die Heiterkeit des Himmels stach gegen den Zustand der mit Ruinen und Leichen bedeckten Erde gewaltig ab. Man sah Mütter mit Kindern auf ihren Armen, die sie ins Leben zurückzurufen hofften; trostlose Frauen irrten durch die Stadt, um einen Bruder oder einen Gatten aufzusuchen, über dessen Schicksal sie in Ungewißheit schwebten, und von dem sie glaubten, daß er im Gedränge von ihnen getrennt worden wäre; das Volk drängte sich auf den Straßen, die man jetzt nur an den in geraden Linien aufgehäuften Ruinen unterscheiden konnte, hin und her.

Alle Unfälle und Schrecknisse, welche man bei dem Erdbeben von Lissabon, Messina und andern Orten erfahren hatte, wiederholten sich an diesem unheilvollen Tage. Die Verwundeten, unter den Trümmern und Schutthaufen begraben, flehten die Vorübergehenden mit lautem Jammern und Wehklagen um Hülfe an, und mehr als 2000 wurden ausgegraben. Niemals zeigte sich das Mitleiden auf eine so rührende Weise, niemals sah man es, so zu sagen, in seiner Thätigkeit so erfinderisch, als bei diesen Bestrebungen, den Verunglückten, deren Jammergeschrei das Ohr erreichte, Hülfe zu leisten. Unglücklicherweise fehlte es gänzlich an Werkzeugen, die sich zur Aufgrabung des Bodens und zur Wegräumung der Trümmer eigneten, und man sah sich genöthigt, zum Ausscharren der noch Lebenden die Hände zu gebrauchen. Diejenigen, welche verwundet waren, so wie die Kranken, die sich aus den Spitälern geflüchtet, wurden an das Ufer eines kleinen Flusses geschafft, wo sie kein anderes Schutzdach als das Laub der Bäume hatten. Betten, Leinwand zum Verband der Wunden, chirurgische Instrumente, kurz Alles, was ihre Verpflegung und Behandlung erforderten, lag unter

den Trümmern begraben. In den ersten Tagen fehlte es an Allem, selbst an Nahrung. Eben so wurde in der Stadt das Wasser selten. Durch die Erschütterung waren die Brunnenröhren selten, und das Einsinken des Erdreichs hatte die Quellen, welche diese mit Wasser versahen, verstopft. Um Wasser zu erhalten, mußte man sich bis zu dem erwähnten kleinen Flusse begeben, der bedeutend angeschwollen war, und auch hier fehlte es an Gefäßen zum Schöpfen, da diese unter den Häusern begraben worden waren.

Noch hatte man sich einer Pflicht gegen die Todten zu entledigen, die sowohl die Sitte, als die Furcht vor den ansteckenden Krankheiten, welche aus der Fäulniß der Leichname entstehen konnten, gebot. Da es unmöglich war, so viele Tausende halb unter dem Schutt begrabener Leichname zu beerdigen, so wurden Commissaire ernannt, um sie zu verbrennen. Mitten unter dem Schutt wurden Scheiterhaufen errichtet, und die Verbrennung der Leichen dauerte zwei ganze Tage. Bei diesen allgemeinen Leiden und Unfällen suchte das Volk den zürnenden Himmel durch eifrige religiöse Übungen zu besänftigen. Viele zogen in ganzen Gesellschaften umher und sangen Sterbelieder, während Andere auf der Straße laut ihre Sünden beichteten. Dabei wiederholten sich die Erscheinungen, welche bei gleich schrecklichem allgemeinen Unglück auch an andern Orten stattgefunden hatten. Hartherzige nahmen sich liebevoller solcher Mitmenschen an, die sie vorher kaum des Blickes gewürdigt hatten. Wiedererstattung eines früher gestohlenen Gutes wurde von Menschen versprochen, die niemals des Diebstahls beschuldigt gewesen waren, und Familien, die lange in Feindschaft mit einander gelebt hatten, versöhnten sich im Gefühl des allgemeinen Elends. Allein während dieses Gefühl bei dem Einen das Herz erweichte und dem Mitleiden öffnete, brachte es eine entgegengesetzte Wirkung bei Anderen hervor, indem sie noch verstockter und unmenschlicher wurden, und nur auf Raub und Plünderung dachten.

Die Erdstöße, welche in dem geringen Zeitraume von einer Minute die Stadt Caraccas zertrümmerten, beschränkten sich nicht auf diesen Ort. Ihre verderblichen Wirkungen erstreckten sich längs der Küste auf die Provinzen Venezuela, Varinas und Marakaybo, und wurden noch deutlicher in den Bergen des Innern verspürt. Manche Örter wurden fast gänzlich zerstört, und in der Provinz Venezuela allein fanden 20,000 Menschen einen plötzlichen Tod.

Funfzehn bis achtzehn Stunden nach den Hauptstößen, die Caraccas niedergestürzt hatten, hörten die Erschütterungen auf; aber nach dem 27sten März begannen die Bewegungen von Neuem und waren von sehr lautem unterirdischem Getöse begleitet. Am 5ten April ereignete sich sogar ein Erdbeben, welches fast eben so heftig war, als das vom 26sten März, und unter Anderm große Felsen von den Gebirgen losriß: und auch später wiederholten sich die Erschütterungen und die wellenförmige Bewegung des Bodens noch öfters mehr oder weniger heftig.

Nachdem der Verfasser die Erdbeben als die furchtbarsten Naturereignisse bezeichnet und nur einige derselben vorzugsweise erwähnt hat, beschreibt er das von Caraccas, um uns die Großartigkeit dieser Erscheinung und das Elend in ihren Folgen zu veranschaulichen. Deutlichkeit und Anschaulichkeit ist der Zweck der Darstellung. Selbst die Wiederholung im Adjectivsatze »welche ihre Hauptstadt zerstörte«, wird durch diesen Zweck entschuldigt. Die Kürze der Perioden befördert hier die Deutlichkeit und zugleich die Lebendigkeit der Darstellung. Ihr Bau ist nachlässig: selbst Züge, welche dem Wesen und Zweck der Darstellung näher liegen, treten ungefügig gegen entferntere in eine grammatische Unterordnung: »Eine Procession, welche ... begonnen; allein das Gedränge war so groß, daß 4000 Personen erschlagen wurden«, wo der letzte Nebensatz die wichtigere Vorstellung enthält, dagegen der Satz »allein ... groß«, selbst durch »allein« statt »und doch..« fehlerhaft eingeleitet, hervorgehoben wird. Schon in den vorhergehenden Perioden: Sieben Minuten nach vier Uhr .... und dauerte ... Secunden. Unmittelbar auf ... welcher ... anhielt«, wo das »und...« fehlerhaft dem »war stark« statt dem »wurde verspürt« beigeordnet wird, und »welcher...« selbst gegen die nahe Analogie untergeordnet wird, sieht man die Sorglosigkeit im Baue. Selbst die Folge der Perioden ist nachlässig. Man vergleiche »die Stadt Caraccas ward gänzlich zerstört, und 9—10,000 ihrer Einwohner ... begraben« mit der später folgenden »Neun Zehntel der schönen Stadt Caraccas stürzten... Unter den 9—10,000 Menschen...« Ferner »und mehr, als 2000 wurden ausgegraben« mit dem weit spätern »Da es unmöglich war ... um sie zu verbrennen«; und »die halb unter dem Schutte Begrabenen« konnten auch nicht auf Scheiterhaufen ver-

brannt werden. Selbst naturhistorisch merkwürdige Einzelheiten verlieren sich, ohne erkennbare Zweckmäßigkeit, unter ganz fremdartige Züge, wie »zu dem erwähnten kleinen Flusse begeben, der bedeutend angeschwollen war, und auch hier...« Selbst die Wahl der einzelnen Ausdrücke »gewaltig abstechen« ist nicht sorgsam: Perioden, welche durch eine leichte Zusammenziehung Rundung erhalten hätten, sind nur leicht zusammen gehäkelt. Wahrscheinlich hat der Verfasser die einzelnen Züge der beschreibenden Erzählung aus verschiedenen gleichzeitigen Berichten zusammengelesen, und ist durch das Streben nach einer genauen Benutzung derselben, wie durch den Charakter der wilden Zerstörung, welcher in dem Ereignisse herrschte, zu der Zersplitterung der Darstellung und den erwähnten Fehlern in ihrem Gefolge fortgerissen. Aber das Ganze der Darstellung enthält in ganz schmuckloser Anreihung nicht allein alle Züge, welche physicalisch und psychologisch merkwürdig sind, sondern ein vollständig ausgemaltes Bild der wilden Zerstörung und ihres Eindruckes auf den Menschen. In der Wahl dieser einzelnen Züge und in der innern Wahrheit und Vollständigkeit des Ganzen beruht der Werth der Darstellung. Dunkel scheint mir die Periode: »Es war unmöglich, daß irgend etwas die Bewegung .... aufhalten konnte. Vergleiche besonders die folgende Darstellung.

24. Der Ausbruch des Vesuvs. (Von Tiedge.)

Am 12ten August endlich eröffnete sich das hinreißendste Schauspiel, das die Natur hervorzubringen vermag. Gegen 9 Uhr Abends stieg die Rauchsäule höher; sie ward röther und röther, und endlich ganz zur leuchtenden Flamme, die wechselnd stieg und sank, und von Zeit zu Zeit Blitze nach allen Seiten warf. Nicht selten erreichte sie eine außerordentliche Höhe: dann stand der majestätische Feuer-Obelisk einige Minuten fast unbeweglich, wie ein flammender Seraph, der weit über das paradisische Campanien hinschaute; leichte, rothe Wolken schwebten umher, und spiegelten sich im dunklen Meere. Das Meer war ruhig, als ob es furchtsam den zürnenden Nachbar behorchte. Plötzlich sank die hochleuchtende Erscheinung in den Feuerschlund hinab, und ließ eine Krone von malerischen Wolken zurück. Jetzt erhob sich abermals eine mächtige Gluthsäule, eine kleinere blitzte neben ihr auf;

und hohes Getümmel umher, wie das Gefolge einer Göttererscheinung; sie sank zurück, und verwandelte ihre Stelle in einen Flammensee. Die Wogen sprudelten, schlugen über, und rötheten mit ihren Flammen den Horizont, der einen sanfteren Wiederschein auf die Stadt, auf das Meer und auf die dunklen Felsen warf. Immer lebendiger, immer ungeduldiger ward das Flammengetümmel, und jezt durchbrach es, wie eine vollendete Empörung, die umfassende Kerkerwand, und stürzte von der Aschenspitze des Kraters herab. Nicht Worte vermögen zu schildern, welch ein Aufruhr von Gefühlen den überraschten Zuschauer ergriff. Es war ein Zustand, wo das Entzücken zum Entsetzen und wiederum das Entsetzen zum Entzücken wird. Über dem Krater hatte sich vom aufsteigenden Rauche eine Wolkensammlung gebildet: es schienen die purpurnen Horen zu sein, die im tiefen Dunkel der Nacht hier die Morgenröthe erwarteten. Ununterbrochnes Leben und Getümmel, immer wechselnde Pracht, ein stetes Werden und Schwinden glänzte und blitzte durcheinander. Jetzt stiegen zwei rothglühende Rauchsäulen auf, die in einem Blutmeere starrten. Was aber dieser großen Scene die höchste Verherrlichung gab, war der aufgehende Vollmond. Hinter den sich thürmenden und wälzenden Rauchwolken stieg er herauf, und schien wirklich Aurora zu sein, die den Triumphzug der vorgeeilten Horen über die Spitze des Berges empfing. Mit glühendem Gesichte, wie ein nektartrunkner Gott, trat er auf die verherrlichte Bühne der Nacht.

Aber vom Gipfel des Berges stürzte der Gluthstrom, und bald hatte er den Fuß des Aschenkegels erreicht. Jetzt brach er in die Weingärten ein, die schon der Ernte entgegengereift waren. Weiße Flammen loderten auf, wo der Verderber die herrliche grüne Vegetation ergriff. Oft schien er eine Allee zu fassen, deren helle Flamme sich weithin erstreckte, und über dem rothen Strom als eine Lichtmasse schwebte. Hier theilte sich der Lavastrom in fünf Arme; drei zogen östlich, zwei aber westlich, und diese nur konnten von uns gesehen werden. Reißend stürzte der Erguß weiter und verderbender fort. Er umfloß Häuser, deren Einwohner sich kaum noch zu retten vermochten; er füllte die untern Geschosse aus, und zerstörte unzählige Landhäuser, Hütten und Weingärten. Der prächtige Verwüster ging seinen Weg, den er, wo er sich in Vertiefungen verbarg, durch Lichtsäulen entzündeter Bäume bezeichnete. Die beiden Arme des Lavastroms, von denen der eine dem andern bald nachblieb, bald voreilte, hatten in kurzer Zeit die Straße

brannt werden. Selbst naturhistorisch merkwürdige Einzelheiten verlieren sich, ohne erkennbare Zweckmäßigkeit, unter ganz fremdartige Züge, wie »zu dem erwähnten kleinen Flusse begeben, der bedeutend angeschwollen war, und auch hier...« Selbst die Wahl der einzelnen Ausdrücke »gewaltig abstechen« ist nicht sorgsam: Perioden, welche durch eine leichte Zusammenziehung Rundung erhalten hätten, sind nur leicht zusammen gehäkelt. Wahrscheinlich hat der Verfasser die einzelnen Züge der beschreibenden Erzählung aus verschiedenen gleichzeitigen Berichten zusammengelesen, und ist durch das Streben nach einer genauen Benutzung derselben, wie durch den Charakter der wilden Zerstörung, welcher in dem Ereignisse herrschte, zu der Zersplitterung der Darstellung und den erwähnten Fehlern in ihrem Gefolge fortgerissen. Aber das Ganze der Darstellung enthält in ganz schmuckloser Anreihung nicht allein alle Züge, welche physicalisch und psychologisch merkwürdig sind, sondern ein vollständig ausgemaltes Bild der wilden Zerstörung und ihres Eindruckes auf den Menschen. In der Wahl dieser einzelnen Züge und in der innern Wahrheit und Vollständigkeit des Ganzen beruht der Werth der Darstellung. Dunkel scheint mir die Periode: »Es war unmöglich, daß irgend etwas die Bewegung .... aufhalten konnte. Vergleiche besonders die folgende Darstellung.

24. Der Ausbruch des Vesuvs. (Von Tiedge.)

Am 12ten August endlich eröffnete sich das hinreißendste Schauspiel, das die Natur hervorzubringen vermag. Gegen 9 Uhr Abends stieg die Rauchsäule höher; sie ward röther und röther, und endlich ganz zur leuchtenden Flamme, die wechselnd stieg und sank, und von Zeit zu Zeit Blitze nach allen Seiten warf. Nicht selten erreichte sie eine außerordentliche Höhe: dann stand der majestätische Feuer-Obelisk einige Minuten fast unbeweglich, wie ein flammender Seraph, der weit über das paradisische Campanien hinschaute; leichte, rothe Wolken schwebten umher, und spiegelten sich im dunklen Meere. Das Meer war ruhig, als ob es furchtsam den zürnenden Nachbar behorchte. Plötzlich sank die hochleuchtende Erscheinung in den Feuerschlund hinab, und ließ eine Krone von malerischen Wolken zurück. Jetzt erhob sich abermals eine mächtige Gluthsäule, eine kleinere blitzte neben ihr auf;

und hohes Getümmel umher, wie das Gefolge einer Göttererscheinung; sie sank zurück, und verwandelte ihre Stelle in einen Flammensee. Die Wogen sprudelten, schlugen über, und rötheten mit ihren Flammen den Horizont, der einen sanfteren Wiederschein auf die Stadt, auf das Meer und auf die dunklen Felsen warf. Immer lebendiger, immer ungeduldiger ward das Flammengetümmel, und jetzt durchbrach es, wie eine vollendete Empörung, die umfassende Kerkerwand, und stürzte von der Aschenspitze des Kraters herab. Nicht Worte vermögen zu schildern, welch ein Aufruhr von Gefühlen den überraschten Zuschauer ergriff. Es war ein Zustand, wo das Entzücken zum Entsetzen und wiederum das Entsetzen zum Entzücken wird. Über dem Krater hatte sich vom aufsteigenden Rauche eine Wolkensammlung gebildet: es schienen die purpurnen Horen zu sein, die im tiefen Dunkel der Nacht hier die Morgenröthe erwarteten. Ununterbrochnes Leben und Getümmel, immer wechselnde Pracht, ein stetes Werden und Schwinden glänzte und blitzte durcheinander. Jetzt stiegen zwei rothglühende Rauchsäulen auf, die in einem Blutmeere starrten. Was aber dieser großen Scene die höchste Verherrlichung gab, war der aufgehende Vollmond. Hinter den sich thürmenden und wälzenden Rauchwolken stieg er herauf, und schien wirklich Aurora zu sein, die den Triumphzug der vorgeeilten Horen über die Spitze des Berges empfing. Mit glühendem Gesichte, wie ein nektartrunkner Gott, trat er auf die verherrlichte Bühne der Nacht.

Aber vom Gipfel des Berges stürzte der Gluthstrom, und bald hatte er den Fuß des Aschenkegels erreicht. Jetzt brach er in die Weingärten ein, die schon der Ernte entgegengereift waren. Weiße Flammen loderten auf, wo der Verderber die herrliche grüne Vegetation ergriff. Oft schien er eine Allee zu fassen, deren helle Flamme sich weithin erstreckte, und über dem rothen Strom als eine Lichtmasse schwebte. Hier theilte sich der Lavastrom in fünf Arme; drei zogen östlich, zwei aber westlich, und diese nur konnten von uns gesehen werden. Reißend stürzte der Erguß weiter und verderbender fort. Er umfloß Häuser, deren Einwohner sich kaum noch zu retten vermochten; er füllte die untern Geschosse aus, und zerstörte unzählige Landhäuser, Hütten und Weingärten. Der prächtige Verwüster ging seinen Weg, den er, wo er sich in Vertiefungen verbarg, durch Lichtsäulen entzündeter Bäume bezeichnete. Die beiden Arme des Lavastroms, von denen der eine dem andern bald nachblieb, bald voreilte, hatten in kurzer Zeit die Straße

dum, quod erat Dictator Lanuvii Milo; Roma subito ipse profectus pridie est, ut ante suum fundum (quod re intellectum est) Miloni insidias collocaret. Atque ita profectus est, ut concionem turbulentam, in qua ejus furor desideratus est, quae illo ipso die habita est, relinqueret: quam, nisi obire facinoris locum tempusque voluisset, nunquam reliquisset. Milo autem, cum in senatu fuisset eo die, quoad senatus dimissus est, domum venit; calceos et vestimenta mutavit; paulisper, dum se uxor (ut fit) comparat, commoratus est: deinde profectus est id temporis, cum jam Clodius, siquidem eo die Romam venturus erat, redire potuisset. Obviam fit ei Clodius, expeditus, in equo, nulla rheda, nullis impedimentis, nullis graecis comitibus, ut solebat; sine uxore, quod nunquam fere: cum hic insidiator, qui iter illud ad caedem faciendum apparasset, cum uxore veheretur in rheda, paenulatus, magno et impedito (m. impedimento) ac muliebri et delicato ancillarum puerorumque comitatu.

Fit obviam Clodio ante fundum ejus, hora fere undecima, aut non multo secus. Statim complures cum telis in hunc faciunt de loco superiore impetum, adversi rhedarium occidunt. Cum autem hic de rheda, rejecta paenula, desiluisset, seque acri animo defenderet; illi, qui erant cum Clodio, gladiis eductis, partim recurrere ad rhedam, ut a tergo Milonem adorirentur; partim, quod hunc jam interfectum putarent, caedere incipiunt eius servos, qui post erant: ex quibus qui animo fideli in dominum et praesenti fuerunt, partim occisi sunt, partim, cum ad rhedam pugnari viderent et domino succurrere prohiberentur, Milonem occisum etiam ex ipso Clodio audirent, et re vera putarent; fecerunt id (servi Milonis) (dicam enim non derivandi criminis causa, sed ut factum est) neque imperante, neque sciente, neque praesente domino, quod suos quisque servos in tali re facere voluisset.

Der Zweck dieser schildernden Erzählung ist, zu beweisen, daß Milo unschuldig an der Ermordung des Clodius sei: vielmehr Milo's Sclaven den Clodius, von demselben mit Vorbedacht angegriffen,

aus Nothwehr getödtet hätten. Schon Quintil. IV. 2, 57 lobt die Kunst, mit der Cicero zeigt, daß Clodius dem Milo nachgestellt habe; und die treffliche Anwendung der Ironie „quum hic insidiator“ Quintil. V. 10, 50. Jeder Zug in der Vorbereitung Beider zur Reise, und alle Umstände, jedes Wort, ist musterhaft; jedes Wort vielbedeutend für den Zweck, das Ganze bündig und kurz. Sehr geschickt der Schluß: ein Theil von Milo's Dienern „qui post erant“ war von den Clodianern ermordet, ein andrer, der seinen Herrn getödtet glaubte, dies von Clodius selbst hörte, that, was jeder von seinen Sclaven gewünscht hätte. So wird die That hier umschrieben, ganz den Regeln §. 82 gemäß. Dem gemäß ist die Steigerung in der ersten Periode: „subito profectus est, atque ita profectus, in qua.., quae.. quam..“ und der Gegensatz der folgenden Periode. Derselbe Gegensatz wiederholt sich, selbst in den Bewegungen der Sprache, in der Darstellung des Zusammentreffens „obviam fit... quum hic insidiator...« Es steht für impedimento hier impedito, wie auch einige Codd. und Commentatoren lesen: diese, dem Ernesti anstößige, Häufung der Adjective ist den Gesetzen der relativen Wohlbewegung gemäß. Alles ist hier musterhaft.

26. Der Frühling. (Von Tieck.)

Nie vergißt der Frühling wieder zu kommen,
Wenn Störche ziehn, wenn Schwalben auf der Wiese sind.
Kaum ist dem Winter die Herrschaft genommen,
So erwacht und lächelt das goldene Kind.
Dann sucht er sein Spielzeug wieder zusammen,
Das der alte Winter verlegt und zerstört.
Er putzt den Wald mit grünen Flammen,
Der Nachtigall er die Lieder lehrt.
Er rührt den Obstbaum mit röthlicher Hand,
Er klettert hinauf die Aprikosenwand;
Wie Schnee die Blüthe noch vor dem Blatt ausbringt.
Er schüttelt froh das Köpfchen, daß ihm die Arbeit gelingt.
Dann geht er und schläft im waldigen Grund'
Und haucht den Athem aus, den süßen.
Um seinen zarten rothen Mund
Im Grase Viol' und Erdbeer' sprießen;
Wie röthlich und bläulich lacht
Das Thal, wenn er erwacht!

In den verschlossenen Garten
Steigt er über's Gitter in Eil',
Mag auf den Schlüssel nicht warten,
Ihm ist keine Wand zu steil.

Er räumt den Schnee aus dem Wege,
Er schneidet das Buxbaum-Gehege,
Und feiert auch am Abend nicht;
Er schaufelt und arbeitet im Mondenlicht.

Dann ruft er: »Wo säumen die Spielkameraden,
Daß sie so lange Zeit in der Erde bleiben;
Ich habe sie alle eingeladen,
Mit ihnen die fröhliche Zeit zu vertreiben.«

Die Lilie kommt und reicht die weißen Finger,
Die Tulpe steht mit steifem Kopfputz da,
Die Rose tritt bescheiden nah',
Aurikelchen und alle Blumen, vornehm und geringer.

Der bunte Teppich ist nun gestickt;
Die Liebe tritt aus Jasminlauben hervor.
Da danken die Menschen, da jauchzet der Vögel ganzer Chor:
Denn alle fühlen sich beglückt. —

Dann küßt der Frühling die zarten Blumenwangen
Und scheidet und sagt: »Ich muß nun gehen.«
Da sterben sie all' aus süßem Verlangen,
Daß sie mit welken Häuptern stehen.

Der Frühling spricht: »Vollendet ist mein Thun:
Ich habe schon die Schwalben herbestellt;
Sie tragen mich in eine andere Welt.
Ich will in Indiens duftenden Gefilden ruhn.

Ich bin zu klein, das Obst zu pflücken,
Den Stock der schweren Traube zu entkleiden,
Mit der Sense das goldene Korn zu schneiden;
Dazu will ich den Herbst euch schicken.

Ich liebe das Spielen, bin nur ein Kind,
Und nicht zur ernsten Arbeit gesinnt;
Doch wenn ihr des Winters überdrüssig seid,
Dann komm' ich zurück zu eurer Freud'.

Die Blumen und Vögel nehm' ich mit mir;
Wenn ihr erntet und keltert, was sollen sie hier?
Ade! Ade! ist die Liebe nur da,
So bleibt euch der Frühling ewiglich nah'!

Eine liebliche Schilderung des als ein spielender Knabe geschilderten Frühlings, selbst spielend und in anziehender Einfalt. Es glüht ein tiefes, sehnendes Gefühl in dieser kindlichen Anmuth, wie in so manchen Darstellungen dieses harmoniereichen und seelenvollen Dichters. Das allmähliche sich Entfalten des Frühlings bis zu seiner blühenden Vollendung ist mit treffenden Farben geschildert. Und jeder Zug stimmt zu dem Ganzen der allegorischen Handlung. Ihr Wendepunct ist gleichsam die Erscheinung der Liebe, und da erst »danken die Menschen und jauchzt der Vögel ganzer Chor«, obwohl schon früher die Nachtigall vom Frühlinge die Lieder lernte. Dann folgt der Abschied, spielend leicht, obwohl bei dem »süßen Verlangen« der Blumen »mit welken Häuptern«, und das Versprechen der freudigen Wiederkehr, wenn gleich »der Frühling ewig nahe bleibt«, »ist die Liebe nur da«. Das erste Erwachen des Frühlings, und dann ein anderes Erwachen desselben im waldigen Grunde; das Heraufklettern an der Aprikosenwand, und dann erst später über das Gitter und die Wand im Garten, in dessen Wegen noch der Schnee liegt, sind gleichfalls Nachlässigkeiten der Zeichnung. Dunkel ist »die Liebe, welche aus Jasminlauben hervortritt«. Es sind nicht wohl beglückte Liebespaare, denn die Menschen empfangen sie dankend. Diese Liebe ist also wohl eine liebeweckende Göttinn, und erst jetzt scheinen die Blumen ein süßes Verlangen zu fühlen. Aber diese Liebe erscheint mit jedem neuen Frühling, und doch soll sie nach dem Schlusse auch in seiner Abwesenheit da bleiben, damit »der Frühling ewiglich nahe bleibe«. Solche Fehler stören die Wirksamkeit des Ganzen der Darstellung.

27. Rahel's Auferstehung. (Klopstock, Mess. XI. 369.)

Rahel's Schimmer umzog den schwimmenden Duft mit Golde,
Wie die Sonne den Saum der Abendwolke vergoldet,

Und ihr Auge begleitet des Duftes Wallen. Sie sieht ihn
Anders um sich, und wieder anders gebildet, herumziehn,
Steigen, sinken, zuletzt stets mehr sich nahen und schimmern.
Und sie bewundert den Tiefsinn der immerändernden Schöpfung,
Unergründlich im Großen und unergründlich im Kleinen,
Ohne zu wissen, wie nah der schwebende Duft ihr verwandt sei,
Und wozu ihn nun bald des Allmächtigen Stimme, Versöhner,
Deine Stimme nun bald erschaffen werde! Sie neigt sich
über ihn, und betrachtet ihn stets mit froherem Blicke.
Mit verbreiteten Armen, voll süßer namloser Freuden,
Stand ihr Engel und sah's. Nun scholl des Allmächtigen Stimme!
Rahel sank. Ihr däucht' es, als ob sie in Thränen zerflösse,
Sanft in Freudenthränen; hinab in schattende Thale
Quölle; sich über ein wehendes, blumenvolles Gestade
Leicht erhübe; dann neugeschaffen unter den Blumen
Dieses Gestades, und seines Dufts Gerüchen sich fände.
Jetzt erwachte sie ganz! Sie fühlte sich, sahe sich, wußt' es,
Daß ein neuer, unsterblicher Leib sie umgab. Mit Entzückung
Sieht sie gen Himmel, und dankt dem, der vom Tode sie aufrief.

Von wie vielen Rhetorikern und Ästhetikern ist diese Schilderung eines übersinnlichen Gegenstandes als musterhaft gepriesen! Nach einer, die Seligkeit der Auferstehungsfreuden und die heiße Erwartung aussprechenden Vorbereitung, wo selbst die Erinnerung an Benoni durch eine contrastirende Empfindung das Interesse steigert, beginnt der verklärte Leib sich zu bilden. Alle Färbungen in den wechselnden Stadien der Bildung; die von bloßer Beobachtung bis zur frommen Bewunderung und Freude wachsende Theilnahme der Seele Rahel's; die Anrede im adjectivischen Substantivsatze »Versöhner«, zugleich der Allmächtige, denn die Auferstehung ist von der Versöhnung bedingt, spannen auf den entscheidenden Augenblick und wecken die Gefühle, mit welchen wir den eigentlichen Act der Vereinigung der Seele und des Leibes auffassen sollen. Dieser, überschwänglich und unbeschreibbar, wird nur in seiner Empfindung, durch annähernde Empfindungen angedeutet. Aber wie viele Reize der Darstellung sind hier in den wenigen Worten vereinigt: die gesteigerte Wiederholung »Thränen«, »Sanft in Freudenthränen«, die Steigerung in den Elementen der Handlung, »zerflösse«, »quölle«, »erhübe«, »fände«, »erwachte«, »fühlte«, »sahe«, »wußte, daß...«,

und zum Schlusse der entzückte Dank. Jedes Attribut, z. B. »wehendes« ist gewählt. Und welche Klarheit bei der Unbeschreiblichkeit des Gegenstandes und der Fülle der Empfindungen! Jedes Wortes Bedeutung und Beziehung ist bestimmt, nur die angeregte Empfindung unbegränzt. Überall Wohllaut, Wohlbewegung, wenn auch der Metriker weniger befriedigt wird.

28. Benoni's Ermordung. (Klopstock, Mess. II. 115—123.)

(Text unten in Abtheil. V.)

Diese Erzählung reiht sich unmittelbar an die früher erörterte Beschreibung der »Gräber von Jerusalem«, № 11, den Schauplatz der Ermordung durch den von Satan besessenen Vater, Samma. Der Zweck der Erzählung ist die Erregung der Gefühle des unheimlichen Entsetzens und Schauderns, und des Mitleids über das geistige Elend des Sclaven einer höllischen Gewalt. Der Contrast soll den Sieg des Erretters, als »in das bleiche Gesicht voll Todesgestalten die Menschheit zurückkehrte« und die überraschte Freude »schrie und weinte gen Himmel«, verherrlichen. Der Charakter derer, die durch das Unglück betroffen werden, die den Bitten des unglücklichen Vaters zu viel nachgebende Mutter, der tieffühlende Bruder, denen der Knabe entlief, erhöhen unsere Theilnahme. Und jetzt die schnelle That in zwei rasch folgenden Momenten. Der Knabe bittet um die Umarmung des Vaters, krümmt um die Hand sich, drückt sie an sein Herz, welch' kindliche, innig bewegte Liebe. Dann kurz »umfasset ihn«, ob zur Umarmung, oder zugleich als Vorbereitung zur That? wie bedeutend hier die Unbestimmtheit! dann mit energischer Kürze, asyndetisch »bebet«; und nun nach zwei asyndetischen (Synt. II. 241) Vordersätzen, die unbefangene, herzliche, kindlich liebkosende Unschuld des Kindes, und im raschen Nachsatze die schaudervolle That, in greller Lebendigkeit der Farben und in ihrer Wirkung, bis auf das letzte leise Röcheln der sterbenden Unschuld: jede Wahl des Ausdrucks und jede Bewegung der Periode ist hier bedeutsam und dem Zwecke angemessen.

Dritte Abtheilung.

Berichte, bloß berichtende Erzählungen und Reiseerzählungen.

Vergl. I. §§. 194, 3; 195, 45.

---

29. Berichte (aus Zeitungen).

»Einige Blätter haben als eine unzweifelhafte Thatsache ausgebreitet, daß ein junger Künstler aus *** von der hiesigen Polizei aus dem Grunde ausgewiesen worden, weil er aus *** sei. Das Wahre an der Sache ist, daß weder der vorgedachte junge Mann aus der hiesigen Stadt, noch überhaupt in unserem Lande ein Einwohner aus ***, weil er aus ***, ausgewiesen.« — Abgesehen von andern Fehlern gegen die Wortstellung und Eurythmie: war der Mann gar nicht ausgewiesen; oder ausgewiesen, aber aus einem andern Grunde? Wohl das erstere: denn sonst wäre der Artikel unzweckmäßig und in so fern, wenigstens für das Publicum, eine unzureichende Berichtigung, als dies den geleugneten Grund, da keine anderen genannt werden, im Hinterhalte vermuthen konnte.

(Diplomatische Note.) »Nur mit widerstrebendem Gefühle haben Seine Hoheit Sich entschließen können, mit Maßregeln gegen N. N. (ein Land) voranzugehen, welche (d) mit den so lange bestandenen glücklichen Nachbarverhältnissen so wenig im Einklange stehen und (a) eben darum auch nie hätten hervorgerufen werden sollen (b), welche aber unvermeidlich sind, um .... zu schützen, (c) wobei übrigens nicht verkannt werden kann, daß die Regierungen N. N. es jeden Augenblick in ihrer Macht haben, die Nothwendigkeit zu beseitigen...« — Schleppend durch die Folge vieler untergeordneten Sätze, besonders bei b, wegen des logisch wieder überordnenden »aber«, noch mehr bei c, wo das »wobei« es als Adverb zum Verb »entschließen können« hebt, da der Satz durch »bei welchen« als Adjectiv der »Maßregeln« bezeichnet würde. Würde man d durch »welche, da sie .... stehen, nicht hätten hervorgerufen werden sollen« dem b unterordnen, so wäre es statt Motiv der »widerstrebenden Gefühle zu sein«, Motiv von »nicht sollen« geworden. Ob a, b, c als Beweggründe des Fürsten aufzufassen sind, oder nur des Unterschriebenen, ist, wohl absichtlich, zweideutig ausgedrückt. Das erstere wäre durch

»seien« statt »sind« in b, und »könne« statt »kann« in c deutlich ausgedrückt; das letzte durch Umformung des b in einen Hauptsatz: »Sie hätten dieses Verhältnisses wegen auch nicht...«; und c desgleichen in: »Übrigens könne nicht...«. Dann wäre freilich das Schleppende aufgehoben. Das »und bei welchen es« statt »wobei« bessert schon vieles.

30. Feierlichkeiten bei der Krönung Joseph II. (Von Göthe.)

Der Krönungstag brach endlich an, den 3ten April 1764; das Wetter war günstig und alle Menschen in Bewegung. Man hatte mir, nebst mehreren Verwandten und Freunden, in dem Römer selbst, in einer der oberen Etagen einen guten Platz angewiesen, wo wir das Ganze vollkommen übersehen konnten. Mit dem Frühesten begaben wir uns an Ort und Stelle und beschauten nunmehr von oben, wie in der Vogelperspective, die Anstalten, die wir Tags zuvor in näheren Augenschein genommen hatten. Da war der neu errichtete Springbrunnen mit zwei großen Kufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer weißen Wein hüben und rothen Wein drüben aus seinen zwei Schnäbeln ausgießen sollte. Aufgeschüttet zu einem Haufen lag dort der Hafer, hier stand die große Bretterhütte, in der man schon einige Tage den ganzen fetten Ochsen an einem ungeheuren Spieße bei Kohlenfeuer braten und schmoren sah. Alle Zugänge, die vom Römer aus dahin und von andern Straßen nach dem Römer führen, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen gesichert. Der große Platz füllte sich nach und nach, und das Wogen und Drängen ward immer stärker und bewegter, weil die Menge wo möglich immer nach der Gegend hinströmte, wo ein neuer Auftritt erschien und etwas Besonderes angekündigt wurde.

Bei dem Allen herrschte eine ziemliche Stille, und als die Sturmglocke geläutet wurde, schien das ganze Volk von Schauer und Erstaunen ergriffen. Was nun zuerst die Aufmerksamkeit Aller, die von oben herab den Platz übersehen konnten, erregte, war der Zug, in welchem die Herren von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Diese hatten als Schutzheiligthümer den ersten Platz im Wagen eingenommen, und die Deputirten saßen vor ihnen in anständiger Verehrung auf dem Rücksitz. Nunmehr begaben sich die drei

Wir sahen ihn, sowie den ganzen volkserfüllten Platz, beinah' im Grundriß. Nur zu sehr drängte sich am Ende die Pracht: denn die Gesandten, die Erbämter, Kaiser und König unter dem Baldachin, die drei geistlichen Churfürsten, die sich anschlossen, die schwarz gekleideten Schöffen und Rathsherren, der goldgestickte Himmel, Alles schien nur Eine Masse zu sein, die, nur von Einem Willen bewegt, prächtig-harmonisch, und so eben unter dem Geläute der Glocken aus dem Tempel tretend, als ein Heiliges uns entgegenstrahlte.

Eine politisch-religiöse Feierlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir sehen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht; aber, indem sie sich vor der himmlischen beugt, bringt sie uns die Gemeinschaft beider vor die Sinne: denn auch der Einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er sich unterwirft und anbetet.

Der von dem Markte her ertönende Jubel verbreitete sich nun auch über den großen Platz, und ein ungestümes Vivat erscholl aus tausend und aber tausend Kehlen, und gewiß auch aus dem Herzen. Denn dieses große Fest sollte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutschland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht, daß weder die Brücke, noch der Adler über dem Brunnen preisgegeben, und also nicht wie sonst vom Volke angetastet werden solle. Es geschah dies, um manches bei solchem Anstürmen unvermeidliche Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermaßen dem Genius des Pöbels zu opfern, gingen eigens bestellte Personen hinter dem Zuge her, lösten das Tuch von der Brücke, wickelten es bahnenweise zusammen, und warfen es in die Luft. Hierdurch entstand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil: denn das Tuch entrollte sich in der Luft und bedeckte, wie es niederfiel, eine größere oder geringere Anzahl Menschen. Diejenigen nun, welche die Enden faßten und solche an sich zogen, rissen alle die mittleren zu Boden, umhüllten und ängstigten sie so lange, bis sie sich durchgerissen oder durchgeschnitten, und Jeder nach seiner Weise einen Zipfel dieses, durch die Fußtritte der Majestäten geheiligten Gewebes davon getragen hatte.

Dieser wilden Belustigung sah ich nicht lange zu, sondern eilte von meinem hohen Standorte durch allerlei Treppchen und Gänge

hinunter an die große Römerstiege, wo die aus der Ferne angestaunte, so vornehme als herrliche Masse heraufwallen sollte. Das Gedränge war nicht groß, weil die Zugänge des Rathhauses wohlbesetzt waren, und ich kam glücklich unmittelbar oben an das eiserne Geländer. Nun stiegen die Hauptpersonen an mir vorüber, indem das Gefolge in den unteren Gewölbgängen zurückblieb, und ich konnte sie auf der dreimal gebrochnen Treppe von allen Seiten und zuletzt ganz in der Nähe betrachten. Endlich kamen auch die beiden Majestäten herauf. Vater und Sohn waren überein gekleidet. Des Kaisers Hausornat von purpurfarbner Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, sowie Krone, Scepter und Reichsapfel, fielen wohl in die Augen: denn Alles war neu daran, und die Nachahmung des Alterthums geschmackvoll. So bewegte er sich auch in seinem Anzuge ganz bequem, und sein treuherzig würdiges Gesicht gab zugleich den Kaiser und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Karl's des Großen, wie in einer Verkleidung, einher, so daß er selbst, seinen Vater ansehend, sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach vom Kopfe ab. Die Dalmatica, die Stola, so gut sie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Aussehen. Scepter und Reichsapfel setzten in Verwunderung; aber man konnte sich nicht läugnen, daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachsene Gestalt, um der günstigeren Wirkung willen, damit bekleidet und ausgeschmückt gesehen hätte.

Kaum waren die Pforten des großen Saales hinter diesen Gestalten wieder geschlossen, so eilte ich auf meinen vorigen Platz, der, von Andern bereits eingenommen, nur mit einiger Noth mir wieder zu Theil wurde.

Der Styl ist von Seiten des Periodenbaues und der Bewegung höchst einfach, leicht hingeworfen, fast an Nachlässigkeit gränzend. Das Ganze der Darstellung ist überschaulich; das Einzelne sehr klar und lebendig gezeichnet, gleichsam mit wenigen, aber den bezeichnendsten und wirksamsten Pinselstrichen; die Anreihung ohne Übergänge, abspringend, wie es dem Gegenstande angemessen war. Selbst die Pausen der Handlung werden auf eine der Darstellung

des Ganzen sehr angemessene Weise ausgefüllt: »Ältere Personen erzählten« bis »kein Ende finden können«. Zuerst der Ort des Beobachters und der Schauplatz der Beobachtung mit den wichtigen Vorbereitungen zu den folgenden Begebenheiten, dem Weinbrunnen, dem Haferhaufen, der Hütte mit dem bratenden Ochsen, die bewachten Zugänge. Jetzt füllt sich der Platz mit Menschen. Dann der Zug der Reichskleinodien und der geistlichen Churfürsten in den Dom. Die Gesandten holen den Kaiser ab zum Dom. Wir sehen den festlichen Zug dahin, laben uns nachher mit dem auf den Rückzug harrenden Beobachter, sehen den Bretterweg »aufgebrückt« und dann den vor allem festlichen Rückzug, nach welchem der Beobachter, um den Kaiser in den Kaisersaal gehen zu sehen, seinen frühern Ort auf einige Zeit verläßt. Nur bis zu seiner Rückkehr dahin wollen wir die Darstellung näher beleuchten. In dem ersten Abschnitte hat jede Periode ihren scharfbegränzten Stoff, Zeit der Handlung, Ort des Beobachters, Einnahme desselben, Ort der Beobachtung, Gegenstände, deren Ordnung willkürlich ist, zuerst dann Springbrunnen, Hafer, Hütte, Zugänge, der Platz füllt sich. Die Verbindung ist durch die Sache vermittelt, ohne weitere Bezeichnung. Die Länge derselben ist ungleich: der Hafer hat keine näheren Bestimmungen. Die letzte Periode hat eine nachlässige, leichte Abstufung.

Eben so klar und leicht angereiht ist der folgende Abschnitt. Die Verschiedenheit der Subjecte hindert in der dritten Periode »Diese hatten ... und die Deputirten ... Rücksitz« die Rundung. »Schutzheiligthümer« für »ihrem Schutze anvertraute Heiligthümer« ist wider den Sprachgebrauch und darum unverständlich, wenigstens zweideutig. Der Schluß des Abschnittes sollte eigentlich eine Zeitbestimmung der ersten Periode des 3ten Abschnittes sein; aber der Adverbialsatz »wie wir...« stellt die gleichzeitige Thatsache als Stoff der begleitenden Unterhaltung dar. Noch sorgloser ist der Periodenbau des 3ten Abschnittes, besonders bei der ersten Periode ist »aus welchem...« zwecklos untergeordnet. Das Wohlgefallen an Pappenheim ist allein Grund, daß der Beobachter länger bei ihm verweilt; aber eben diese Subjectivität der Darstellung, wie sie sich auch in »Dort hätte man...« und mehreren folgenden Zügen, und in dem ganzen Abschnitte »Wir Andern verzehrten...« ausspricht, giebt dem Ganzen, da uns wohl mehr die eigenthümliche, gemüthliche

Auffassungsweise des Verfassers, als die bekannte Sache interessirt, einen neuen Reiz und eine erhöhte Lebendigkeit, und zwar um desto mehr, je ungesuchter, unwillkürlicher uns solche Züge, gleichsam zufällig, entgegentreten. (Wie gesucht dagegen in dem Stücke »Der Rheinfall« von Heinze und andern.) Aus diesem Gesichtspuncte müssen die Stellen: »Wir erzählten einander...« bis zum Schlusse des 3ten Abschnitts, der Schluß des vierten, der neunte »Ältere Personen...«, besonders der vorletzte »Endlich kamen auch die beiden Majestäten...« betrachtet werden; und gerade aus diesem Gesichtspuncte ist die Darstellung wahrhaft musterhaft. Selbst die Stellung der Wörter, wie »...Quartier in großer Pracht«, die Wahl der Ausdrücke, »welche über die bunte Brücke ganz sacht einherschritten«, selbst neugebildeter »aufgedrückt«, ist eben so bezeichnend, als ungesucht, und verräth den hochbegabten Meister; und schwerlich ist dieser Gegenstand je mit mehr Einfachheit, Deutlichkeit und Lebendigkeit geschildert, als hier besonders beim Einzuge des Kaisers in den Kaisersaal. Sorglos ist »die Eine Masse, die uns als ein Heiliges entgegenstrahlt«. Erst der folgende Abschnitt »Eine politisch-religiöse Feierlichkeit...« motivirt das »Heilige«, aber hier eben nicht mit der gewohnten, den Stoff beherrschenden Klarheit und ungesucht, da der Satz am Schlusse dieses Abschnittes »denn auch der Einzelne... anbetet« eine unverständliche causale Beziehung zwischen »der Gemeinschaft beider (Majestäten, der irdischen und himmlischen)« und der Anbetung des Einzelnen ausdrückt. Da die folgende Periode mit der ganz gleichen Satzweise schließt, und beide Perioden kurz sind, so ist auch hier die Einförmigkeit zu tadeln; in diesem causalen Schlußsatze zugleich die Schleppe des Adjectivsatzes nach Syntax II. §. 129—132, und die Beziehung des ganzen Satzes auf nur einen, den letzten Theil, der Beiordnung gegen Synt. II. §. 208. Vergl. unsere §§. 20 und 24. Und so stößt man noch auf mehrere Nachlässigkeiten: »so vornehme, als herrliche Masse«; »Das Gedränge war nicht groß, weil..., und ich kam...«; »Nun stiegen die Hauptpersonen an mir vorüber, indem... und ich konnte...«, wo beide unmittelbar folgende Perioden ohnehin eine mißfällige Gleichförmigkeit bilden; »den Kaiser und den Vater zu erkennen«, wo der letztere gar nicht motivirt ist. — Auch an diesem Stücke möchte man die Wahrheit erkennen können, daß die unberufenen Nachahmer

Göthe's, seine ungeschmückte Einfachheit, Leichtigkeit und Klarheit erstrebend, leicht flach und seicht, wie die Nachahmer eines Schiller's oder Jean Paul's leicht schwülstig werden. Je anziehender und größer das Muster ist, je nothwendiger ist eine strenge Zergliederung desselben, damit es uns klar werde, was an ihnen musterhaft ist. Ich habe Leute gekannt, welche sogar die Fehler und Gebrechen der Aussprache großer Lehrer nachahmten, wie manche Schüler Heine's, des berühmten Philologen.

31. Die Reise zum großen Bernhard. (Von Matthisson.)

Von St. Pierre, dem letzten wallisischen Dorfe auf der Straße, die über den großen Bernhard nach Italien führt, steigt man drei Stunden bis zum Kloster. Mit der Morgenröthe begab ich mich auf den Marsch. Nicht fern von der Brücke wird man von einem Felsen überrascht, welcher in Obelisken-Form aus den Fluthen der in finsterer Tiefe brausenden Dranse sich erhebt. Ihn umkleidete, gleich einem Königsmantel, das purpurfarbige Rhododendron, und ein Kreuz auf seinem abgerundeten Gipfel vollendete das Romantische des Anblicks. Eins der lieblichsten und sinnvollsten Gemmenbilder, die jemals einer dichterischen Künstlerphantasie vielleicht vorschwebten, malte sich, einige Schritte weiter, mit unvergleichbaren Farben in meine Seele. Der schöne Bergschmetterling Apollo mit den rubinäugigen Flügeln saß auf der lasurblauen Urne der großen Gentiane. Lange schien er die prächtige Blume mit Wonne zu liebkosen, bis ein Lufthauch ihn emporscheuchte. Psyche entschwebte dem Aschenkruge. Von Minute zu Minute nahm nun die Gegend einen rauheren und grausenvolleren Character an. Längst schattete kein Baumgipfel mehr, und der mit den ausgefransten Amethyst-Glöckchen der Solbanelle geschmückte Rasen verlor sich bald unter einer unabsehbaren Schneefläche zurück. Noch wechselte der sanfte Gesang der Alpenlerche mit dem gellenden Pfeifen der Gemsen. Aber auch diese Töne verhallten und bis zum Kloster vernahm nun in dieser furchtbaren Einsamkeit mein Ohr keinen andern Laut mehr, als den fernen Donner einer Lawine. Hier ist es, wo nicht selten Reisende im Schneegestöber umkommen, oder von Lawinen begraben werden, und wo die Chorherren, diese Helden der Menschenliebe, mit Hülfe ihrer Hunde und Sondirstangen schon so viele solcher Unglücklichen entdeckten

und wieder ins Leben riefen. Das mühevolle Arbeiten im Schnee erschöpfte zuletzt meine Kräfte. Schon ersah ich mir einen bemoosten Steinblock zum Ausrasten, als das Läuten der Klosterglocke, welches dumpfig aus einem wilden Geklüft herabhallte, plötzlich des Wanderers Muth und Stärke wieder erneuete. Bald erschien hoch über mir in schwarzblauer Luft das Kloster selbst am Rande eines Felsenwalles, der dasselbe, gleich einem unersteigbaren Bollwerke, zu verschanzen schien. Der Anblick dieses regelmäßigen und ansehnlichen Gebäudes ist von unbeschreiblicher Wirkung in einer Gegend, wo das an Gärten, Wiesen, Bauernhöfe, Wälder und Ströme gewohnte Auge ringsum nichts erblickt, als Riesengipfel, deren Fuß düsteres Gewölk umgürtet, und Eis und Schneefelder, welche labyrinthisch durch Thäler und Schlünde in trauriger Unwandelbarkeit sich verbreiten. Gastlich thaten die Pforten dieser höchsten Menschenwohnung unserer Halbkugel dem ermüdeten Alpenpilger sich auf, und ein Labetrunk, gekeltert an den Ufern der Dora, erquickte vor einem hochlodernden Feuer sein Herz.

In dieser 1246 Toisen über der Meeresfläche erhabenen Region wehen die Lüfte eines immerwährenden Winters. Der kleine, dem Kloster südwärts liegende See, dessen trauernde Gestade kein grünender Schilf- oder Binsenkranz entödet, wird niemals ganz vom Eise befreit, und im Augustmonate hält sich das Thermometer, sogar in der Mittagsstunde, nicht selten unter dem Gefrierpuncte.

Hier, wo das Brennholz zu den ersten Lebensbedürfnissen gehört, und in unglaublicher Menge verbraucht wird, muß dasselbe auf schroffen und gefahrvollen Wegen, die höchstens nur zwei Monate im Jahre offen stehen, von Maulthieren heraufgetragen werden. Ich fand die Chorherren, unter denen einige sich in Rede und Manieren als Männer von feiner Erziehung ankündigten, beim Frühstücke versammelt. Der Speisesaal ist geräumig, nicht mit Pracht, aber mit Geschmack verziert, und, was in meinen Augen allen Krystallkronen, Spiegelwänden, Marmortafeln und Deckengemälden den Rang abgewinnt, die Reinlichkeit verbreitete ihren milden und bescheidenen Reiz über das Ganze. Mit unverstellter Herzlichkeit wurde der Fremdling empfangen und dringend ersucht, während des längeren oder kürzeren Aufenthalts im Kloster sich völlig wie am eigenen Heerde zu betrachten.

Es war für mich die Erfüllung eines Lieblingswunsches, in die Mitte einer Gesellschaft zu treten, die durch die Wohlthätigkeit ihrer

Zwecke mir längst ehrwürdig war und wovon manches Mitglied mehr als eine Bürgerkrone verdient hatte. Mit welcher Aufopferung von Lebensgenuß, mit welcher heldenmüthigen Entsagung alles dessen, was die Tage der Sterblichen in Städten und Dörfern verschönt, üben nicht jene Männer in einem der unwirthbarsten Winkel der Erde, kalt und unfreundlich, wie die Nebel von Grönland, die Pflichten der Menschlichkeit! Unentgeltlich, und ohne Ansehung des Standes und der Religion, wird der müde Reisende gespeis't und beherbergt, der Kranke bis zur Genesung mit der treuesten Sorgfalt gepflegt, und der Erstarrte dem Tode entrissen.

Täglich in der strengeren Jahreszeit, und so oft es schneit oder nebelt, gehen einige von ihnen mit langen Stangen und in Begleitung ihrer trefflichen Hunde auf die Landstraße, welche diese Thiere, ungeachtet des finstersten Nebels oder des dichtesten Schneegestöbers, niemals verfehlen. Ward nun ein Reisender von einer Lawine verschüttet oder in ohnmächtiger Erstarrung von Flocken begraben; so erwittern die Hunde, ist anders die Tiefe des ihn deckenden Schnees nicht allzu beträchtlich, unfehlbar die Stelle, und verlieren keinen Augenblick, durch Schnobern und Aufscharren sie der hülfreichen Menschenhand anzudeuten. Der Verunglückte wird hervorgezogen und ins Kloster getragen, wo man ihn mit Schnee reibt, in gewärmte Betten legt und jedes als wirksam anerkannte Mittel anwendet, sein fliehendes Leben zurückzurufen. Die Anzahl derer, die auf Schlachtfeldern ihr Leben verlieren, weiß ganz Europa; aber die Anzahl derer, denen es die Menschlichkeit in diesen Einöden wiederschenkte, konnte mir Niemand angeben.

Trotz der unaufhörlichen Entdeckungsgänge dieser Menschenfreunde und ihrer Hunde, vergeht beinahe kein Jahr, daß nicht im Sommer, wenn der Schnee wegschmilzt, Leichname von Reisenden zu Tage gebracht werden, die hier, von Allem fern, was ihr Herz Theures und Köstliches auf der Welt besaß, hülflos umkamen. Da die Natur in dieser Steinwüste den Todten die unterirdische Wohnung versagt: so werden sie in einer an der Ostseite des Klosters liegenden Kapelle versammelt, deren Wände, um den Durchzug der Luft zu begünstigen, mit großen vergitterten Öffnungen versehen sind, die an das Beinhaus bei Murten erinnern. Der Anblick der darin beisammen ruhenden, aus verschiedenen Weltgegenden, meistens gewiß durch sehr entgegengesetzte Schicksale hier hoch über den Wolken vereinigten Todten rührte

mich im Innersten der Seele. Alle sind in Leichentücher gehüllt und, weil in dieser scharfen und trocknen Luft kein entseelter Körper verwes't, sondern nur allmälich zusammenschrumpft und verdorrt, so erhalten die Gesichtszüge sich lange vollkommen und unentstellt, und mehrere dieser Verunglückten wurden von Angehörigen und Freunden nach zwei Jahren und darüber noch wieder erkannt. Sie sind nicht übereinander geschichtet, sondern sitzen aufrecht, und jeder Neuankommende wird immer mit dem Kopfe an die Brust seines Vorgängers gelehnt. Diese Stellung hat etwas Vertrauliches und ganz das Ansehen eines gemeinschaftlichen Schlummers. Vier Reihen solcher Schläfer laufen schon neben einander hin. Die Farbe der Gesichter eben so, wie die der Hände und Füße, welche das Leichentuch bei einigen unbedeckt ließ, nähert sich dem dunklen Zimmetbraun der ägyptischen Mumien.

Ein unbefangener und fröhlicher Ton herrschte bei der Mittagstafel, und Alles, was ich sonst noch in Rücksicht auf ihre Collegialverhältnisse zu beobachten Gelegenheit hatte, bestärkte mich in dem erwünschten Glauben, daß die Chorherren in brüderlicher Harmonie bei einander wohnen. Ihre Fragen über die neuesten Weltbegebenheiten bewiesen, daß sie diese nur, wie in dämmernder Tiefe, undeutlich und verkleinert erblicken. Aber anstatt ihren Tag mit Vergleichung und Vereinigung der Widersprüche in den Zeitblättern zu verderben, oder mit prophetischem Pinsel groteske Ungeheuer auf den Vorhang der Zukunft zu malen, beschäftigt irgend ein Lieblingsfach ihre Nebenstunden, wie z. B. Physik, Mineralogie oder Botanik. Doch sobald die leidende Menschheit um Hülfe ruft, eilt jeder mit militärischer Pünctlichkeit auf seinen Posten.

Herr Daleve, der Schaffner des Klosters, ein gefälliger und achtungswerther Mann, begleitete mich nach dem Jupitersplane, wo dem Donnerer einst ein berühmter Tempel geweiht war, von welchem der Berg seine altrömische Benennung (Mons Jovis, Berg des Jupiter) erhielt. Zu verschiedenen Epochen hat man hier nach Alterthümern gegraben, aber stets ohne den gehofften Erfolg. Man entdeckte nur einige Münzen von geringer Erheblichkeit und eine beträchtliche Menge kupferner Votivtafeln, die als Beweisthümer, wie gefahrvoll man die Reise über den großen Bernhard in den Römerzeiten sich vorstellen mußte, der antiquarischen Aufmerksamkeit nicht ganz unwerth sind.

Meine beschränkte Zeit untersagte mir den Gang nach dem Spiegel-

felsen, einer der ersten naturhistorischen Merkwürdigkeiten der umliegenden Gegend. Die senkrechte Steinwand von bedeutender Höhe erhielt eine so vollkommene natürliche Politur, daß man, wie Herr Daleve versichert, sich deutlich darin erblickt, wie im reinsten Spiegel. Noch keinem Forscher, Saussüre und Dolomieu selbst nicht ausgenommen, gelang die Auflösung des wunderbaren geognostischen Räthsels. Mit leiser Hand, und in dichte Finsterniß gehüllt, schliff die Natur diesen Felsen. Troß dem (des) stürmischen Wetter(s) stieg ich am folgenden Morgen die Südseite des Berges hinunter. Ein Adler schwebte rechts über die Ebene hin, wo Jupiters Tempel stand. Dankbar nahm ich die Vorbedeutung an.

Die Folge der Gegenstände ist durch die Reise selbst bestimmt: nur die Wahl war der Willkür des Beschreibers überlassen. Was ihn interessirte, hat er aufgezeichnet. Wie verschieden wäre die Auswahl von Forster, von Humboldt, von Göthe, von Jean Paul ausgefallen! Hier nur ganz alltägliche Wahrnehmungen, und, wo der Dichter sich geltend machen wollte, wieder etwas gesucht, wie bei dem Apollo-Schmetterling auf der Gentiane; noch mehr, und fast komisch, bei dem Felsen mit dem Königsmantel und doch mit dem Kreuze auf dem abgerundeten Gipfel, was »das Romantische des Anblicks vollenden« soll. Wohl ist der allmähliche Übergang in vegetations- und lebensärmere Gegenden deutlich geschildert, aber weder einem Naturforscher, noch einem gemüthvollen Maler möchte die Schilderung genügen. Die dem Dichter vorräthigen Farben scheinen nur für den Contrast der Wildniß und Öde mit dem »regelmäßigen und ansehnlichen« Klostergebäuden aufgespart. Bei diesen und den Werken der Wohlthätigkeit der Brüderschaft verweilt der Verfasser länger, fast weitschweifig. Nach der Unterhaltung beim Mahle, dem Besuche des Jupiterplans, wo der wenigen römischen Alterthümer Erwähnung geschieht, und der ihm gemachten kurzen Beschreibung von dem »Spiegelfelsen« verläßt er den Berg, und ein Adler, ihm zur Rechten schwebend, ist ihm eine glückliche Vorbedeutung. Der Styl ist leicht, gefällig, ohne bedeutende Fehler. Zu den letztern rechne ich: »zurück verlieren«, den Mangel an Rundung der Perioden, wo diese durch gleiche Wortfolgen in den Beiordnungen hergestellt werden könnte: »Ihn umkleidete....«, und ein Kreuz

vollendete...«, »Aber auch diese Töne verhallten, und bis zum Kloster vernahm nun...« und mehrere, so daß dieß fast eine Eigenthümlichkeit seiner Beiordnungen ist; manche verschobene Satzfolgen »Alle sind in Leichentücher gehüllt, und, weil — — — so gut erhalten...«

Vierte Abtheilung.

Eigentlich geschichtliche Erzählungen und Darstellungen.

Vergleiche I. §§. 197, 3; 65 und 66.

---

32. Die Eroberung von Constantinopel im Jahre 1453.

(Von Carl von Rotteck.)

Auf dem ehrwürdigen, doch morschen Throne Constantin's des Großen saß, nach langer Folge und blutigem Wechsel der Geschlechter, Constantin XI. Auf daß dieser Thron, den so viele unbedeutende, elende, abscheuliche Imperatoren entehrt hatten, doch noch mit Ruhm falle, dazu erschien das Schicksal den männlichen Constantin aufbehalten zu haben. Daß der dürre Stamm, der in den Stürmen der Jahrhunderte bereits seine Krone und seine stolzen Äste verloren hatte, nicht mehr zu verjüngen sei, das fühlte er wohl; aber ihm lag ob, so lange, als möglich, das tödtende Beil vom Stamme selbst abzuhalten. Unsere Zeiten, so hatte des Kaisers Vater, der weise Manuel, oft geklagt, vertragen die Größe und den Ruhm der Helden nicht, uns ist nur die Sorgfalt des bekümmerten Hausvaters übrig, der die letzten Trümmer seines ehemaligen Glückes ängstlich hütet. Getreu dieser Lehre, so viele Selbstverläugnung sie auch dem hochherzigen Constantin kostete, hatte er von Anbeginn seines Reichs dessen letzte Provinz an seine herrschsüchtigen Brüder überlassen und sah sich auf den nächsten Bezirk um Constantinopel eingeschränkt, damit nicht im Bürgerkriege des Volkes Blut verspritzt würde. Er hatte durch eine feierliche Gesandtschaft bei Amurath, dem stolzen Sultan, um Anerkennung geworben. Aber was ist ein Staat, in dem der Keim bürgerlicher Zwietracht liegt? was ein Monarch, der von der Anerkennung eines Mächtigern abhängt. Constantin

verbarg sich seine Lage nicht; und, wie der erfahrne Schiffer einen Sturm voraussieht, der seinem zerbrechlichen Fahrzeuge droht, so stand am Tage der Thronbesteigung vor des Kaisers Seele der Untergang seines Reichs. Daher blieb er still und düster, als das Volk von Constantinopel ihn jubelnd empfing; und als sein treuer Phranza von der Sendung nach Georgien zurückkehrte, um dessen schöne Fürstin er für Constantin geworben hatte, rührten den Kaiser zwar die vielstimmigen Glückwünsche seiner Bürger, aber er warf sich im ersten zwanglosen Augenblicke an des Freundes Brust, um seinen Kummer darin niederzulegen. Ich habe, sprach er, als ich Dich nach Georgien sandte, dem Verlangen des Volkes nachgegeben, das einen Thronerben wünscht; aber andere Sorgen, als die Bereitung hochzeitlicher Feste, heischt das Schicksal von uns. Mir ahnet, diese Mauern werden früher des Krieges Donner, als den bräutlichen Gesang vernehmen. Das Volk frohlockt in seinem Leichtsinn darüber, daß Amurath, der Furchtbare, todt ist: wohl war er furchtbar, doch gerecht und der Waffenthaten müde; aber der junge Löwe, der nun auf seinem Throne sitzt, wird er träge auf den Lorbeeren seines Vaters ruhen? wird er nicht lüstern nach eignen Trophäen sein? Und was werden Gründe des Rechts oder der Menschlichkeit gegen Herrschbegier und jugendlichen Thatendrang vermögen? Darum gehe, mein Treuer, und rufe die kriegerischen Nationen des Abendlandes zu unserm Beistand auf. Ihnen allen droht des Sultans Macht, wenn Constantinopel, die Schutzwehr Europa's, fällt. O, möchten sie einen Augenblick über die allgemeine Gefahr ihre kleinliche Eigensucht vergessen. Wir sind alle gerettet, wenn wir einig sind. Und dann, mein Phranza, wenn das Gewitter vertobt hat, dann wollen wir auf häusliche Freuden denken, dann erst sollst Du die Braut, der mein Herz entgegenschlägt, meinen Umarmungen zuführen.

Von Constantinopels düstrer Burg laßt uns wegblicken nach den Zinnen Adrianopels, wo ein jugendlicher Monarch, die Pracht der alten Sultane verachtend, auf eine bedeutungsvolle Weise durch Entlassung des unnützen Hofstaats und durch kriegerische Spiele seine Thronbesteigung feierte. Was soll ich vom Charakter Mohamed's II. sagen? Sein Name war der Schrecken des Zeitalters, sein Arm die Geißel der Völker. Nur zu lange hat die Verblendung beschränkter Schriftsteller und die thörichte Gutmüthigkeit der Völker den Gewaltigen Weihrauch gestreut, von denen sie geplündert und geschlachtet wurden. Die

Philosophie, die allem seine rechte Stelle anweis't, hat die Eroberer ihres angemaßten Glanzes beraubt, und sie, wenn sie sonst nichts als Eroberer waren, der Verachtung und dem Abscheu der Menschen preisgegeben. Sollte Mohamed ein günstigeres Urtheil verdienen? Zwar gab er das Scepter, welches Amurath, sein weiser und des Herrschens müder Vater, ihm überließ, zweimal willig zurück, als die öffentliche Noth eine kräftigere Hand ans Ruder rief, und diese edle Selbstverleugnung hat die Bewunderung der Nachwelt erregt. Allein man vergaß, daß die Erfüllung der gemeinen Sohnespflicht nicht so viel Lob, als die Übertretung derselben Tadel verdient; man vergaß endlich, daß er den Vezieren, die den Vorschlag der Wiedereinsetzung Amurath's gethan hatten, sein Leben lang gram blieb. Überhaupt muß der Charakter eines Menschen nicht aus einer einzelnen That, die von sehr verschiedenen Beweggründen herrühren kann, sondern aus unzweideutigen Handlungen und aus dem ganzen Tone des Lebens ermessen werden. Mohamed, als er seinen neubestiegenen Thron mit dem Blute seiner unmündigen Kinder befestigte, verrieth die herrschende Leidenschaft in seiner Seele, und die Sagen von der schönen Geliebten, die er vor den Augen seiner Waffen ermordete, um ihnen zu beweisen, daß er kein Sclav' der Liebe sei, und von den zwölf Pagen, denen er den Leib hatte aufreißen lassen, um darin eine entwendete Melone zu suchen, beweisen wenigstens, wozu seine Zeitgenossen ihn fähig hielten. Die Summe seiner Handlungen war Krieg und despotische Willkür; aber die glänzendste, nach seiner Schätzung die rühmlichste, jedoch nach dem Ausspruch der Gerechtigkeit die verabscheuungswürdigste, war der Umsturz des griechischen Reichs.

Unter den Gesandten, die fern von Morgen um den Thron Mohamed's glückwünschend sich drängten, waren jene von Constantin die beflissensten gewesen. Zu allen sprach der Sultan das Wort des Friedens und der Freundschaft, aber nur auf seinen Lippen war das Wort; im Herzen brütete der Krieg. Der stolzeste aller Menschen erniedrigte sich aus Herrschsucht zur verächtlichsten aller Tücke. Daher, als er auf einem schnellen Kriegszuge einige aufrührerische Provinzen beruhigt hatte, entriß er, schnell die Larve abnehmend, den sorglos schlummernden Griechen die schönsten Ländereien, deren Besitz er ihnen kurz vorher auf das feierlichste versichert hatte, und es erging der Befehl zur Erbauung eines festen, drohenden Schlosses an der Meerenge im Angesichte von

Constantinopel. Damals schon beschloß Constantin mit echt römischem männlichen Sinne das Schwert zu ziehen, weil er es lieber früher, aber mit Ruhm und Erfolg, als später, aber hoffnungslos ergreifen wollte; aber die Zaghaftigkeit der Menge und der unpatriotische Geist der Großen zwangen ihn, sein Heil in Unterhandlungen zu suchen, in denen so wenig, als im Kriege, das schwache Recht gegen die starke Raubgier etwas vermag.

Mohamed wollte Krieg, und so blieb auch dem Kaiser, wenn er nicht etwa schändlich vom Throne herabsteigen und als freiwilliger Sclave die Gnade eines übermüthigen Herrn verehren wollte, nichts Anderes übrig. Er bewilligte jenen Bau, und die Türken zerstörten ringsum Paläste und Tempel, um Mauersteine zu erhalten; sie tödteten einige kühne Vertheidiger der Altäre, und mordeten grausam die Mannschaft eines Schiffes, das sich geweigert hatte, dem Schloßhauptmann einen widerrechtlich geforderten Zoll zu entrichten. Constantin trauerte und schwieg; aber da ließ ein übermüthiger Bassa seine und seines Gefolges Pferde im reifen Korn um Constantinopel weiden. Zürnend ob dem Raub und empört durch den Hohn, erschlugen die Leute einige Frevler, und Mohamed, als wäre er selbst der Beleidigte, sandte seine mordlustigen Schaaren, die das unglückliche Dorf in Asche legten und weit umher die schuldlosen Schnitter würgten. Jetzt wurden die Thore Constantinopels geschlossen, die Straßen füllten sich mit bestürzten Volkshaufen, und der Feigste sah ein, daß nur die Entscheidung des Schwertes übrig sei. — Es giebt auf der ganzen Welt keinen größeren und erhabneren Anblick, als ein Volk, das beim Hereinbrechen der äußersten Gefahr sich ermannt und zur Rettung des Kostbarsten und Heiligsten, zur Vertheidigung seines Daseins und seiner Ehre, mit der Entschlossenheit der Verzweiflung die Waffen ergreift. Hier hört aller Unterschied des Geschlechts, des Alters und des Standes auf. Hunderttausende sind wie von einem Geiste beseelt; alle ihre Gedanken und Bestrebungen sind erhöht, alle Kräfte entfesselt, und die allgemeine Kraft schwillt mächtig, wie ein Strom, durch das Zusammenfließen der Kräfte aller Einzelnen. Ein Volk, von diesem Geiste ergriffen, ist furchtbar, wenn es gleich klein ist. Mögen ihm die Gewaltigsten dräuen, es ist noch gewaltiger; es wird stehen und des Daseins und der Freiheit würdig sein! — Nicht also das ausgeartete Römer- oder Griechen-Volk. Nur Wenige waren ihres Namens und ihres Kaisers werth. Die Reichen entzogen

ihre Schätze dem allgemeinen Bedürfnisse: sie bewahrten sie für die Türken auf. Die Priester, die Constantin zu einem Beitrage zwang, schalten ihn einen Kirchenräuber, und als er, die Hülfe des Abendlandes zu erwerben, eine Vereinigung mit seinem Bruder schloß, fluchten sie ihm als einem Abtrünnigen vom Glauben. So entwendeten sie dem Fürsten das Herz seines Volks und gaben dem Feigen einen Vorwand, den Ruf des Vaterlandes zu verschmähen. In einer Stadt, die Myriaden wohlhabender Bürger zählte, fanden sich nach sorgfältiger, in allen Straßen und Häusern angestellter Forschung nur 4970, die fähig und willig waren, die Waffen zur Vertheidigung ihres Herdes und ihrer Ehre zu führen. Schweigend übergab Phranza seinem Herrn die klägliche Liste. Verzage nicht, mein Getreuer, sprach der Kaiser: klein ist der Haufe, doch auserlesen. Siehe dort stehen 2000 tapfere Fremdlinge, die der edle Justiani uns zuführte, und kämpfen nicht mit uns das Recht und die Noth und die Verzweiflung?

Um des Sultans Thron sammelten sich indeß die Soldaten der Pforte, die schlachtgewohnten Janitscharen, die schnellen Spahis und die stolzen Bassen, jeder mit einem Heerhaufen, und alle Vasallen des Reichs; und als die heilige Trompete erklang und das Versprechen zur Plünderung erging, da schwoll das Heer noch mächtiger von hundert fanatischen und raubgierigen Schaaren. Schon wälzte sich die unabsehbare Masse heran, drohend, wie aufgethürmte Wetterwolken, und ihren Weg durch Zerstörung bezeichnend. — Dort, wo Europa's und Asiens Küste sich zweimal einander nähern und zwischen den beiden gewundenen Engen sich majestätisch der breite Spiegel der Propontis ausdehnt; wo der Wanderer, von den lieblichsten Erinnerungen der Dichtung umgeben, in feierlicher Stimmung die Pracht der Natur und der Menschenwerke anstaunet, dort am Eingange der Meerenge steht, wie das alte Rom von sieben Hügeln herab über zwei Welttheile hinschauend, das ungeheure Constantinopel. Auf zwei Seiten von den Fluthen bespült und auf der dritten durch Kunst und kühnes Bollwerk vertheidigt, hatte es der Macht des Kosroës, der Kalifen und mehr als eines barbarischen Volkes getrotzt. Aber der Strom der Jahrhunderte, stärker als der vorübergehende Stoß der Waffen, hatte die gigantischen Mauern und Thürme untergraben, und was unbezwinglich war den einfachen Maschinen der früheren Belagerung, das mußte den neu ersonnenen Werkzeugen der Zerstörung unterliegen.

Gegen die vereinte und immer sich erneuende Macht des sogenannten türkischen Reichs, gegen die wüthenden, unablässigen Angriffe eines unabsehbaren Heeres und einer mächtigen Flotte sah sich Constantin, ohne Hoffnung eines Beistandes, auf die Hülfsquellen seines eigenen Geistes beschränkt und auf den Arm von nicht 10,000 Streitern. Die Mächte Europas waren gleichgültig bei seiner Noth geblieben. Furcht hielt die eine, die andere Verblendung, gehässige Leidenschaft, oder kurzsichtiger Eigennutz von der dringenden Hülfe ab. Zwar noch stand es bei dem Kaiser, durch Unterwerfung sein Leben und vielleicht durch die Gnade des Siegers selbst Wohlleben zu erkaufen; aber er, der erste unter den Römern an Rang und Geist, achtete es seiner und des römischen Namens würdiger, der Nachwelt ein großes Beispiel von Heldensinn zu hinterlassen. »Weil aber weder das Vorhalten Deiner früheren Eide, noch meine äußerste Nachgiebigkeit Dich entwaffnen kann«, antwortete der christliche Fürst auf des Sultans übermüthige Aufforderung, »so beharre in Deinem verbrecherischen Beginnen. Wenn der Herr die Stadt in Deine Hände liefert, so werde ich in seinen heiligen Willen ohne Murren mich fügen; aber so lange Gott nicht zwischen uns entschieden hat, ist es meine Pflicht, zu streiten für Reich und Ehre.« — Schon 52 schreckliche Tage waren über die Bürger von Constantinopel hingegangen. In den Donner des Geschützes mischte sich das Jammern der Angst und des Schreckens; durch die Stille der Nacht tönte das Ächzen der Verwundeten, das Wehklagen der Verwais'ten. Was half es den tapfern Streitern, daß ihr Schwert der Türken Schaaren fraß. Die Lücken füllten sich bald auf's neue, und der glänzendste Erfolg ward zu theuer durch ihr kostbares Herzblut erkauft. So schwand allmählich die Hoffnung, und Mohamed, da er die Thürme durch sein Geschütz zertrümmert, die Mauern zerbrochen sah, erließ den Befehl zum allgemeinen Sturme. In der Nacht sollten die Zubereitungen geschehen. Die Christen sahen weithin an beiden Gestaden unzählige Wachtfeuer lodern, und das Meer von vielen Leuchten heranrudernder Schiffe glänzen, ein großes prachtvolles, aber schreckliches Unglück weissagendes Schauspiel. Dazu der dumpfe Ton der sich bewegenden und drängenden Heerschaaren, das tausendfache Klirren der Waffen, und bald, mit dem ersten Morgenstrahl, der laute Donner des Geschützes, das Geprassel hundertfältiger Zerstörungswerkzeuge und das hunderttausendstimmige Schlachtgewühl blutdürstiger Krieger. — Nicht

unvorbereitet waren die Griechen: der wachsame Constantin hatte des Feindes Bewegung erspäht. Er rief in der Mitternachtsstunde seine Verwandten, seine Freunde und die Edelsten der Nation auf die Burg, um seine eigene Todesverachtung durch Feuerworte in ihre Seele zu hauchen. Er beschwor sie bei Roms heiligem Namen und bei den Erinnerungen, die ihn umschwebten; er mahnte sie, das Urtheil der Welt und Nachwelt zu scheuen; zeigte ihnen, daß dieses die Stunde sei, die über ihr und der Ihrigen Leben, Freiheit und Glück, über des Reiches Fortdauer oder Zerstörung unwiderruflich entscheiden müsse, und was Religion, Pflicht und Ehre von ihnen als Christen, Brüdern und Männern heische. Sie umarmten sich, weinten, schworen, zu sterben fürs Vaterland, und jeder ging an seinen Posten mit dem Entschlusse, des römischen Namens würdig zu bleiben; aber der Kaiser, in dessen Gemüth die Hoffnung erloschen war, die er bei seinen Freunden zu entzünden gesucht hatte, begab sich in den Sophien-Tempel, um das heilige Abendmahl zu empfangen, und von da flog er auf den äußersten Wall, um unter seinen Bürgern bis zum letzten Augenblick die Pflichten des Feldherrn und des gemeinen Kriegers zu erfüllen und dann zu sterben.

Schon hatte der ungleiche Kampf begonnen, schon war der Tod umhergegangen unter tausend Gestalten. Land und Meer rötheten sich vom Blut. Doch was bekümmerte dies den Sultan. Er hatte Streiter genug, um mit ihren Leichen die tiefen Gräben Constantinopels auszufüllen und dann erst über sie hin den Weg zum Siege zu betreten. Noch waren, nach zweistündigem Gemetzel, die Griechen von keinem Puncte gewichen, aber ihr Arm fing an, vom Schlachten müde zu werden, und jetzt führte Mohamed den Kern seiner Truppen, die schrecklichen Janitscharen, frisch in den Sturm. In diesem verhängnißvollen Augenblicke wurde der tapfere und kriegskundige Justiani, Befehlshaber der kleinen abendländischen Hülfsschaar und vom Kaiser zum Oberanführer des ganzen Heeres erhoben, von einem Pfeile verwundet. Gewohnt, dem Tode zu trotzen, konnte er doch dem Schmerz seiner Wunde nicht widerstehen; er floh gegen die Stadt, um sich verbinden zu lassen. Da rief der Kaiser, dessen Blicke überall waren, ihm zu: »Freund, Deine Wunde ist leicht und die Gefahr dringend. Du bist hier nothwendig und wohin willst Du fliehen?« — »Hierdurch will ich mich retten, wo Gott selbst den siegreichen Türken den Weg gebahnt hat,« sprach der von Schmerz überwältigte Mann und drängte sich durch einen

Riß der Mauer in die Stadt. Viele seiner Landsleute folgten ihm, und Constantinopel war verloren. Übermannt, zurückgedrängt von den Außenwerken, flohen die Griechen gegen die innere Mauer. Schon vernahmen die zitternden Bürger das siegreiche Allah! und ach, schon war Constantinopel nicht mehr. Nur, wo der Kaiser stand, war noch ein Kampf gewesen. Die Edelsten und Besten seines Reichs drängten sich um ihn. Er bat sie, ihn zu tödten, daß er nicht lebend in der Ungläubigen Hände falle, und warf den Purpur weg, um unerkannt unter seinen Mitstreitern zu fallen. Alle starben hier den männlichen Tod, aber kein Feind rühmte sich, den Kaiser getödtet zu haben: sein Körper lag unter seinen erschlagenen Gefährten, und ringsum thürmte sich ein Hügel von feindlichen Leichen. Soll ich die Schrecknisse schildern, die jetzt folgten? das Angstgeschrei der Fliehenden, die Streiche der erbarmungslosen Wuth, die Blässe des Entsetzens, den tausendstimmigen Jammer der Verzweiflung? Die Häuser standen verlassen; wehrlos zitternd, wie verscheuchte Schafe, drängten sich die unglücklichen Bewohner in den Straßen und Plätzen oder füllten die Tempel, um an den heiligen Altären eine Freistätte zu suchen; umsonst! Alles schwamm in Blut, und was dem Mordschwerte entging, wurde der Raubsucht Opfer. Sich selbst nur die Gebäude vorbehaltend, hatte Mohamed die Schätze Constantinopels sammt ihren Eigenthümern seinen stürmenden Soldaten geschenkt, und sie eilten, dieses frevlerische Geschenk zu gebrauchen. Alle Kostbarkeiten der Stadt, die Meisterwerke griechischer Kunst und Pracht wanderten, viele zertrümmert, nach dem türkischen Lager, und bald kehrten die Räuber zurück, sich der Geplünderten selbst neben ihrer Habe zu versichern. Ohne Rücksicht des Standes und des Alters, ohne Schonung der heiligsten Bande der Natur und des Herzens, sowie der Zufall das Recht der ersten Ergreifung, oder das Machtwort eines Stärkern sie austheilte, sahen die unglücklichen Griechen sich von gefühllosen Tyrannen in die Sclaverei geschleppt. Man band sie zusammen wie verächtliche Thiere. Das edle Mädchen mit dem Manne des Pöbels, die Patrizier mit dem niedrigsten Knechte, die Nonne mit dem Galeerensclaven zusammengekoppelt, fühlten der nämlichen Geißel Hiebe. Der Geliebte wurde getrennt von der weinenden Braut, der Freund vom Freunde, des alten Vaters Armen entwand man den Sohn, und die Mutter, die ängstlich nach der geliebten Tochter blickte, sah sie, von sich weggerissen, in einen fernen unbekannten Kerker ziehen. Vielen gab

die Verwirrung Hoffnung zur Flucht. Ganze Schaaren knieten auf dem Strande und beschworen die wegrudernden Schiffe, sie in ihre Barken aufzunehmen. Unerbittlich blieben die Einen, Andere, die ihre Fahrzeuge mit Flüchtlingen überluden, versanken auf hohem Meere. Manche flohen gegen die Gebirge; aber, wen der nachfolgende Feind ereilte, der blutete unter seinen Streichen. Die Glücklichsten irrten viele Tage in Wildnissen umher. Senatoren, Reiche aller Klassen, dem Schoße der Bequemlichkeit, der Fülle des Lebensgenusses entrissen, lernten zum ersten Male des Hungers verzehrende Qualen kennen, und trugen, stöhnend unter der Bürde weniger geretteten Habseligkeiten, die wunden Füße unter Dickicht und Dornen.

Noch füllte Mord, Raub und jede Gewaltthat die unglückliche Stadt. Da betrat Mohamed im Triumphgepränge die bluttriefenden Straßen und ein Herold verkündigte Gnade dem elenden Überreste des Griechenvolks. Mit einer eisernen Keule bewaffnet, ritt er wilden und zornigen Blicks unter seinen Bassen und Emiren daher, zerschmetterte mit frevelhaften Schlägen einige Statüen, die er für Götzenbilder hielt, und blickte voll neidischer Bewunderung nach den stolzen Schöpfungen der griechischen Größe, nach den Palästen und Hallen, die seine Türken wohl zu erobern und zu zerstören, aber nicht zu bauen verstanden. Das edelste dieser Meisterwerke, der prächtige Sophien-Tempel, Justinian's des Großen unvergängliches Denkmal, schuf sein Wink zur ersten Moschee des Reiches um, und seine Laune verschenkte die schönsten öffentlichen und Privatgebäude an rohe Krieger oder verschmitzte Sclaven, die bald den anmuthigen Aufenthalt der Grazien und Musen in Sitze schnöder Lust verwandelten, oder in den Schauplatz häuslicher Tyrannei. Der Zerstörung satt, verließ endlich Mohamed die Straßen und begab sich nach Constantin's ehrwürdiger Burg. Sie war öde und verlassen; die Mauern und Gemächer waren ihres Schmuckes beraubt; hier und da hing noch eines alten Kaisers Bild, das über die entweihte Wohnung zu trauern schien. Mohamed fühlte einen geheimen Schauer: es drängte sich in sein Gemüth die Vorstellung von der Unstätigkeit menschlicher Dinge, und man hörte aus seinem Munde die bedeutungsvolle Strophe eines persischen Liedes: Die Spinne hat ihr Geweb' aufgehängt in der kaiserlichen Burg, und der Eule Nachtgesang ertönt durch die Hallen von Afrasiab.

Der Periodenbau ist musterhaft und zeugt überall von Sorgfalt. Er neigt zum rhetorischen Schmucke. Dahin gehören die steigernden Asyndesien, die Wiederholungen der einleitenden Conjunctionalien »Auf daß dieser Thron..., dazu schien...«, »Daß der dürre Stamm..., das fühlte er wohl, aber...«, die Satzinversion in solchen, besonders in diesem letzten Satze; dahin die Inversion der Adverbialsätze hinter die Einleitung des Hauptsatzes, »Daher, als er auf einem schnellen Kriegszuge..., entriß er...«, »Mohamed, als er..., verrieth...«; andere Wortinversionen. Dahin gehören ferner so manche, bloß zum Schmucke bestimmte Adjective: »die schlachtgewohnten Janitscharen«, »die schnellen Spahis«; die rhetorischen Fragen: »Was soll ich vom Charakter Mohamed's sagen?« »Soll ich die Schrecknisse schildern, die...? das Angstgeschrei der Fliehenden...?« Die Anordnung des Stoffes ist wohl gelungen, die handelnden Charaktere sind bestimmt genug gezeichnet, der ursächliche Zusammenhang klar und deutlich dargelegt. Zuerst der Zustand des griechischen Reichs; der Charakter Constantin's: verständig, seine Lage erkennend, den Krieg vermeidend, aber doch voll edlen Muthes; dann Mohamed's Charakter: klug bis zur Hinterlist, siegbegierig, voll niederer Leidenschaft, viehisch grausam, in seiner ganzen Verworfenheit vor dem Richterstuhle der »Philosophie«, sittlicher Gesetze. Darauf die Veranlassungen zum Kriege, den der Sultan herbeizog, der Kaiser nicht durch Erniedrigung meiden wollte; und dabei die Entartung der Griechen und ihre dogmatischen Zänkereien, die Schwäche der Vertheidigungsmittel, die Hülflosigkeit von außen. Nach diesem das Drama der Belagerung und Eroberung, ihre Gräuel und Mohamed's Einzug. Der Knoten der tragischen Handlung ist geschürzt, die Charaktere, zweckmäßig und wie berechnet für den Moment der Lösung, so dargestellt, daß sie Achtung und Mitleid erweckend, wie andererseits Unwillen, das Interesse spannen; und lange verweilt die Darstellung bei den Scenen des Elends, klagend am Schlusse der tragischen Entwickelung. Der Zweck einer geschichtlichen Belehrung ohne erweisliche Verletzung der Wahrheit, und ohne eine Dunkelheit über den causalen Nexus der Begebenheit zurück zu lassen, ist erreicht. Indeß der Verfasser sich auf den Standpunct der sittlichen Beurtheilung stellt, wie ihn der gebildete Europäer, selbst vorurtheilslos, theilen kann, und alle Charaktere und Handlungen

von daher ihre Beleuchtung empfangen, waltet gleichsam hier ein dramatisches Interesse dem historischen vor. Indem vor solchem Interesse eine Fülle von historischen Einzelnheiten, die Ansichten der Zeit, die ermuthigenden und entmuthigenden Vorausverkündigungen, die theologischen Streitigkeiten unter den Griechen und mit den Lateinern, so viele individuelle Verhältnisse zu den Nachbarstaaten, die Einzelnheiten der Zurüstungen zur Vertheidigung und zum Angriffe unbeachtet blieben, und gleichsam so manche individuelle Färbungen des damaligen Lebens verloren gingen, hat das ganze Gemälde, wohl nicht an Wahrheit der Zeichnung, aber doch an Wahrheit der Färbung verloren. Man vergleiche dieses Ereigniß nach »von Hammer's« Darstellung in »der Geschichte des osmannischen Reichs«, welche der Verfasser vor sich gehabt hat.

33. Unruhen in Böhmen im Jahre 1618.

1) von Schiller.

Die Ruhe, welche der Majestätsbrief Rudolph's des Zweiten Böhmen gegeben hatte, dauerte auch unter Matthias Regierung noch eine Zeit lang fort, bis in der Person Ferdinand's von Gräz ein neuer Thronfolger in diesem Königreiche ernannt wurde. Dieser Prinz, den man in der Folge unter dem Namen Kaiser Ferdinand dem Zweiten näher kennen lernen wird, hatte sich durch gewaltsame Ausrottung der protestantischen Religion in seinen Erbländern als einen unerbittlichen Eiferer für das Pabstthum angekündigt, und wurde deswegen von dem katholischen Theile der böhmischen Nation als die künftige Stütze dieser Kirche betrachtet. Die hinfällige Gesundheit des Kaisers rückte diesen Zeitpunct nahe herbei, und im Vertrauen auf einen so mächtigen Beschützer fingen die böhmischen Papisten an, den Protestanten mit weniger Schonung zu begegnen. Die evangelischen Unterthanen katholischer Gutsherrn besonders erfuhren die härteste Behandlung. Zugleich begingen mehrere von den Katholiken die Unvorsichtigkeit, etwas laut von ihren Hoffnungen zu reden, und durch hingeworfene Drohworte bei den Protestanten ein schlimmes Mißtrauen gegen ihren künftigen Herrn zu erwecken. Aber nie würde dieses Mißtrauen in Thätlichkeiten ausgebrochen sein, wenn man nur im Allgemeinen geblieben wäre, und nicht durch besondere Angriffe auf einzelne Glieder dem Murren des Volks unternehmende Anführer gegeben hätte.

Heinrich Matthias, Graf von Thurn, kein geborner Böhme, aber Besitzer einiger Güter in diesem Königreiche, hatte sich durch Eifer für die protestantische Religion, und durch eine schwärmerische Anhänglichkeit an sein neues Vaterland des ganzen Vertrauens der Utraquisten bemächtigt, welches ihm den Weg zu den wichtigsten Posten bahnte. Seinen Degen hatte er gegen die Türken mit vielem Ruhme geführt; durch ein einschmeichelndes Betragen gewann er sich die Herzen der Menge. Ein heißer, ungestümer Kopf, der die Verwirrung liebte, weil seine Talente darin glänzten, unbesonnen und tollbreist genug, Dinge zu unternehmen, die eine kalte Klugheit und ein ruhigeres Blut nicht wagt; ungewissenhaft genug, wenn es die Befriedigung seiner Leidenschaften galt, mit dem Schicksale von Tausenden zu spielen, und eben fein genug, eine Nation, wie damals die böhmische war, an seinem Gängelbande zu führen. Schon an den Unruhen unter Rudolph's Regierung hatte er den thätigsten Antheil genommen, und der Majestätsbrief, den die Stände von diesem Kaiser erpreßten, war vorzüglich sein Verdienst. Der Hof hatte ihm, als Burggrafen von Carlstein, die böhmische Krone und die Freiheitsbriefe des Königreichs zur Bewahrung anvertraut; aber etwas viel wichtigeres — sich selbst — hatte ihm die Nation mit der Stelle eines Defensors oder Glaubensbeschützers übergeben. Die Aristokraten, welche den Kaiser beherrschten, entrissen ihm unklug die Aufsicht über das Todte, um ihm den Einfluß auf das Lebendige zu lassen. Sie nahmen ihm die Burggrafenstelle, die ihn von der Hofgunst abhängig machte, um ihm die Augen über die Wichtigkeit der andren zu öffnen, die ihm übrig blieb, und kränkten seine Eitelkeit, die doch seinen Ehrgeiz unschädlich machte. Von dieser Zeit an beherrschte ihn die Begierde nach Rache, und die Gelegenheit fehlte nicht lange, sie zu befriedigen.

Im Majestätsbriefe, welchen die Böhmen von Rudolph dem Zweiten erpreßt hatten, war eben so, wie in dem Religionsfrieden der Deutschen, ein Hauptartikel unausgemacht geblieben. Alle Rechte, welche der letztere den Protestanten bewilligte, kamen nur den Ständen, nicht den Unterthanen zu Gute; bloß für die Unterthanen geistlicher Länder hatte man eine schwankende Gewissensfreiheit ausbedungen. Auch der böhmische Majestätsbrief sprach nur von den Ständen, und von den königlichen Städten, deren Magistrate sich gleiche Rechte mit den Ständen zu erringen gewußt hatten. Diesen allein wurde die Freiheit eingeräumt,

Kirchen und Schulen zu errichten, und ihren protestantischen Gottesdienst öffentlich auszuüben; in allen übrigen Städten blieb es dem Landstande überlassen, dem sie angehörten, welche Religionsfreiheit er den Unterthanen vergönnen wollte. Dieses Rechts hatten sich die deutschen Reichsstände in seinem ganzen Umfange bedient, und zwar die weltlichen ohne Widerspruch; die geistlichen, denen eine Erklärung Kaiser Ferdinand's dasselbe streitig machte, hatten nicht ohne Grund die Verbindlichkeit dieser Erklärung bestritten. Was im Religionsfrieden ein bestrittener Punct war, war ein unbestimmter im Majestätsbriefe: dort war die Auslegung nicht zweifelhaft, aber es war zweifelhaft, ob man zu gehorchen hatte; hier war die Deutung den Ständen überlassen. Die Unterthanen geistlicher Landstände in Böhmen glaubten daher eben das Recht zu besitzen, das die Ferdinandische Erklärung den Unterthanen deutscher Bischöfe einräumte; sie achteten sich den Unterthanen in den königlichen Städten gleich, weil sie die geistlichen Güter unter die Krongüter zählten. In der kleinen Stadt Klostergrab, die dem Erzbischof zu Prag, und in Braunau, welches dem Abt dieses Klosters angehörte, wurden von den protestantischen Unterthanen eigenmächtig Kirchen aufgeführt, und ungeachtet des Widerspruchs ihrer Gutsherren und selbst der Mißbilligung des Kaisers der Bau derselben vollendet.

Unterdessen hatte sich die Wachsamkeit der Defensoren in etwas gemindert, und der Hof glaubte einen ernstlichen Schritt wagen zu können. Auf Befehl des Kaisers wurde die Kirche zu Klostergrab niedergerissen, die zu Braunau gewaltsam gesperrt, und die unruhigsten Köpfe unter den Bürgern ins Gefängniß geworfen. Eine allgemeine Bewegung unter den Protestanten war die Folge dieses Schrittes. Man schrie über Verletzung des Majestätsbriefes, und der Graf von Thurn, von Rachgier beseelt, und durch sein Defensoramt noch mehr aufgefordert, zeigte sich noch mehr geschäftig, die Gemüther zu erhitzen. Aus allen Kreisen des Königreichs wurden auf seinen Antrieb Deputirte nach Prag gerufen, um dieser gemeinschaftlichen Gefahr wegen die nöthigen Maßregeln zu nehmen. Man kam überein, eine Supplik an den Kaiser aufzusetzen, und auf Loslassung der Gefangenen zu dringen. Die Antwort des Kaisers, schon darum von den Ständen sehr übel aufgenommen, weil sie nicht an sie selbst, sondern an seine Statthalter gerichtet war, verwies ihnen ihr Betragen als gesetzwidrig und rebellisch, rechtfertigte den Vorgang in Klostergrab und Braunau durch einen

kaiserlichen Befehl, und enthielt einige Stellen, welche drohend gedeutet werden konnten.

Der Graf von Thurn unterließ nicht, den schlimmen Eindruck zu vermehren, den dieses kaiserliche Schreiben unter den versammelten Ständen machte. Er zeigte ihnen die Gefahr, worin alle Theilnehmer an dieser Bittschrift schwebten, und wußte sie durch Erbitterung und Furcht zu gewaltsamen Entschließungen hinzureißen. Sie unmittelbar gegen den Kaiser zu empören, wäre jetzt noch ein zu gewagter Schritt gewesen. Nur von Stufe zu Stufe führte er sie an dieses unvermeidliche Ziel. Er fand daher für gut, ihren Unwillen zuerst auf die Räthe des Kaisers abzuleiten, und verbreitete zu dem Ende die Meinung, daß das kaiserliche Schreiben in der Statthalterei zu Prag aufgesetzt, und nur zu Wien unterschrieben worden sei. Unter den kaiserlichen Statthaltern waren der Kammerpräsident Slawata und der an Thurn's Statt zum Burggrafen von Carlstein erwählte Freiherr von Martinitz das Ziel des allgemeinen Hasses. Beide hatten den protestantischen Ständen schon ehedem ihre feindseligen Gesinnungen dadurch ziemlich laut an den Tag gelegt, daß sie allein sich geweigert hatten, der Sitzung beizuwohnen, in welcher der Majestätsbrief in das böhmische Landrecht eingetragen ward. Schon damals drohte man ihnen, sie für jede künftige Verletzung des Majestätsbriefes verantwortlich zu machen, und, was von dieser Zeit an den Protestanten Schlimmes widerfuhr, wurde, und zwar nicht ohne Grund, auf ihre Rechnung geschrieben. Unter allen katholischen Gutsbesitzern waren diese beiden gegen ihre protestantischen Unterthanen am härtesten verfahren. Man beschuldigte sie, daß sie diese mit Hunden in die Messe hetzen ließen, und durch Versagung der Taufe, der Heirathen und Begräbnisse zum Pabstthum zu zwingen suchten. Gegen zwei so verhaßte Häupter war der Zorn der Nation leicht entflammt, und man bestimmte sie dem allgemeinen Unwillen zum Opfer.

Am 23sten Mai 1618 erschienen die Deputirten bewaffnet und in zahlreicher Begleitung auf dem königlichen Schlosse, und drangen mit Ungestüm in den Saal, wo die Statthalter Sternberg, Martinitz, Lobkowitz und Slawata versammelt waren. Mit drohendem Tone verlangten sie eine Erklärung von jedem Einzelnen, ob er an dem kaiserlichen Schreiben einen Antheil gehabt und seine Stimme dazu gegeben. Mit Mäßigung empfing sie Sternberg; Martinitz und Slawata ant-

worteten trotzig. Dieses bestimmte ihr Geschick. Sternberg und Lobkowitz, weniger gehaßt und mehr gefürchtet, wurden beim Arme aus dem Zimmer geführt, und nun ergriff man Slawata und Martinitz, schleppte sie an ein Fenster und stürzte sie achtzig Fuß tief in den Schloßgraben hinunter. Den Secretair Fabricius, eine Creatur von beiden, schickte man ihnen nach. Über eine so seltsame Art zu exequiren, verwunderte sich die ganze gesittete Welt wie billig; die Böhmen entschuldigten sie als einen landüblichen Gebrauch, und fanden an dem ganzen Vorfalle nichts wunderbar, als daß man von einem so hohen Sprunge so gesund wieder aufstehen konnte. Ein Misthaufen, auf den die kaiserliche Statthalterschaft zu liegen kam, hatte sie vor Beschädigung gerettet.

Es war nicht zu erwarten, daß man sich durch diese rasche Execution in der Gnade des Kaisers sehr verbessert haben würde, aber eben dahin hatte der Graf von Thurn die Stände gewollt. Hatten sich diese, aus Furcht einer noch ungewissen Gefahr, eine solche Gewaltthätigkeit erlaubt, so mußte jetzt die gewisse Erwartung der Strafe und das dringender gewordene Bedürfniß der Sicherheit sie noch tiefer hineinreißen. Durch diese brutale Handlung der Selbsthülfe war der Unentschlossenheit und Reue jeder Rückweg versperrt, und ein einzelnes Verbrechen schien nur durch eine Kette von Gewaltthaten ausgesöhnt werden zu können. Da die That selbst nicht ungeschehen zu machen war, so mußte man die strafende Macht entwaffnen. Dreißig Directoren wurden ernannt, den Aufstand gesetzmäßig fortzuführen. Man bemächtigte sich aller Regierungsgeschäfte und aller königlichen Gefälle, nahm alle königlichen Beamten und Soldaten in Pflichten, und ließ ein Aufgebot an die ganze böhmische Nation ergehen, sich der gemeinschaftlichen Sache anzunehmen. Die Jesuiten, welche der allgemeine Haß als die Urheber aller bisherigen Unterdrückungen anklagte, wurden aus dem ganzen Königreiche verbannt, und die Stände fanden für nöthig, sich dieses harten Schlusses wegen in einem eigenen Manifest zu verantworten. Alle diese Schritte geschahen zur Aufrechthaltung der königlichen Macht und der Gesetze — die Sprachen aller Rebellen, bis sich das Glück für sie entschieden hat.

2) von Raumer.

Matthias, der sich, von Jugend auf ehrgeizig, in immer größere Wirkungskreise hineingedrängt, nie aber die gewonnenen tüchtig ausgefüllt

hatte, täuschte auch als Kaiser die großen Erwartungen, welche er bei Rudolph's Beseitigung den Katholiken, und noch mehr den Protestanten erregt hatte. Die östreichischen Landstädte lehnten deßhalb ernstere Theilnahme am Türkenkriege ab, und noch viel bedenklicher wurden die Streitigkeiten, welche in Böhmen über die Auslegung des Majestätsbriefs entstanden. Am 21sten Mai 1611 bestätigte Matthias nicht bloß diesen, nebst den Rechten und Freiheiten des Landes, sondern auch ausdrücklich alle Verträge, welche die Stände unter sich, und im Jahre 1609 mit den Schlesiern, hauptsächlich zur Vertheidigung der Religion gegen Jedermann, den Kaiser ausgenommen, geschlossen hatten.

Klagen über Bedrückungen trafen aber in letzter Stelle immer den Kaiser selbst, und die Schlesier (deren Majestätsbrief noch deutlicher und vortheilhafter, als der böhmische, gefaßt war) beschwerten sich unter Anführung von Thatsachen aller Art: man schließe die Schulen der Protestanten, hindere so (sie?), Grundstücke zu erwerben, verweigere ihnen kirchliches Begräbniß, traue keinem, welcher das Abendmahl in beiderlei Gestalt nehme, gebe ihnen weder Bürgerrecht noch Ämter, bestrafe den Besuch protestantischer Kirchen mit Gefängniß u. s. w. Am lautesten kam in Böhmen die Frage zur Sprache: ob die protestantischen Unterthanen des Abtes von Braunau und des Klosters Grab das Recht hätten, Kirchen zu bauen. Sie ward durch eine Behörde, die aus kaiserlichen Räthen und Abgeordneten beider Parteien bestand, nach Vorschrift des Majestätsbriefs geprüft, und bejahend entschieden; während Matthias auf die Beschwerden des Abts die Fortsetzung des Baues verbot, weil nur der Herrn- und Ritterstand und die königlichen Städte, nicht aber Unterthanen und Hintersassen irgend eines Standes dazu berechtigt seien. Die Defensoren behaupteten nunmehr: ihre entgegengesetzte Auslegung des böhmischen Majestätsbriefes (welche durch die vollkommen deutlichen Worte des schlesischen bestätigt werde) sei um so richtiger, da die Schlesier den ihrigen lediglich durch die Böhmen erhalten hätten, diese aber unmöglich schlechter gestellt sein könnten, als jene. Nach der einen Auslegung hing Religion und Gottesdienst allein vom Könige oder den ersten Ständen, nach der zweiten auch von der Überzeugung und dem Begehren des Volks und der Gemeine ab.

So lagen die Verhältnisse, als die Anordnung der Erbfolge des Hauses Östreich immer lebhafter betrieben ward, weil Matthias zwar einflußreiche Beischläferinnen, aber von seiner Gemahlin keine Kinder

hatte. Nach langen Verhandlungen entsagten 1617 des Kaisers bejahrte Brüder Maximilian und Albert, sowie der König von Spanien, allen Ansprüchen zum Besten ihres Vetters Ferdinand's von Steyermark und seiner männlichen Nachkommen. Darüber, daß hierbei Böhmen wie ein Erbreich behandelt ward, zürnten sehr Viele, ja die Grafen Thurn, Kolonna und einige Andere entwickelten die Gründe, warum man Ferdinand auch nicht einmal erwählen solle. Seine Freunde, insbesondere die Jesuiten, wußten aber die Sache in die Länge zu ziehen, bis sich die Protestanten anderer Geschäfte wegen entfernt, die Katholiken dagegen in größerer Anzahl eingefunden hatten. Unter der Bedingung, daß Ferdinand alle Rechte und Freibriefe, Begnadigungen, Landesordnungen, gute Gewohnheiten u. s. w. in allen Puncten ohne Ausnahme anerkenne, bestätige, und sich bei Lebzeiten des Kaisers nicht in die Geschäfte mische, ward er am 9ten Junius 1617 von der entschiedenen Mehrzahl angenommen oder erwählt, wenigstens ist in seinen Reversalien deutlich von Wahl und Wahlrecht die Rede. Die Lausitz und Schlesien traten jenem Beschlusse bei.

Die Leichtigkeit, mit welcher fast unerwartet eine so wichtige Angelegenheit zu Stande gebracht ward, erhöhte nicht die Milde, sondern die Kühnheit der Obsiegenden. Graf Thurn verlor den Oberbefehl in der Burg Carlstein, wo die Krone und die Freibriefe des Reichs aufbewahrt wurden, welches Einige seines Benehmens halber natürlich fanden, während Andere behaupteten: des Kaisers Versprechen, ohne Zustimmung der Stände keinen Befehlshaber in Carlstein anzustellen, sei dadurch nicht aufgehoben. Bei Ferdinand's Einzug in Olmütz errichteten die Jesuiten, deren Ansichten und Bestrebungen immer deutlicher hervortraten, einen Siegesbogen, wo der böhmische Löwe und mährische Adler dem östreichischen Wappen angeschlossen waren, und darunter sahe man einen mit offnen Augen schlafenden Hasen mit der Inschrift: »Ich bin daran gewöhnt, adsuevi!« — Jene erklärten ferner, der Majestätsbrief sei ein erzwungen Ding; auch gelte der Ausspruch: neue Könige, neue Gesetze. Die Kirchen in Braunau und Klostergrab wurden verschlossen oder niedergerissen, Widerspenstige eingesperrt und auf erneute Vorstellungen der Protestanten über mannigfaltige Bedrückungen keine Rücksicht genommen. Als die böhmischen Defensoren wegen dieser Dinge Versammlungen und Berathungen hielten, untersagte man beides, weil es Unruhen bezwecke und herbeiführe: worauf jene öffentlich in

den protestantischen Kirchen bekannt machen ließen: daß sie nichts gegen den Kaiser im Schilde führten, sondern lediglich die Erhaltung ihrer Religion und des Majestätsbriefes wünschten.

Dennoch wurden sie am 21sten Mai 1618 auf die böhmische Kanzlei gefordert und ihnen Schreiben vorgelegt, des Inhalts: ihre Zusammenkünfte seien wider des Kaisers eigene Person gerichtet, die Wegnahme der Kirchen und die Bestrafung der Ungehorsamen auf seinen Befehl geschehen, ihre Auslegung des Majestätsbriefes einseitig, irrig, und nur erfunden, um öffentlichen Aufstand damit zu beschönigen. Matthias werde, wie es ihm als König und Herr gebühre, Maßregeln ergreifen, ehe das Feuer weiter um sich greife, und jeden behandeln, wie er es verdiene. Bis dahin sollten sie keine Zusammenkünfte halten, keine Ursache zu Zwietracht und Aufruhr geben, sich in die braunausche Sache nicht einmischen u. s. w. Dieser Bescheid, welcher den Rechten und Freiheiten geradehin zu widersprechen schien, setzte die Gemüther in Zorn und Furcht, und die Bedrohten fragten am folgenden Tage: ob gewisse Anstalten bei der Wache gegen sie gerichtet seien, und man Gewalt gegen sie brauchen wolle? Obgleich der Oberstburggraf von Sternberg dies läugnete und eine Verleumdung Böswilliger nannte, erschienen die Protestanten am 23sten Mai in großer Zahl und bewaffnet auf der Canzlei, wo Paul Ritschin, als ihr Wortführer, die Statthalter beschuldigte, sie hätten zu Verkürzung des Majestätsbriefes, zur Gewalt und zu jenem Schreiben gerathen, welches gefährliche, das Leben der protestantischen Häupter bedrohende, Äußerungen enthalte. Die Statthalter wollten sich über ihren Antheil an dem Bescheide nicht deutlich erklären, weil dies ihrem Eide der Verschwiegenheit zuwider laufe, und baten, die Protestanten möchten sich deßhalb an den Kaiser selbst wenden. Als sich hieran ein weiterer Wortwechsel reihte, forderten die Beklagten Zeit, Gehör und rechtliches Erkenntniß, aber ohne Erfolg. Die Herren von Sternberg, Lobkowitz und noch Einige wurden von Thurn und Andern hinweggeführt, die kaiserlichen Räthe Martinitz, Slawata und ihr Schreiber Fabricius hingegen aus dem Fenster achtundzwanzig Ellen tief hinabgestürzt. Keiner fiel zu Tode, und auch die ihnen nachgeschossenen Kugeln trafen nur die Mäntel.

Zweifelhaft bleibt es, ob der Plan zu dieser Gewaltthat im Voraus entworfen oder der Erfolg des augenblicklichen Zorns war, ob Thurn und seine Genossen mehr aus Ehrgeiz oder aus andern Gründen

handelten. Gewiß freuten sich die Eiferer des Geschehenen, während Khevenhiller sagt: man hat jene würdigen Männer hinabgeworfen wider göttliches und menschliches Recht, wider aller Königreiche und Länder Herkommen, wider aller Heiden und Völker Gebrauch, unangeklagt, ungehört, ungeurtheilt, ohne Bekenntniß, mit Versagung von Beichte und Abendmahl. Auch antwortete die Gräfin Thurn weissagend, als des aufgegriffenen Slawata Frau bei ihr Fürbitte einlegte: was ihr jetzo von mir, werde ich bald für meinen Mann und seine Gehülfen begehren müssen. Und doch hätte sich eher der Fenstersturz (als einseitige, leidenschaftliche Handlung), denn so mancher spätere Schritt, entschuldigen lassen.

1) Der Styl ist musterhaft, klar, gedrängt, würdevoll; die Anordnung der Begebenheiten besonnen und zweckmäßig: Entstehung des Mißtrauens; Charakter Thurn's, der es benutzte und vermehrte; die Rechtsverhältnisse in Beziehung auf den Majestätsbrief; erste thätliche Veranlassung in Braunau und Klostergrab; wie Thurn diese benutzte; Ausbruch der Empörung und Gewaltthat an den Statthaltern; Aufstand der Böhmen. Wie sehr begreiflich ist überall das Ineinandergreifen der Begebenheiten? wie genau Ursache und Folge zu einander abgemessen? wie leicht und natürlich die Übergänge? »Aber nie würde dies Mißtrauen... hätte Heinrich Matthias Graf von Thurn...«. Thurn's Erhebung, sein Charakter, seine Bedeutsamkeit, die Rachbegier seines gekränkten Ehrgeizes sind sehr deutlich, bestimmt und in zweckmäßiger Folge gezeichnet; und die scharfen Gegensätze: »Der Hof hatte ihm...; aber etwas weit wichtigeres, sich selbst, hatte ihm die Nation... übergeben.«, »Die Aristokraten entrissen ihm unklug die Aufsicht über das Todte, um ihm den Einfluß auf das Lebendige zu lassen. Sie nahmen ihm die Stelle, die ihn von der Hofgunst abhängig machte, um ihm die Augen über die Wichtigkeit der andern zu öffnen, ... kränkten seine Eitelkeit, die doch seinen Ehrgeiz unschädlich machte.«, geben der Darstellung eine große Lebendigkeit und Klarheit. Der Redner, der den Hof solcher Mißgriffe anklagte, hat unsere Beistimmung gewonnen. Der ganze Abschnitt erhält eine innere Einheit durch den Schluß, daß Thurn Gelegenheit zur Rache suchte; und dieser ist zugleich der einfachste Übergang zum folgenden Abschnitte. In

demselben wird nun der eigentliche Gegenstand des Rechtsstreits erörtert und mit den analogen Verhältnissen in Deutschland und dem gemeinschaftlichen Interesse der Protestanten zusammengestellt. Was in Deutschland ein »bestrittener« Punct war, war im Majestätsbriefe »unbestimmt«, die Deutung nur den Ständen, nicht den Unterthanen überlassen. Diese »glaubten« aber Recht zu haben. Indem die Darstellung sich so auf dem Standpuncte unpartheiischer Prüfung behauptet, gewinnt der Vorwurf absichtlicher Aufreizung, der im Folgenden Thurn gemacht wird, an Wahrscheinlichkeit, so daß die Ereignisse mehr ein persönlicher Kampf seines Hasses und des Hofes, der »weil die Wachsamkeit des Hofes nachließ, einen ernstlichen Schritt wagen zu können glaubte« zu sein, das Ansehen gewinnen. Befremdend bleibt dabei aber die »geminderte Wachsamkeit der Defensoren« und »daß Thurn durch sein Defensoramt aufgefordert sei, die Gemüther zu erhitzen«. Freilich ist die Theilnahme angeregter und gespannter auf einen solchen persönlichen Kampf gerichtet, und noch mehr werden wir durch die Darstellung der Thaten Martinitz und Slawata's gereizt, gegen sie bei der Gewatthätigkeit im entscheidenden Augenblicke der Empörung (denn der Verfasser stellt sie am Schlusse des letzten Abschnittes mit »Rebellen« zusammen) Parthei zu nehmen; aber diese Theilnahme wird eben dadurch der an einer dramatischen Entwickelung verwandter, als sie auf dem Forum historischer Prüfung sein sollte. Die Sprache der letzten Perioden des vorletzten Abschnittes aber, »über eine so seltsame Art .... vor Beschädigung gerettet«, wo nicht bloß die Statthalter, sondern »die Statthalterschaft auf einen Misthaufen zu liegen kam« (Sternberg und Lobkowitz waren nicht dabei), ist bei einer solchen Prüfung nicht bloß unpassend, sondern auch unziemlich. Wie weit vorsichtiger, umsichtiger und angemessener ist die Darstellung

2) von Raumer! Vorher waren uns der Böhmen Majestätsbrief, in welchem der Bau der Kirchen und Gotteshäuser dem Herren- und Ritterstande, den Pragern, Berg- und andern Städten, und »einem Jeden? insonderheit« freigestellt wird, und der Schlesier Majestätsbrief, in welchem »alle und jede Einwohner des Landes« freien Gottesdienst haben sollen, S. 350, mitgetheilt, und so das gute Recht der Böhmen urkundlich ausgesprochen. Jetzt sehen wir eine Commission, aus Mitgliedern beider Partheien zusammengesetzt,

für das Recht entscheiden. Matthias, dessen treffliche Charakterzeichnung durch vorige Thatsachen begründet ist, bestätigt die Urkunden, und handelt, die Hoffnung der Protestanten täuschend, nach einer einseitigen Auslegung der Urkunden, gewaltthätig gegen dieselben. Ferdinand's Wahl schwankt bei den Böhmen, da er als ein erblicher König von ihnen angesehen werden sollte. Die Jesuiten befördern durch Intriguen seine Annahme, wobei in den Reversalien gleichwohl von Wahl und Wahlrecht die Rede ist. Das Gelingen ihres Planes macht die Parthei zu den entscheidendern Schritten, selbst zur Verspottung der Böhmen, kühn. Wir folgen nun Schritt vor Schritt den Thatsachen, dem ersten gesetzlichen Einschreiten der Defensoren, den verschiedenen diplomatischen Verhandlungen bis zum Act der Gewaltthätigkeit. Immer sprechen nur Thatsachen und der Verfasser wagt über Plan und Motiv der Gewaltthat kein Urtheil, »Zweifelhaft bleibt es... Abendmahl...«. Später werden die Entschuldigungsgründe der Böhmen und die Anordnung ihres Steuer- und Kriegswesens angeführt. Die drei Stände beider Bekenntnisse nehmen das Defensionswerk an und klagen über Mißgriffe, rechtswidrige Verfügungen und Eingriffe in ständische Rechte. Wie klar, deutlich und ohne Schmuck, und in einer die Übersicht befördernden, und doch nichts Bedeutendes verschweigenden Kürze, gleichsam als ein unpartheiisches Referat, zu einem unpartheiischen Spruche vorbereitend, wird uns die ganze Reihe entscheidender Thatsachen vorgeführt! Von der »verminderten Wachsamkeit der Defensoren« in der vorigen Darstellung, die den flinken Übergang zu den ernstern Schritten bahnen sollte, wird hier nicht gesprochen. Wie läßt sich auch so etwas beweisen und mit Gewißheit sagen? wohl aber sehen wir hier die kühnen Mißgriffe durch den diplomatischen Sieg, für welchen Ferdinand seinen Leuten Dank wissen mußte, motivirt. Wir sehen die Fäden der Ereignisse nicht alle aus der Hand eines dramatischen Helden laufen, sondern die Mißgriffe regen in steigernder Gewaltthätigkeit die Defensoren auf, und unzeitige Drohungen reizen zu Übereilung in der Nothwehr. Thurn stand an der Spitze der Vertheidiger, aber es bleibt auch in der Gegner Berichten unentschieden, ob er auch die unziemliche Gewaltthätigkeit an dem Apostel Slawata und an dem unduldsamen Martinitz gut geheißen oder veranstaltet habe. Der Periodenbau steht freilich in der zweiten

Darstellung dem der ersten an Leichtigkeit, Wohlbewegung und rhetorischer Schönheit nach. Die Periode des dritten Abschnittes »Graf Thurn verlor... aufgehoben« trägt eine sehr schleppende Abstufung »welches Einige...«; der Anfang des fünften Abschnittes bezieht sich auf einen untergeordneten und gleichfalls schleppenden Relativsatz des vorigen Abschnittes »worauf jene öffentlich... — Dennoch wurden...«: ein Fehler, der mehrmals vorkommt; aber diese Fehler werden, wenn gleich nicht unvermeidlich und nicht gerechtfertigt, doch durch die Absicht entschuldigt, das weniger Bedeutsame in den Schatten zu stellen, wie bei »worauf... — Dennoch« und zufällige Nebensachen von Hauptsachen zu unterscheiden, wie denn »welches Einige...« Nebensache ist. Die kühnen Schritte der Obsiegenden sehen wir in der Reihe der folgenden Hauptsätze »..verloren..«, »..errichteten..«, »Jene (bezogen auf die »Anderen«, welche freilich weit vorhergehend in einem Nebensatze stehen, Dumont V., 2 Urkunden 103?; auf die Jesuiten bezogen, hätte »Diese« stehen müssen?) erklärten...«. Freilich gehört auch dazu »die Kirchen wurden ... genommen«, aber das folgende »wegen dieser Dinge« sollte sich nur auf die eben genannten Gewaltthaten beziehen, nicht auf »..errichteten..« und »..erklärten«, und dies bestimmte wohl den vorsichtigen Geschichtschreiber, mit den Gewaltthätigkeiten einen neuen Abschnitt zu beginnen. Wie umsichtig und wohl überlegt das Urtheil desselben ist, zeigt auch die Periode am Schlusse des Stückes.

34. Über Sitten und Religion in der Schweiz am Ende des 15ten Jahrhunderts. (Von Joh. v. Müller.)

Eben dadurch wurde nach den Kriegen die Sicherheit im Lande behauptet: ein Tag zu Baden setzte fest, wer so viel stiehlt als ein Strick werth ist, soll ohne Gnade hängen. Dieses wurde in kurzer Zeit an anderthalbtausend vollzogen. Von dem an mochte ein Kind oder ein Weib die kostbarsten Kleinodien offen durch die ganze Schweiz tragen. Die Obrigkeit unterstützte ein altes Ehrgefühl und eine Scheu der Fügungen Gottes. Als Männer von Valengin zu Bern eines Mordes und von ihrem Herrn des Ungehorsams angeklagt wurden, war die Geldbuße nicht so empfindlich, als »daß sie ihr Lebelang die Bösesten in Valengin heißen sollen«. Als der Etzwyler, Hanns Spieß,

ein rauher Krieger, von erstorbenem Gewissen, unempfindlich auf der Folter, entkleidet, geschoren, und mit einem Strick um ein Bein über den Leichnam seines ermordeten Weibes schreiten sollte, da erwachte ihr Blut, und in ihm ein Gefühl, so daß er zitternd sich hingab.

In der damaligen Religion war man weniger mit Auseinandersetzung der Geheimnisse der Gottheit beschäftigt, als mit dem großen Geheimniß, wieviel die Glaubenskraft über die Seele vermag. Welche Nahrung erhielt sie, als Walther auf der Flüe, der Walliser Bischof, Leichname der heiligen Krieger fand, welche einst unter Herkulius der Verläugnung den Tod vorgezogen. Sehr viele Kirchen erfreute er mit diesem Troste. So, wenn Überbleibsel der Landespatrone Bern, Solothurn, Zug, Schwyz beglückten: Hanns von Tockenburg, Ritter, erwarb in Frankreich mit unsäglicher Arbeit für das Land Schwyz etwas von S. Martin; der verdienstvolle Meister Eberhard, Pfarrer und Stifter sowohl einer Kirche als der ersten Büchersammlung zu Zug, die Gebeine König Oswald's aus Northumbrien. Zu Bern wurden die Gebeine der zehntausend Ritter, deren Tag auch zu Murten verherrlicht worden, jetzt wärmer verehrt. Es war, wie einst noch weit mehr in dem freien Rom, eine Mischung der glaubensvollen Feier mit Schauspiel und Lust; welches alles dem Widerspruch des Glaubens und gewöhnlicher Begriffe das Auffallende nahm. Die Stadt Bern, in Verlegenheit um die Feldfrüchte, die von gewissen Raupen in übergroßer Anzahl zernagt worden, begehrte Rath von ihrem geistlichen Vorstande, Bischof zu Lausanne. Dem geistlichen Hofe schien, wie vor Alters vielen Juden und Heiden und vor und nach diesem vielen katholischen Kirchenbehörden, es sei dem Menschen eine Beschwörungskraft gegeben, die nur nicht leichtsinnig zu üben wäre. Dieses hatte nichts Befrembendes für den gelehrten Stadtschreiber Thüring Frikhard, auf dessen Weisheit Bern besonders achtete. Demnach erging an die Creatur im Namen des Schöpfers eine feierliche Aufforderung, sich zu entfernen. Über den Ungehorsam wurde ein Rechtsgang verordnet; um ihre Gegenrede zu führen, der Schatte eines Fürsprechens vieler schlechten Sachen, Perrodet, aus der Hölle aufgeschworen, hierauf das Gewürme verbannt, und allem Volke bewiesen, daß zu Rettung seiner Saaten die väterliche Regierung auch nicht Ein Mittel unversucht lasse. Alsdann macht eine alte Ceremonie lächerlich, wenn das Volk den Sinn verehrter Väter nach dem Urtheile seiner eignen Weisheit meistert, wozu in

großen Zeiten die glorwürdigen Siege, die gute Regierung und Freudigkeit im Leben es nie kommen ließen.

Die Schilderung knüpft sich an den Schluß eines vorhergehenden Abschnitts: »Die Schweizer waren in ihren Vermittelungen erfolgreich.« Sie hatten ihre schlichte, kurze Manier und gaben den Worten Gewicht. Strenges Gesetz gegen Diebe. Es wird rücksichtslos vollzogen. Daher Sicherheit im Lande. Dies erscheint in dem Abschnitt über die Sitten als Grundzug. Denn die folgende Periode steht in logischer Unterordnung als Motiv des Erfolgs: »Die Obrigkeit unterstützte ein altes Ehrgefühl und eine Scheu der Fügungen Gottes«, und die beiden letzten sollen die beiden Beiordnungen »Ehrgefühl« und »Scheu« erklären. Und doch sind sie gewiß als Grundzüge eines Sittengemäldes — und nur Grundzüge werden hier aufgestellt — wenigstens mit dem logischen Hauptsatze »Vollzug des Gesetzes gegen den Diebstahl an anderthalbtausend in kurzer Zeit«, gleichbedeutend. Sonst wäre nur Eins gesagt und könnte mißverstanden werden: Die Dieberei sei vor dem Gesetze so allgemein gewesen. Nun sehen wir hier wieder an dem gewiß großen und unsterblichen Geschichtschreiber (vergl. früher »Carl der Kühne« № 14) das Gesuchte im Streben nach der Kürze des Tacitus, und nicht wenig Dunkelheit. Die Periode: »Als Männer von Valengin...» ist ohne die Note: »der Mord war unerwiesen und der Verdächtigen zu viel« nicht bloß dunkel, sondern unvereinbar mit der Strenge der Rechtspflege. Eben so dunkel ist die letzte Periode des Abschnitts, nicht bloß in Beziehung auf die »Scheu (vor) der Fügung Gottes«, welche sie belegen soll, sondern noch mehr in sich, was den Strick um ein Bein, und das Überschreiten betrifft, und was soll »da erwachte ihr Blut« (floß es von neuem? wie wir aus der Note nur vermuthen können) bedeuten? — »hingab« wohl »den Mord mit aller Hingebung eingestehen«.

Völlig unklar ist die erste Periode des Abschnittes über die Religion. Was heißt es »man war mit dem großen Geheimnisse beschäftigt, wie viel die Glaubenskraft über die Seele vermag.«? Stellte man über dies Geheimniß kühne Nachforschungen an, oder über Erfahrungen der Art? Davon hören wir auch in den Noten nichts. Und in welchem Zusammenhange steht die Bemerkung mit

dem Folgenden? Es scheint sie erläutern zu sollen; aber wie? »Welche Nahrung erhielt sie (die Religion? oder die Glaubenskraft?) ... Leichname der heiligen Krieger fand, ...!« Schon der Ausdruck »In der damaligen Religion war man beschäftigt« ist ungenau und dunkel. Desgleichen »So, wenn Überbleibsel (Reliquien) (Subject) Bern... beglückten«. Dunkel ist ferner, obwohl eine tiefgeschöpfte Wahrheit enthaltend: »welches Alles dem Widerspruche des Glaubens und gewöhnlicher Begriffe das Auffallende benahm«. ∾ Festliche Freude läßt den Widerspruch zwischen der Glaubensansicht und den gewöhnlichen Begriffen nicht aufkommen. Gesucht ist Mehreres, besonders die Eigenthümlichkeit des Verfassers, die Adverbialsätze vor das Verbum des Hauptsatzes zu stellen: »Die Stadt Bern, in Verlegenheit um... begehrte...«; selbst das »gewisse Raupen« statt der in den Urkunden bestimmt genannten »Inger«, Engerlinge, der bekannten Larven der Maikäfer. Aber aus dem Ganzen der Darstellung sehen wir die der Geschichte wesentlich interessanten Grundzüge des sittlichen Lebens (nicht einzelner Sitten) und der religiösen Ansicht so bestimmt und scharf entworfen, und so verständig begründet, auch eine so erfahrungsreiche und psychologisch tiefe Beurtheilung hervorleuchten, daß wir jene stylistischen Mängel gern übersehen. Wie zart tritt die Ansicht des Verfassers in der Schlußperiode des zweiten Abschnittes dem Reliquienglauben entgegen! Wie wird in »dem geistlichen Hofe schien...« die Maßregel der Beschwörung motivirt, der Glaube daran in »Dieses hatte nichts Befremdendes...« in seiner Allgemeinheit dargestellt! und wie mögen wir gern unser Lächeln über den Irrglauben bei der letzten gemüthlichen und wahren Bemerkung zurückhalten. Es scheint mir, daß der Verfasser unwillkürlich eine Entfremdung seiner Ansicht und der der Zeit, die er darstellt, einen zu großen Abstand beider scheue, weil dieser Abstand oder wenigstens diese Entfremdung das innere Verständniß des jedesmaligen Zeitlebens erschwert. Wir sehen dies besonders in der spätern interessanten Erzählung vom Bruder Claus. Und dies ist kein geringer Vorzug seiner genialen Kunst.

35. Die Waldenser und Wikliff. (Von Spittler.)

Zu Ende des zwölften Jahrhunderts lebte zu Lyon ein französischer Kaufmann, Peter Waldus, den der Zustand der Kirche jammerte. Er

ließ einige Bücher der heiligen Schrift, vornehmlich die vier Evangelisten, in das Französische übersetzen, verkaufte alle seine Habe, vertheilte seine Güter unter die Armen, und ging selbst als Lehrer aus.

Mit fast unerwartetem Erfolge verbreitete sich die Parthei, die er gewann, durch ganz Frankreich und Italien: denn ihre Lehre hatte etwas so viel mehr Eindringendes, als die Lehre der damaligen Pharisäer und Schriftgelehrten. Sie suchten die ganze Einrichtung und Lehre der Kirche auf den ihrer Meinung nach ersten ursprünglichen Zustand derselben zurückzubringen. Weil in der Bibel von keinem Papste und von keinem großen mächtigen Bischofe vorkam, so wollten sie nichts vom Pabste, nichts von großen mächtigen Bischöfen wissen, die Bischöfe sollten ihrer Meinung nach, wie Paulus, ihr Brot mit Handarbeit verdienen. Und sie konnten überhaupt nicht begreifen, warum nicht auch noch im dreizehnten Jahrhunderte, wie im ersten, ein Bruder den andern ermahnen und lehren dürfe, warum man gerade ceremoniös ordinirt sein solle, um seinen Freunden und Nachbarn etwas Erbauliches sagen zu können. Vom Ablaß hielten sie gar nichts; Gebet, Almosen und Fasten waren ihre Büßungsmittel; Sünden vergeben könne ohnedies nur Gott. Vom Fegefeuer stehe nichts in der Bibel; aber was in Jesu Bergpredigt so deutlich gesagt worden, auf das Acht zu haben und das treulich zu halten, sei wichtigere Pflicht eines Christen, als sich mit Gebeten für Verstorbene und dergleichen Aberglauben mehr zu beschäftigen. Die ganze Kirchenverfassung, die sie sich gaben, war so eingerichtet, wie sie glaubten, daß apostolische Kirchenverfassung gewesen sei. Ihre Lehrer, arme ungelehrte Handwerksleute. So viel sich thun ließ, eine Gütergemeinschaft unter ihren Gemeinen, wie nach ihrer Meinung die in der ersten Kirche zu Jerusalem. Sie sprachen deswegen den Christen das Recht nicht ab, Eigenthum zu besitzen. Der Laie genoß bei ihnen den Kelch; sieben Kirchensacramente kannten sie nicht als Glaubensartikel. Die Wahrheit schien sich zu diesen guten, edlen Menschen zu flüchten: denn dieser Separatistenhaufen sollte für künftige Jahrhunderte ein redendes Denkmal sein, wie viel Wahrheit in der großen Kirche noch zu Ende des zwölften Jahrhunderts war.

Das Volk mochte unterdeß immerhin über seine Lehrer murren, es hatte keine Wirkung auf die Umbildung der kirchlichen Verfassung, vielmehr wurden ihm von Zeit zu Zeit immer noch mehrere Rechte entrissen; der Sclave, der mit seinen Ketten klirren wollte, wurde nur

noch fester geschlossen. Ein Mann auf einer Universität mußte aufstehen, wenn der Ton des ganzen Zeitalters geändert werden sollte, da alle Weisheit und Alles, was das Zeitalter glauben sollte, nach der ganzen damaligen Einrichtung von den Universitäten ausfloß.

Johann Wikliff, Professor der Theologie in Oxford, trat endlich auf, und griff das ganze damalige hierarchische und dogmatische System mit einer Stärke und Einsicht an, daß man billig ihn allein unter Luther's und Zwingli's Vorgängern als Vorgänger nennen sollte. Er griff die Transsubstantiation an, von welcher damals der größte Theil des Messegepränges abhing. Er suchte der Bibel Publicität und allgemeinen Gebrauch zu verschaffen, und würde vielleicht hierdurch eben so viel gewirkt haben, als Luther, wenn damals schon Buchdruckerei gewesen wäre, wenn ein Melanchthon ihm zur Seite gestanden hätte, und Englands politische Ruhe gesicherter gewesen wäre. Zwar waren seine Überzeugungen, wie bei jedem Manne in solchen Umständen, fast in beständiger Ebbe und Fluth; doch Glück genug, daß nun einmal Veranlassungen zum Nachdenken gegeben waren. In dreißig, vierzig Jahren mußte man nothwendig Wirkungen der ausgestreuten Wahrheiten sehen, und Schriften eines beliebten Universitätslehrers konnte auch päpstliche Tyrannei nicht unterdrücken, denn sie gingen unter den Schülern von Hand zu Hand; und welche Menge von Schülern mußte nicht ein Mann von Wikliff's Feuer haben, wenn er gerade auf dem rechten Platze stehet!

Dieser Abschnitt, aus des berühmten Verfasses »Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche« entliehen, bleibt immer ein Muster einer lichtvollen populären Darstellung. Der Periodenbau ist einfach, schmucklos, leicht, bis auf einige leicht zu vermeidende Abstufungen, z. B. »Die Wahrheit schien...: denn dieser Separatistenhaufen..., wie viel Wahrheit...«, und noch mehr: »Ein Mann auf einer Universität..., wenn der Ton..., da..., was..«, und eine zwecklose Wiederholung: »Die ganze Kirchenverfassung..., daß apostolische Kirchenverfassung...«, »...Vorgängern als Vorgänger...«, wohl gerundet. Die Anordnungen der Gedanken ist in den Hauptabtheilungen einfach und überschaulich: der Stifter der Parthei; ihre Lehre; ihre Kirchenverfassung, der, wie die Darstellung durch den Ausdruck »Separatistenhaufen« andeutet, ein äußerer Zusammenhang und eine

äußere Einheit fehlte; Andeutung der Schicksale der Parthei und ihrer Erfolglosigkeit für kirchliche Freiheit als Übergang zu der bedeutendern Wirksamkeit Wikliff's durch seine Lehre; dessen Lehre und Wirksamkeit. Die einzelnen Unterabtheilungen hätten, den Forderungen eines compendiarischen Styls gemäß, durch eine strengere Anordnung und durch grammatische Zusammenziehung kürzer und überschaulicher dargelegt werden können. Etwa: »...zurückzubringen. Als in der Bibel nicht enthalten, verwarfen sie die Lehre vom Fegfeuer, den sieben Sacramenten, der Kelchentziehung, der Fürbitte für Verstorbene, also auch der Seelenmessen, dem Ablasse, der Absolution durch Menschen, und besonders ordinirte Priester. Acht zu haben auf das, was Jesus, besonders in der Bergpredigt, sage, sei wichtigere Pflicht des Christen: Gebet, Almosen und Fasten waren ihre Büßungsmittel. Eben, weil in der Bibel nicht vom Papste und einem großen mächtigen Bischofe stehe, wollten sie nichts von einem Pabste und einem großen mächtigen Bischofe (hier nachdrucksvolle und bedeutsame Wiederholung) wissen; die Bischöfe sollten vielmehr ... und konnten nicht begreifen, warum ..... sagen zu können«. Die Verwerfung der »sieben Sacramente« des folgenden Abschnittes gehören so in diesen. Die losere Verbindung der Perioden aber, die Verschiedenheit ihres Baues und ihrer Einleitungen sollte der compendiarischen Kürze mehr Lebendigkeit und Abwechslung geben. Darum auch wohl im Gegentheil die Ellipsen im zweiten Abschnitte »Ihre Lehrer, arme ungelehrte Handwerksleute. So viel sich thun ließ, eine Gütergemeinschaft...« und der beschränkende Hauptsatz »Sie sprachen deswegen (besser: gleichwohl...« statt ihn als concessiven Vordersatz zur vorhergehenden Periode zu construiren). Einige, vielleicht nicht für die Partheilosigkeit des Erzählers absichtlose, Unbestimmtheit liegt in der modalen Unbestimmtheit des verkürzten Satzes »als sich mit... dergleichen Aberglauben zu beschäftigen«: war es bloß für die Parthei oder auch für den Erzähler Aberglauben? und in der Beziehung des »Separatistenhaufens« zur »großen Kirche«: Die Wahrheit soll mit ihm noch in der großen Kirche sein, und doch war er separat. Weder bestimmt, noch dem Tone der Darstellung angemessen ist das Bild des »Sclaven, der mit seiner Kette klirren wollte«. Überschaulichkeit, leichte Entwicklung des Wichtigsten nach seinen Ursachen und Folgen, eine bestimmte Zeichnung desselben

in den Umrissen, und eine verständliche, sich leicht bewegende Sprache sind demnach die wesentlichsten Vorzüge der Darstellung. Man vermißt aber die Hindeutung auf die innersten, zum Theil so schwärmerischen Beweggründe und Ansichten der Parthei, so daß man verleitet werden könnte, sie der neuern Aufklärung weit näher zu stellen, als sie — eher mit den Puritanern und Pietisten verwandt — wirklich steht.

36. Der Abendmahlsstreit zwischen Luther und Zwingli.

1) von Raumer.

Hierdurch nicht zurückgeschreckt, hoffte Landgraf Philipp, wenigstens eine Aussöhnung mit den Schweizern zu Stande zu bringen. Durch das Bemühen Zwingli's und gleichgesinnter Freunde hatte die Reformation in mehreren Cantonen (so in Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen) obgesiegt und ihre Ansichten stimmten in allem Großen und Wesentlichen mit denen der deutschen Protestanten. Doch war Luther mehr Haupt- und Mittelpunct seines Systems, denn Zwingli, und indem dieser nebst seinen Anhängern minder am Buchstaben der Offenbarung festhielt, und glaubte, man müsse Geist und Bedeutung mehr durch die Vernunft erforschen, kam es zu Verschiedenheiten, die sich allmählich weiter entwickelten, jetzt aber zunächst bei der Lehre vom Abendmahle hervortraten. In seinem 1525 erschienenen Buche erklärte sich Zwingli wider die körperliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi: er wollte die Einsetzungsworte bildlich, ideal, nicht materiell verstanden wissen; und schon vor ihm war Karlstadt von der lutherischen Ansicht abgewichen, daß der wahre Leib und das wahre Blut in und unter dem Brote und Weine gegeben und genossen werde, ohne daß jedoch eine Brotverwandlung nach katholischer Erklärung Statt finde. Unter mehren hierüber gewechselten Streitschriften verdient diejenige Erwähnung, welche Luther selbst im Jahre 1527 unter dem Titel herausgab: Daß diese Worte Christi, das ist mein Leib, noch feste stehen, wider die Schwärmgeister. Um den Ton dieser Schrift (denn das Wesen obiger drei Ansichten zu prüfen, ist hier nicht der Ort) zu bezeichnen, genügen folgende Beispiele: »Der Teufel (so heißt es daselbst), welcher ehemals Ketzerei über Ketzerei aus der Schrift selbst herausgebracht, hat auch jetzt den neuen, groben, tölpischen Irrthum vom

Sacrament erregt, und durch die schändlichste aller Ketzereien Christum zu verfolgen angefangen. — Glauben und lehren jene hierin unrecht, so müssen sie es sein, die Gott lästern, Lügen strafen den heiligen Geist, verrathen Christum und verführen die Welt. Ein Theil muß also des Teufels Freund und Gottes Feind sein, da ist kein Mittel.« In seiner nachdrücklichen Antwort suchte Zwingli zu beweisen, daß man seine Ansichten entstellt, Behauptungen untergeschoben, falsche Folgerungen gezogen und ihn mit Unrecht verketzert habe; allein von plumper Rohheit und zügelloser Leidenschaft hielt er sich fern. Hierauf gründete Philipp von Hessen seine Hoffnung, daß ein Religionsgespräch, wenn nicht zur Einigkeit, doch zur Versöhnung führen werde.

Am 1sten October 1529 traten einerseits Luther, Melanchthon, Jonas, Osiander, Brenz und Agrikola, andererseits Zwingli, Ökolampadius, Bucer und Hedius in Marburg zusammen, trennten sich aber nach mehrtägigem Gespräche, wo möglich noch feindlicher als vorher. In mehreren andern gleichzeitig verhandelten Puncten gaben die Schweizer milde nach, und als man sich über die Abendmahlslehre nicht einigen konnte, entwarf Bucer eine mittlere Aussöhnungsformel. Zwingli behauptete aber mit Recht: wirkliche Verschiedenheiten dürften nicht durch zweideutige Worte künstlich versteckt und der Schein der Einheit lügenhaft erzeugt werden. Wo diese Statt finde, solle man sie deutlich aussprechen; im Übrigen aber müßten sich alle wie Brüder betrachten und Abweichungen in der Hoffnung erdulden, daß Gott die Irrenden erleuchten werde. Diesen christlichen Antrag wies Luther von der Hand, und selbst Melanchthon und Brenz erklärten dem Landgrafen: die schweizerischen Ketzer könne man weder für Brüder halten, noch sich mit ihnen verbinden. Weil diese (sagt Luther an verschiedenen Stellen seiner Streitschriften) so gar verrucht spotten, will ich eine lutherische Warnung dazu thun, und sage also: verflucht sei solche Liebe und Einigkeit in den Abgrund der Hölle, darum daß sie nicht allein die Christenheit jämmerlich zerrüttet, sondern sie, nach des Teufels Art, in solchem ihrem Jammer noch spottet und närrt. Die Schwärmer erwürgen mir Christum, meinen Herrn, und Gott Vater in seinen Worten, dazu meine Mutter, die Christenheit, mit meinen Brüdern, und sagen darnach: ich soll Friede haben. Ein Bündniß muß ohne Zweifel sich gründen und stehen auf dem Gewissen und Glauben derer, die sich verbinden, als daß sie wollen einträchtiglich glauben; sonst verläßt man

sich auf einen Bund, der keine Haltung hat, und befördert die Ketzerei wider das Sacrament. Es ist aber nicht weniger ein Unchrist, der einen Artikel leugnet, denn Arius oder deren einer. Man lässt also Untugend und Lästerung jener muthwilligen Feinde Gottes auf sich und verficht dieselbe, daß fürwahr kein gefährlicherer Bund möchte vorgenommen werden, um das Evangelium zu dämpfen und zu schänden; dazu uns mit Leib und Seele zu verdammen: das sucht der Teufel leider!

Mit diesen Ansichten und Behauptungen war Landgraf Philipp höchst unzufrieden und schrieb dem Churfürsten: »an dem streitigen Artikel hängt nicht Glauben und Seligkeit, und es ist sehr unnöthig, von allen disputirlichen Sachen der Gelehrten Kenntniß zu nehmen, und sich deswegen liederlich von einander zu trennen. Hätten wir uns darüber veruneinigen lassen, daß unsere Gelehrten zweihellig würden, wie oft hätten Eure Liebden und wir uns von einander thun müssen, und sonderlich der Ursachen halber, so der Luther und die Seinen müssen bekennen, daß sie Unrecht gethan haben, unsern Oheim und Vetter, Herzog Georg von Sachsen, mit solchen Schmähworten anzugreifen.

2) von Hase.

Zwingli konnte nach seiner ganzen Richtung im Abendmahle nur ein Zeichen der Erinnerung und Gemeinschaft anerkennen. Auch Luther mußte mit dem Priesterthume die Verwandlungslehre verwerfen, aber sein sinnlich mystischer Tiefsinn konnte eine unmittelbare Gegenwart des verklärten Körpers Christi in der heiligen Handlung nicht entbehren. Durch die entgegengesetzte Art desjenigen Mysticismus, der mit Verwerfung aller Bilder unmittelbar den Geist schauen will, kam Karlstadt in seinem Bildersturme auf die Behauptung, daß Christus bei der Einsetzung des heiligen Mahls nur auf seinen eignen lebendigen Leib hingewiesen habe. Hierüber wurde (1524) zwischen ihm und Luther ein Streit geführt, den ihre persönliche Stellung verbitterte. Ökolampadius und Zwingli übernahmen in ihrer Weise die Vertheidigung des schwer verfolgten Karlstadt. Zwingli übersetzte »das ist« durch »das bedeutet«; Ökolampadius sah im Brote als Leib des Leibes Sinnbild. Der Streit wurde (1526) zu einem persönlichen Kampfe Luher's und Zwingli's an der Spitze ihrer Partheien; zu Zwingli hielten auch die oberdeutschen Reichsstädte. Außer den Schriftbeweisen von beiden

Theilen vertheidigte Zwingli den evangelischen Charakter seiner Lehre durch die Anerkennung der alleinigen Bedeutung des Geistes und Glaubens für die Seligkeit in derselben. Luther begründete seinen Lehrbegriff auf die Allgegenwart des Körpers Christi kraft seiner unzertrennlichen Verbindung mit einer göttlichen Person. Die Behauptung der Gegner war ihm ein Verläugnen Christi. Daher dieser Streit, weil er aus der gesammten Geistesrichtung der Parteihäupter hervorging, und doch nicht nach seiner Bedeutung für die Frömmigkeit selbst, sondern nur äußerlich genommen wurde, sich zur Verkennung des gemeinschaftlichen evangelischen Charakters steigerte, und die naturgemäße Verbindung zerriß. Vergebens erinnerten einige Theologen, welche sich über dem Streite erhielten, wie der umsichtige, in seiner Mäßigung freie Capito, an die höhere Einheit und christliche Bruderliebe. Vergebens versuchte Philipp von Hessen eine Versöhnung, als die drohende Gefahr ein festes Zusammenhalten für die Reformation forderte. Auf der Zusammenkunft in Marburg (Oct. 1529) bot Zwingli, wie es die Art seiner Überzeugung mit sich brachte, auch wenn der Streitpunct unverglichen bliebe, mit Thränen die Bruderhand; Luther stieß sie von sich.

1) Es ist schon in den früheren Stücken des Verfassers auf einige Eigenthümlichkeiten seines Periodenbaues hingewiesen. Hier tritt eine Nachlässigkeit in den Einleitungen der Perioden und in der übereilten Beiordnung der Hauptsätze besonders hervor: »Durch das Bemühen Zwingli's... und ihre Ansichten stimmten...«. Sollte der letzte Hauptsatz bloß eine hier wichtige Eigenschaft der Ansicht der Schweizer angeben, so mußte er ohne »und« als besondere Periode auftreten (Vgl. Synt. II. §. 199 u. 200). Um so mehr, da das die folgende Periode als Adversativsatz einleitende »Doch« sich nur auf den letzten Satz beziehen soll (Vgl. Synt. II. 208). Sollte der letzte Satz auch unter das Adverb »Durch das Bemühen« zusammengezogen werden, so bleibt immer die verschiedene Wortfolge anstößig; und auch hier müßte sich »Doch« auf beide Sätze zurückbeziehen (Vgl. Synt. II. 172 u. f.). Eben so anstößig wegen der Undeutlichkeit der Zusammenziehung unter »Doch« und nach Synt. II. §. 25, 4 ist die Periode: »Doch war Luther... und, indem..., kam es...«. Überhaupt sind mehrere die Rundung

der Perioden hindernde Fehler gegen die Wortstellung bei Zusammenziehungen vorhanden: »Mit diesen Ansichten... und schrieb dem Churfürsten«: gegen Synt. II. 172, da das »und« nicht unter das Adverb »Mit diesen Ansichten« zusammengezogen werden kann. Was aber die zweckmäßige und verständige Anordnung der Gedanken und hier besonders die Auswahl der Belegstellen betrifft, so läßt die Darstellung nichts zu wünschen übrig, als etwa die Stellung des »und schon hatte Karlstadt...«, auf welches sich ohnehin das folgende »hierüber« nicht beziehen kann. Wir sehen den Streit in seinen Veranlassungen, in seinen Erbitterungen, und seiner politischen Bedeutsamkeit deutlich und klar vor uns. Freilich möchte der Leser ihn mit dem herrlichen Philipp für einen Streit um »nicht sollende« (Note) leere Dinge halten, da auf die innern Beweggründe Luther's und deren geistigen Zusammenhang mit dem religiösen Leben der Zeit nicht hingedeutet wurde, und wir nicht von jener Scheu angeregt werden, die am Schlusse der Kritik des Müller'schen vorletzten Stückes gerühmt wurde. Deutlicher wird uns schon in der

2)ten Darstellung von Hase dieser innere geistige Zusammenhang: »aber sein sinnlich mystischer Tiefsinn...«, und »Luther begründete.... Daher dieser Streit...«. Überhaupt ist diese Darstellung nicht allein durch die zweckmäßige Auswahl und lichtvolle Anordnung der in einer compendiarischen Gedrängtheit zusammengestellten bedeutenden Ereignisse, sondern besonders durch eine recht geistige und weit mehr in die Tiefe dringende Auffassungsweise ausgezeichnet. Wenn diese auch weit leichter Dunkelheiten herbeiführt, so läßt sich doch nirgends eine Gründlichkeit des dogmatischen Studiums und eine gewisse Gewandtheit in scharfer philosophischer Unterscheidung verkennen. Dem Wesen nach dunkel scheint mir das Verhältniß der beiden Arten des Mysticismus, wie sie an Luther und Karlstadt unterschieden werden, und schwerlich möchte die Classification S. 352 — S. 354 »seiner Kirchengeschichte« damit congruent sein. »Durch die entgegengesetzte Art desjenigen Mysticismus« soll wohl heißen: »Durch einen Mysticismus entgegengesetzter Art, der...«; dunkel: »durch die Anerkennung der alleinigen Bedeutung des Geistes und Glaubens für die Seligkeit in derselben eine Lehre vertheidigen«, wenn man auch bald sieht, was gesagt sein sollte. Musterhaft und in wenigen Worten das Wesen des Streits in seiner innersten

Bedeutung und seinen äußern Erscheinungen bezeichnend ist die Periode: »Daher dieser Streit...«. Man vergleiche mit dieser Kritik der Darstellung den §. 250. »der religiose Volksgeist« (in der Zeitperiode von 800 — 1216) desselben Werkes.

Fünfte Abtheilung.

Erzählungen von einem, auf die einzelne Thatsache beschränkten allgemeinen Interesse.

a) prosaische.

Vergleiche I. §. 197, 4.

---

37. Der dankbare Jude. (Von L. Ewald.)

In dem vorletzten russisch-türkischen Kriege ritt der russische Lieutenant Pfuhl, von Geburt ein Deutscher, den Tag nach der Schlacht bei Choczim mit einem Haufen Dragoner auf Fourage aus, und hörte aus einem nahen Waldgraben eine klagende Stimme. Er ließ zwei seiner Reiter absitzen, um zu untersuchen, ob diese Stimme von Freund oder Feind herkomme. Ein lautschallendes Gelächter, das die Dragoner bei ihrer Ankunft erhoben, bewog ihn, mit noch einigen Leuten nachzufolgen. Hier sah er nun einen alten türkischen Juden, der ein ehrwürdiges redliches Aussehen hatte und, von einigen russischen Reitern verwundet, in diesen Graben aus Furcht geflüchtet war, wo ihn aber der Schmerz und Blutverlust gehindert hatte, wieder herauszukommen. Pfuhl, nachdem er das Gelächter seinen Leuten ernstlich verwiesen hatte, ließ den Juden in sein eignes Zelt tragen, wohin er bald selbst nachfolgte, und dann von demselben, der einstweilen gehörig verbunden und gepflegt wurde, unter Thränen dankbarer Freude mit den Worten: »Herr, du hast vieles an mir gethan, wer mag dir solches vergelten?« angeredet wurde. Der edle Krieger lehnte jeden Dank ab, versah den Juden mit Pässen, sammelte bei seinem Regiments-Chef und andern russischen Officieren Geld für ihn, und schickte ihn nach Kaminiek in Podolien, um dort seine vollkommene Besserung abwarten zu können.

Die russische Armee rückte indessen tiefer in das türkische Gebiet ein, und Pfuhl, der sich immer als tapferer Krieger und als Beschützer wehrloser Unschuld auszeichnete, wurde sehr hervorgezogen, einst aber bei einem Angriffe des Feindes von einem andern Officier, wahrscheinlich aus Neid, im Stiche gelassen, so daß er, seines tapfern Widerstandes ungeachtet, in türkische Gefangenschaft gerieth. Er wurde nach Adrianopel abgeführt, und dort an Abdul-Melek, einen aus Sicilien gebürtigen, zur mohamedanischen Religion übergetretnen Christen, der eben nach Servien reis'te, als Sclave verkauft. Abdul-Melek, ein reicher, aber höchst schlechter und grausamer Mensch, ertheilte Pfuhl, da er sich durch seine Kenntnisse der italiänischen Sprache, und geschickte Behandlung der Pferde ihm nützlich zu machen wußte, anfänglich die Aufsicht über seinen Stall und seine Gärten. Als aber eins seiner liebsten Pferde, jedoch ohne Pfuhl's Schuld, gefallen war, so ließ ihn dieser (?) achtundvierzig Stunden lang in einen schauerlichen Kerker werfen und verurtheilte ihn zu den beschwerlichsten Feldarbeiten. So fühlte denn der unglückliche Pfuhl, dessen Sclavenname jetzt Ibrahim war, das Drückende seiner Lage in vollem Maße und mußte bei dem geringsten Versehen die grausamste Behandlung erfahren, als ein unerwarteter Vorfall seiner Lage eine andere Wendung gab. Ein junges Frauenzimmer, die Tochter des Obersten B., war ebenfalls in türkische Gefangenschaft und Abdul-Melek's Gewalt gerathen, und mußte die empörendste Behandlung erdulden. Sie hatte die Gegenwart ihres Landsmannes entdeckt und ihn durch eine vertraute Sclavin dringend bitten lassen, sie der Gewalt ihres Herrn zu entreißen. Das Freundschaftsbündniß ward bald geschlossen, die Anstalten zur Flucht waren getroffen, beide Liebenden schon im Begriff, ihre Flucht anzutreten, als ihr ganzer Plan von einem Sclaven, Namens Hassan, dem sie sich selbst anvertraut hatten, ihrem Herrn entdeckt ward. Die Folge davon war, daß beide mit Ketten belegt und in zwei dicht an einander stoßende Behältnisse gebracht wurden. Acht Tage lang wurde Ibrahim auf das grausamste mißhandelt, und das Geschrei Nataliens — dies war des Mädchens Name — ließ ihn vermuthen, daß sie nicht gelinder behandelt werde. Er hörte endlich ihren Kerker von keinem Klaggeschrei mehr ertönen, und dies erfüllte seine Seele mit schrecklichen Ahnungen wegen ihres Schicksals, die ihn um so mehr beunruhigen mußten, da alle Fragen, die er an die Sclaven, die ihm sein Essen brachten, that, mit einem

finstern, mürrischen Stillschweigen beantwortet wurden. Einst, als er, in tiefe Melancholie versunken, in seinem Kerker saß, und keinen einzigen tröstenden Gedanken festzuhalten vermochte, trat sein Herr in Begleitung zweier Sclaven zu ihm herein und kündigte ihm an, daß er ihn, obwohl er den schmählichsten Tod verdient hätte, an einen andern Herrn verkauft habe. Hiermit befahl er, ihn demselben zuzuführen. Man brachte ihn in einen Wagen, der mit größter Schnelligkeit davon fuhr. Drei Tage dauerte die Reise, ohne daß Pfuhl wußte, wohin sie ging, ohne daß er auf alle deshalb gemachten Fragen von seinen Begleitern, die ihn übrigens nicht als einen Sclaven, sondern als ihren Gebieter behandelten, eine andere Antwort erhielt, als, er solle nur ruhig sein, und nicht das geringste Übel erwarten. Am Abende des dritten Tages kamen sie endlich in einem großen Orte an. Der Wagen hielt in einem Hofe still, Pfuhl stieg aus, und die erste Person, die ihm der Fackelschein erkenntlich machte, war — der Jude, dem er bei Choczim das Leben gerettet hatte. »Dank sei Gott!« — rief derselbe aus — »daß ich Dir vergelten kann, Herr, was Du an mir gethan hast! tritt in das Haus Deines Knechtes, an dem Du Barmherzigkeit übtest!« Pfuhl wußte sich nicht zu besinnen; eine Frage drängte jetzt die andere, die ihm der brave Jude am kommenden Morgen zu beantworten versprach. Aber wer schildert Pfuhl's Entzücken, als des andern Morgens der Jude in Begleitung eines Frauenzimmers zu ihm trat, die er sogleich für Natalien erkannte! Nach dem ersten Taumel der Freude erzählte der Jude, er sei zufälliger Weise zu Abdul-Melek gekommen, welcher ihm ein Frauenzimmer zum Verkaufe angeboten habe, welches Natalie gewesen war.

Die Thränen seiner neuen Sclavin hätten ihn bewogen, sie nach der Ursache derselben zu fragen, und er hätte von ihr erfahren, daß ein russischer Officier, mit Namen Pfuhl, noch im Kerker schmachte. Der Name seines Retters bei Choczim sei ihm noch in frischem Andenken gewesen, und so habe er auf der Stelle den Entschluß gefaßt, ihn wiederum zu retten. — »Ich reis'te« — fuhr der Jude fort, »augenblicklich zu Deinem Tyrannen, der Dich eines elenden Todes wollte sterben lassen; aber eben so geizig als grausam, überließ er Dich mir auf mein Versprechen, daß ich Dich an einen recht harten Herrn verkaufen wollte. Auf diese Weise gelang es mir, Dich in meine Hände zu bekommen. Gott sei gepriesen, daß ich Dir habe vergelten können,

was Du an mir thatest! In einigen Tagen reise ich ins Lager und da nehme ich Dich und Natalien mit, mache einen Seitenweg und bringe Euch mit Gottes Hülfe glücklich zu Euren Landsleuten zurück.« Weinend und tief gerührt hingen Natalie und Pfuhl an des Juden Halse. Er brachte sie glücklich nach Bukarest in der Wallachei, wo damals russische Besatzung lag, und es wurde ihnen schwer, sich von ihrem großmüthigen Erretter zu trennen. Als er weg war, fand Pfuhl, zu Vermehrung seines Erstaunens und seiner dankbaren Bewunderung des Juden, einen Beutel mit — tausend Dukaten und einen kostbaren Ring für Natalie, Geschenke, die der dankbare Israelit ganz unvermerkt in Pfuhl's Kleid zu stecken gewußt hatte. Natalie fand ihren Vater noch am Leben, der sie und Pfuhl auf immer mit einander vereinigte. Die Erinnerung an den großmüthig dankbaren Juden verschaffte ihnen sehr oft die seligsten Stunden ihres Lebens.

Die Erzählung, vorurtheilsfreie Menschenliebe und vergeltende Dankbarkeit preisend, ist für die Jugend geschrieben. Sie reiht die wesentlichen Theile der Begebenheiten und alle zur Verständlichkeit des Ganzen nöthigen Einzelnheiten leicht und ohne weitere Ausführung moralischer Vorschriften, welche in der Begierde zu immer neuen Erscheinungen und lebendiger Handlung gern von der Jugend überschlagen werden, und geläufig an einander. Die Erzählung ist rasch, lebhaft, die Empfindung anregend, ohne die pädagogische Vorsicht zu vernachlässigen, wie es bei der Liebe Nataliens nöthig war, ohne durch ein breites Lob des Guten den regen Sinn dafür zu erschlaffen und auf den prunkenden Schein desselben zu lenken, und ohne durch eine zu grelle Darstellung der Bosheit und Sünde den Abscheu im Überreiz abzustumpfen. Man befreundet sich gern mit dem bekannten Verfasser und seinem herzlichen, christlich frommen Sinne. Der Jude wird durch seine Worte: »tritt in das Haus Deines Knechtes, an dem...« in seiner alttestamentlichen Vorstellungsweise, die sich in jenen Gegenden noch mehr erhalten hat, um so lieber dargestellt, da sie eine biblische ist. Zu tadeln ist aber der Bau und die Verknüpfung der Perioden und die Nachlässigkeit in der Wahl des Ausdrucks. In der ersten Periode ist die erste Beiordnung »ritt« gegen die zweite »und hörte« unverhältnißmäßig lang, und sollte als Adverbialsatz der Zeit untergeordnet werden.

Die vierte Periode: »Hier sah er nun...« hat in »wo... herauszukommen« eine sehr lästige Schleppe und eine rücksichtlich des »woraus« fehlerhafte Verschmelzung. Eben so unbedachtsam ist darin die adjectivische Beiordnung »der ehrwürdig aussah und in den Graben geflüchtet war«. Eben so fehlervoll ist die fünfte Periode: »Pfuhl, nachdem...« 1) wegen der Stellung des Adverbialsatzes zwischen Subject und Verb (Synt. II. §. 25, 4); 2) wegen der mit der in der vierten Periode gleichförmigen Schleppe »wohin...«, in der 3) gegen Synt. II. §. 146 u. 147 die wesentlichern Vorstellungen enthalten sind; 4) wegen der ungefügigen Beiordnung »wohin er nachfolgte, und (wo) dann angeredet wurde«; 5) wegen der zweckwidrigen, abstufenden Unterordnung des Adjectivsatzes »der einstweilen.... wurde«; 6) wegen der Beziehung der folgenden Periode auf einen Nebensatz. Der Schüler möge hier und auch für die übrigen leicht aufzufindenden Fehler eine Verbesserung versuchen: der Raum verstattet uns nicht, sie alle auszuführen. Wir sehen hier also eine Lebendigkeit und Wärme der Vorstellungen und Gefühle und eine gewisse gefällige Leichtigkeit der Mittheilung. Der Mangel einer klaren Auffassung zwischen den Verhältnissen der Vorstellungen aber, die Quelle der leichtfertigen Anreihung und verworrenen Verflechtung in der Darstellung, ist immer ein großer Fehler. Mag derselbe bei einem so leichten historischen Stoffe, selbst bei leichtern didaktischen Vorträgen, wo jeder Leser oder Hörer das Material unwillkürlich leicht selbst ordnet, zunächst nur als ein ästhetischer, und den flüchtigen Lesern ein unbedeutender erscheinen; bei schwierigern und wissenschaftlichen Gegenständen und solchen, die eine tiefere Auffassung fordern, wird er Ungründlichkeit und Seichtigkeit in seinem Gefolge haben. Vergleiche dagegen das folgende Stück.

38. Das gute Heilmittel. (Von Hebel.)

Kaiser Joseph in Wien war ein weiser und wohlthäliger Monarch, wie jedermann weiß; aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doctor gewesen ist, und eine arme Frau geheilt hat. Eine arme kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: »Kind, hol' mir einen Doctor, sonst kann ich's nimmer aushalten vor Schmerzen.« Das Büblein lief zum ersten Doctor und zum zweiten; aber keiner wollte kommen: denn in

Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doctor auf dem Wege war, fuhr langsam der Kaiser in einer offnen Kutsche an ihm vorbei. Der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser ist, und dachte: ich will's versuchen. »Gnädiger Herr,« sagte er, »wollet Ihr mir nicht einen Gulden schenken? Seid so barmherzig.« Der Kaiser dachte: der faßt's kurz und denkt: wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch' ich nicht sechszig Mal um den Kreuzer zu betteln. »Thut's ein Zwanziger nicht auch?« fragte ihn der Kaiser. Das Büblein sagte: »Nein,« und offenbarte ihm, wozu er des Geldes benöthigt wäre. Also gab ihm der Kaiser den Gulden, und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heißt, und wo sie wohnt, und während das Büblein zum dritten Doctor springt und die kranke Frau betet daheim, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung, und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also, daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, und es sah recht leer und betrübt darin aus, meint sie, es sei der Doctor, und erzählt ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sei und sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte: »Ich will Euch denn jetzt ein Recept verschreiben,« und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug ist. Also schrieb er das Recept und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heimkomme, und legte es auf den Tisch. Als er kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch der Doctor, und entschuldigte sich, es sei schon einer da gewesen, und habe ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doctor das Recept in die Hand nahm, und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei, und was für einen Trank oder was für Pillelein er ihr verordnet habe, erstaunte er auch nicht wenig und sagte zu ihr: »Frau, Ihr seid einem guten Arzte in die Hände gefallen: denn er hat Euch 25 Dublonen verordnet, beim Zahlamte zu erheben, und unten dran steht: Joseph, wenn Ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster, und Herzsalbe, und Augentrost hätte ich Euch nicht verschreiben können.« Da that die Frau einen Blick gegen

den Himmel, und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde nachher richtig und ohne Anstand von dem Zahlamte ausbezahlt, und der Doctor verordnete ihr eine Mixtur, und durch die gute Arzenei und durch die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doctor die kranke Frau geheilt, und der Kaiser die arme, und sie lebt noch, und hat sich nachgehends wieder verheürathet.

Der Styl ist populär, wie der des vorigen Stücks; doch auf eine andere Weise, da das Volk Vieles verstehen kann, was der frühen Jugend unverständlich wäre. Diese Popularität beruht aber nicht bloß auf der Verständlichkeit der einzelnen Vorstellungen; die Lebendigkeit und das warme Gefühl nicht bloß in dem Interesse und der ethischen Natur der einzelnen Thatsachen: sondern in der Stellung und Verbindung der einzelnen Züge; darin, daß jede Vorstellung da steht, wo sie die andern am meisten erleuchtet und motivirt, und die Anregung des Gefühls am natürlichsten oder zweckmäßigsten ist. »Der arme Knabe hatte nichts als Thränen« finden wir da, wo wir schon in wenigen, einfachen Zügen die Verlassenheit der Mutter, das kindliche Verhältniß des Knaben, sein vergebliches Bemühen erfahren haben, und auf den Erfolg seiner nothgedrungenen, naiven, den ganzen Zweck — er bat dergleichen zum ersten Mal — umfassenden Bitte theilnehmend gespannt werden sollen. Wie herrlich wird diese Beziehung in den Worten des Kaisers: »der faßt's kurz und denkt...« hervorgehoben, und wie milde und herablassend stellen sie uns zugleich den Kaiser dar! Eben so gewählt ist die Stelle: »und während das Büblein... und die kranke Frau daheim betet..., fährt der Kaiser...«: die Hülfe erscheint, wo wir sie, für den Knaben und die fromme Frau am stärksten interessirt, am meisten und in Beziehung auf das Gebet selbst in frommer Stimmung erwarten. Noch vollendeter ist in dieser Hinsicht die folgende Periode: »Als er aber zu der kranken Frau...«: denn »und es sahe recht leer...« ist ein zum parenthetischen Hauptsatze, nach Synt. II. 236, vgl. 234, gehobenes Attribut. Hier sollte es den Kaiser, und ohne daß es die Frau wollte, bewegen. Die Frau bekennt zwar ihre Armuth, um sich beim Doctor zu entschuldigen und theuern Heilmitteln vorzubeugen; hätte sie aber auf die Dürftigkeit der

Stube hingedeutet; so hätte dies ihrer Genügsamkeit, und absichtslosen Einfalt geschadet. Dieselbe Zweckmäßigkeit findet nun in der Anordnung des Folgenden Statt. Eben so gewählt ist das Dramatische der Darstellung, die Einführung der redenden Personen, wozu die Erzählungen im Munde des Volks so unverkennbar neigen. Jedes Wort bezeichnet aber sehr lebendig den Charakter oder die augenblickliche Stimmung des Redenden und ist zugleich, was noch mehr und entschiedener bei andern Erzählungen desselben Verfassers hervortritt, der gewohnten Anschauungsweise des Volks und der Richtung seines Interesses entsprechend. Die Darstellung läßt sich dabei, was bei Hebel nicht unwesentlich ist, so weit es die Schicklichkeit verstattet, zu einer mundartlichen Individualität des Volks herab: »nimmer« für »nicht mehr«; »Büblein« für »Knäblein«; die individuellern Bezeichnungen statt allgemeinerer, »Trank und Pillelein« statt »Arznei«; der häufige Gebrauch der absoluten und indicativen statt der relativen und conjunctiven Zeitformen: »wie seine Mutter heißt« statt »hieße«; der eigenthümliche Gebrauch des hier bloß anreihenden »also«: »Also gab ihm der Kaiser...«, »Also schrieb er das Recept und...«. Alle diese, dem Zwecke der Mittheilung so angemessenen Eigenthümlichkeiten der Darstellung und des Styls sind aber nicht bloß das Werk künstlicher Anordnung, sondern auch, wie die ganze Frische, aus dem innersten Leben und Takte des Verfassers, aus einem wahren Genie hervorgegangen. Seine Darstellungen sind ganz originell. Er ist ein noch unerreichter Volksschriftsteller, und nimmt mit Recht eine ausgezeichnete Stelle unter den gefeiertsten Namen unserer Literatur ein.

---

b) Poetische kleine Erzählungen.

I. §. 199, 3.

39. Der Bauer und sein Sohn. (Von Gellert.)

Ein guter, dummer Bauerknabe,
Den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
Und der trotz seinem Herrn mit einer guten Gabe,
Recht dreist zu lügen, wiederkam,

Ging kurz nach der vollbrachten Reise
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverschämt'ste Weise.

Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
»Ja, Vater,« rief der unverschämte Knabe,
»Ihr mögt mir's glauben oder nicht,
So sag' ich's Euch und Jedem in's Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bei — — Haag gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der, — ja, ich bin nicht ehrenwerth,
Wenn er nicht größer war, als Euer größtes Pferd!«

»Das,« sprach der Vater, »nimmt mich Wunder,
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn.
Wir, zum Exempel, gehn jetzunder,
Und werden keine Stunde gehn,
So wirst Du eine Brücke sehn,
(Wir müssen selbst darüber gehn)
Die hat Dir Manchen schon betrogen.
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
Und fällt, und bricht sogleich das Bein.«

Der Bub' erschrack, sobald er dies vernommen.
»Ach,« sprach er, »lauft nur nicht so sehr!
Doch, wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß sagt' ich, daß er gewesen wär'?
Wie Euer größtes Pferd? dazu will viel gehören!
Der Hund, jetzt fällt mir's ein, war erst ein halbes Jahr;
Allein, das wollt' ich wohl beschwören,
Daß er so groß, als mancher Ochse war.

Sie gingen noch ein gutes Stücke,
Und Fritzen schlug das Herz. Wie konnt' es anders sein?
Es bricht wohl niemand gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke,
Und fühlte schon den Beinbruch halb.
»Ja, Vater,« fing er an, »der Hund, von dem ich redte,
War groß, und, wenn ich ihn auch was vergrößert hätte;
So war er doch viel größer als ein Kalb.«

Die Brücke kommt. Fritz! Fritz! wie wird dir's gehn?
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind.

»Ach, Vater,« spricht er, »seid kein Kind,
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen;
Denn kurz und gut, eh' wir darüber gehen:
Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind.«

Der prahlende Lügner muß beschämt eingestehen, daß an seiner schamlosen Übertreibung nichts Wahres sei. Diese Lebenserfahrung wird hier in einer Erzählung mitgetheilt. Viele Erzählungen von Gellert und noch mehrere von Pfeffel, welche nur Belege einer bestimmten Lebenserfahrung, oft selbst nur Einleitungen zu einem oft epigrammatisch ausgedrückten Satze sind, nähern sich in sofern der Classe (I. §. 199, ℵ. 3) und sind darin mit der Fabel verwandt. Diese Erzählung bewegt sich ohne poetischen Schmuck und Schwung ganz in der Sphäre des gemeinen Lebens. Aber jeder Charakter und jeder einzelne Zug der Handlung ist so anschaulich, bestimmt und in Beziehung auf die Hauptidee so zweckmäßig gezeichnet, die Handlung schreitet so leicht, rasch, natürlich, lebhaft und meist dramatisch zur Entwicklung fort; ja oft ist die Sprache im Ton und selbst in rhythmischer Bewegung so angemessen, daß man keinen Zug, kein Wort ohne Nachtheil des Ganzen auslassen, oder anders stellen könnte. (Diese Bestimmtheit der Zeichnung und die dramatische Lebendigkeit eignen viele der Gellertschen Erzählungen zu den ersten Übungen im mündlichen Vortrage.) Wie passend und bedeutungsreich sind die äußern Verhältnisse des Aufschneiders: er begleitete einen Junker Hans über Holland, wohl nach Paris, wie das damals Mode war! Wie passend jedes Wort in der Lüge, die prahlende Gemeinheit bezeichnend: »in's Gesicht sagen«, »ja, ich bin nicht ehrenwerth«, die rohe Unbestimmtheit: »hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt«! Musterhaft ist besonders der dritte Abschnitt: »Das, sprach der Vater...« Der Vater erfindet erst die prüfende Brücke. Die Vorstellungen entstehen allmählich beim Suchen: keine hätte früher oder später hervortreten dürfen, und »bricht sogleich ein Bein« durfte nur als Vollendung den Schluß machen. Wie passend die gezwungen angeknüpfte Einlenkung von der Lüge zum Gewöhnlichen, und immer dabei die Entschuldigung, die nur der letzten verzweifelten Erklärung fehlen mußte; die erst unmerkliche, dann beim Anblick der Brücke rasche Abstufung der Größe!

Nach der letzten Erklärung durfte nichts mehr folgen. Wie angemessen und die richtige Betonung fast erzwingend ist endlich selbst die Bewegung in den Worten: »Doch wieder... Wie groß...? Wie... Pferd? Dazu... gehören!«

40. Der Gerichtsverwalter. (Von Langbein.)

Gerichtsverwalter Veit, das Schrecken armer Bauern,
Trug seinen dicken Wanst laut krächzend über Land,
Und rief, als er von Regenschauern
Ein Bächlein angeschwollen fand,
Den nächsten Ackersmann: »Mein Lieber,
Kommt her und tragt mich da hinüber!«
Der Bauer kam im schnellen Lauf:
»Gestrenger Herr, gleich will ich Ihnen
Zum Leibroß unterthänig dienen.«
Und lud den Actenreiter auf.

Sie waren mitten in dem Bach,
Als dankbarlich der Ritter sprach:
»Ich will's vergelten, lieber Alter;
Denn bald werd' ich vielleicht auf's neu' Gerichtsverwalter.
Da stand sein Leibroß still, und fragte: »Was sagt Er?
Ist Er denn nicht Gerichtsverwalter mehr?«
»Ach, wißt Ihr's nicht?« begann der Rundbauch jetzt zu klagen,
»Ich ward entsetzt vor wenig Tagen.«
Patsch! warf den alten dummen Veit
Der Bauer in den Fluß, und höhnt ihn: »Laßt mir's sagen,
Wenn Ihr auf's neu' Gerichtsverwalter seid,
Alsdann will ich Euch weiter tragen.«

Wir sehen hier einen dem vorigen verwandten Gegenstand behandelt. Der Verfasser liebt die lächerlichen Scenen und Begebenheiten und sein Scherz streift, wie in dem bekannten »Abentheuer des Pfarrers Schmolke«, oft an das Gemeine. Der Held, den hier der derbe Spaß treffen soll, wird nur mit solchen körperlichen Attributen, die freilich durch »das Schrecken armer Bauern« bedeutsam motivirt sind, individualisirt, die das peinlich Lächerliche seiner Lage am Schlusse erhöhen sollen: »Wanst«, »Rundbauch«. Diesem Zwecke widerspricht gleichwohl das »dumm«, obgleich allerdings der Gerichtsverwalter sich thöricht eine Blöße gegeben hatte; noch mehr

das »alt«, da es die Schadenfreude mäßigen muß. Der Bauer ist in seinen Worten »Gestrenger Herr... zum Leibroß unterthänig dienen« eben so zwecklos gezeichnet, oder er ist vielmehr verzeichnet. Die Wiederholung des »Leibroß«, das wegen der Bedeutung des »Leib..« in der Verschmelzung an sich einen ungefügigen Nebenbegriff enthält; der »Actenreiter«; darauf »der Ritter« zeigen, daß bei der Derbheit des Witzes gewöhnlich auch andere Rücksichten der Wahl des Ausdrucks vernachlässigt sind. Der Periodenbau ist hier (nicht immer beim Verfasser) fehlerlos; weniger die Metrik.

41. Legende. (Von Göthe.)

Als noch, verkannt und sehr gering,
Unser Herr auf der Erde ging,
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
Die sehr selten sein Wort verstanden,
Liebt' er sich ganz über die Maßen,
Seinen Hof zu halten auf den Straßen,
Weil unter des Himmels Angesicht
Man immer besser und freier spricht.
Er ließ sie da die höchsten Lehren
Aus seinem heil'gen Munde hören;
Besonders durch Gleichniß und Exempel
Macht er einen jeden Markt zum Tempel.

So schlendert' er in Geistesruh'
Mit ihnen einst einem Städtchen zu,
Sah etwas blinken auf der Straß',
Das ein zerbrochen Hufeisen was.
Er sagt zu St. Peter drauf:
Heb' doch einmal das Eisen auf!
St. Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte so eben im Gehen geträumt,
So was vom Regiment der Welt,
Was einem jeden wohlgefällt;
Denn im Kopf hat das keine Schranken;
Das waren seine liebsten Gedanken.
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätt' müssen Kron' und Scepter sein;
Aber wie sollt' er seinen Rücken
Nach einem halben Hufeisen bücken?
Er also sich zur Seite kehrt
Und thut, als hätt' er's nicht gehört.

Der Herr, mit seiner Langmuth, drauf
Hebt selber das Hufeisen auf
Und thut auch weiter nicht dergleichen.
Als sie nun bald die Stadt erreichen,
Geht er vor eines Schmiedes Thür,
Nimmt von dem Manne drei Pfennig dafür.
Und, als sie über den Markt nun gehn,
Sieht er daselbst schöne Kirschen stehn,
Kauft ihrer so wenig oder so viel,
Als man für einen Dreier geben will,
Die er sodann nach seiner Art
Ruhig im Ärmel aufbewahrt.
Nun ging's zum andern Thor hinaus,
Durch Wies' und Felder ohne Haus,
Auch war der Weg von Bäumen bloß;
Die Sonne schien, die Hitz' war groß,
So daß man viel an solcher Stätt'
Für einen Trunk Wasser gegeben hätt',
Der Herr geht immer voraus vor Allen,
Läßt unversehens eine Kirsche fallen.
St. Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein goldner Apfel wär'.
Das Beerlein schmeckte seinem Gaum.
Der Herr, nach einem kleinen Raum,
Ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
Wonach St. Peter schnell sich bückt.
So läßt der Herr ihn seinen Rücken
Gar vielmahl nach den Kirschen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit.
Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
Thät'st Du zur rechten Zeit Dich regen,
Hätt'st Du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Dinge wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht.

Die Legende (I. §. 199, ℵ. 3) führt uns in das Gebiet eines kirchlich-religiösen Glaubens, in welches die historische Begründung nicht reicht, entweder, wie es meistens der Fall ist, weil das Wunder, jenseits aller Prüfung, sich nur dem gläubigen Sinne offenbaren will, oder weil die Quellen anerkannter Auctorität darüber schweigen. Ehrfurcht vor dem Wunder, als aus der magischen Gewalt des Glaubens hervorgegangen, oder vor dem Heiligenschein der handelnden Personen giebt ihnen die eigenthümliche Färbung; Einfalt und zweifelsfreie

Zuversicht des Glaubens den besondern Ton schmuckloser, einfacher, und keine Bewunderung erst erkünstelnder, schlichter Rede. Diese Färbung und diesen Ton sehen wir nun auf eine musterhafte Weise in diesem Stücke beobachtet. Die Erzählung ist höchst einfach und schlicht. Die Thatsachen folgen rasch und ohne künstliche Verflechtung und Übergänge auf einander, und doch ist das Interesse auf die Lehre durch lebendige That, wie man sie nach dem Eingange erwarten muß, bis auf den Schluß rege erhalten. In dem Eingange selbst ist jeder Ausdruck gewählt, um uns das Verhältniß des Lehrers anschaulich und lebendig vor die Seele zu führen; der zweite Abschnitt enthält Petrus That und seinen irdischen Hochmuth, welche die Rüge veranlaßten; der dritte die Vorbereitung zur factischen Zurechtweisung, und eben diese steigert unser Interesse durch die Unbedeutsamkeit der Mittel; im letzten folgt rasch des St. Petrus wiederholtes, mit seinem Stolze contrastirendes, Bemühen und die gemüthliche Lehre. Die kindliche Ehrfurcht vor dem Lehrer: »Unser Herr«, »heiligen Munde« und selbst beim gerügten Petrus doch immer das »Sanct«, denn in dieser kindlichen Anschauungsweise thut der Mangel auch der Verehrung keinen Eintrag. Selbst der gehaltreiche Gedanke tritt hier im schlichten Worte auf: »Weil unter des Himmels ... spricht«, »Macht ... Tempel« und die Lehre am Schlusse: »Wer...macht«. Die Wahl mancher Ausdrücke erinnert an die frühere Zeit der Legenden: »sehr gering«, »liebt er sich über die Maßen«, »Hof halten«, »was« statt »war«, »drei Pfennig«, die nicht in Judäa galten, so »Dreier«; selbst die Unreinheit des Reims, wie in dem Sprichwort »acht't« und »macht«, so »Maßen« mit »Straßen«, »Straß'« mit »was«; und die unmittelbare, nicht durch andere Reime getrennte, Folge der Reime. Keinen Ausdruck möchte man anders wählen oder anders stellen.

42. Irin. (Idylle von Kleist.) (I. §. 199, N. 1)

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn im Kahn
Auf's Meer, um Reusen in das Schilf
Zu legen, welches rings umher
Der nahen Inseln Strand umgab.
Die Sonne tauchte sich bereits

In's Meer, und Fluth und Himmel schien
Im Feu'r zu glühen.
O wie schön
Ist jetzt die Gegend, sagt entzückt
Der Knabe, den Irin gelehrt
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken. Sieh, sagt er, den Schwan,
Umringt von seiner frohen Brut,
Sich in den rothen Wiederschein
Des Himmels tauchen. Sieh! er schifft,
Zieht rothe Furchen in die Fluth,
Und spannt des Fittigs Segel auf.
Wie lieblich flüstert dort im Hain
Der schlanken Espen furchtsam Laub
Am Ufer, und wie reizend fließt
Die Saat in grünen Wellen fort,
Und rauscht, vom Winde sanft bewegt.
O, was für Anmuth haucht anitzt
Gestad und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist Alles, und wie froh
Und glücklich macht uns die Natur!

Ja, sagt Irin, sie macht uns froh
Und glücklich, und Du wirst durch sie
Glückselig sein Dein Lebelang,
Wenn Du dabei rechtschaffen bist,
Wenn wilde Leidenschaften nicht
Von sanfter Schönheit das Gefühl
Verhindern. O, Geliebtester!
Ich werde nun in Kurzem Dich
Verlassen, und die schöne Welt,
Und in noch schönern Gegenden
Den Lohn der Redlichkeit empfahn.
O, bleib' der Tugend immer treu,
Und weine mit den Weinenden,
Und gieb von Deinem Vorrath gern
Den Armen. Hilf, so viel Du kannst,
Zum Wohl der Welt. Sei arbeitsam.
Erheb' zum Herren der Natur,
Dem Wind und Meer gehorsam ist,
Der Alles lenkt zum Wohl der Welt,
Den Geist. Wähl' lieber Schand' und Tod,
Eh' Du in Bosheit willigest.
Ehr', Überfluß und Pracht ist Tand,
Ein ruhig Herz ist unser Theil.

Durch diese Denkungsart, mein Sohn,
Ist unter lauter Freuden mir
Das Haar verbleichet. Und, wiewohl
Ich achtzig Mal bereits den Wald
Um unsre Hütte grünen sah,
So ist mein langes Leben doch
Gleich einem heitern Frühlingstag
Vergangen unter Freud' und Lust.
Zwar hab' ich auch manch' Ungemach
Erlitten. Als Dein Bruder starb,
Da flossen Thränen mir vom Aug',
Und Sonn' und Himmel schien mir schwarz.
Oft auch ergriff mich auf dem Meer'
Im leichten Kahn' der Sturm, und warf
Mich mit den Wellen in die Luft.
Am Gipfel eines Wasserbergs
Hing oft mein Kahn hoch in der Luft,
Und donnernd fiel die Fluth herab,
Und ich mit ihr. Das Volk des Meers
Erschrack, wenn über seinem Haupt'
Der Wellen Donner tobt', und fuhr
Tief in den Abgrund, und mich dünkt',
Daß zwischen jeder Welle mir
Ein feuchtes Grab sich öffnete.
Der Sturmwind taucht' dabei in's Meer
Die Flügel, schüttelte davon
Noch eine See auf mich herab.
Allein bald legte sich der Zorn
Des Windes, und die Luft ward hell,
Und ich erblickt' in stiller Fluth
Des Himmels Bild. Der blaue Stör
Mit rothen Augen sahe bald
Aus einer Höhl' im Kraut den See,
Durch seines Hauses gläsern Dach;
Und vieles Volk des weiten Meers
Tanzt' auf der Fluth im Sonnenschein,
Und Ruh' und Freude kam zurück
In meine Brust. — Jetzt wartet schon
Das Grab auf mich. Ich fürcht' es nicht:
Der Abend meines Lebens wird
So schön, als Tag und Morgen sein.
O Sohn, sei fromm und tugendhaft,
So wirst Du glücklich sein, wie ich;
So bleibt Dir die Natur stets schön.
Der Knabe schmiegt sich an den Arm

Irin's, und sprach: Nein, Vater, nein!
Du stirbst noch nicht: Der Himmel wird
Dich noch erhalten, mir zum Trost;
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug'. Indessen hatten sie
Die Reusen ausgelegt. Die Nacht
Stieg aus der See, sie ruderten
Gemach der Heimath wieder zu.

Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang', und niemals kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heil'ger Schauer überfiel
Ihn, wenn ihm seines Vaters Bild
Vor's Antlitz trat. Er folgete
Stets dessen Lehren. Segen kam
Auf ihn. Sein langes Leben dünkt'
Auch ihm ein Frühlingstag zu sein.

Kleist, den wir grade in den Schilderungen des »Frühlings«, wo er die Begeisterung der Freude so unglücklich in überkühnen Tropen ausdrücken wollte (S. §. 7, Seite 16) tadeln mußten, hat hier, wo ihm die Regel schlichte Natürlichkeit der Darstellung zur Pflicht machte, in der Fischeridylle einen hohen Grad von Vollendung erreicht, wie wir sie bei Geßner's Schäferidyllen, in denen zuweilen die Sentimentalität zu stark hervortritt, und mit dem wenigstens in seiner wahren, freilich oft verletzenden und derben, Naivität nicht verstandenen Vorbilde, Theokrit, anstößig contrastirt, schwerlich finden mögen. Zuerst die Handlung und ihre Scene. Was der Knabe bemerkt, ist seiner nur für die Schönheit der Natur gesteigerten Auffassung und seiner kindlichen Wahrnehmung gemäß, und vollendet das Bild eines lieblichen stillen Sommerabends. Dies Bild ist aber gleichsam die Unterlage des frohen, ermahnenden Rückblicks des alten Fischers auf sein Leben. Des Knaben Empfindung und der Lohn seiner Folgsamkeit machen den Schluß des lieblichen Gemäldes. Die Farben der Natur, der Ausdruck der Empfindungen, jeder Gedanke, die ganze Denk- und Empfindungsweise des Knaben und des Alten, beide noch in der heitern Reinheit eines schuldlosen Naturlebens, stimmen so vollkommen zu Einem schönen Ganzen zusammen, daß auch das schärfste Auge der Kritik daran keinen Fehler finden möchte.

Das Metrum ist dem Stoffe und seiner Behandlung angemessen. Die Schleppe »Wenn Du dabei rechtschaffen...«, die ungewöhnlich prägnante Construction: »Von sanfter Schönheit das Gefühl verhindern«, der irrige Gebrauch der Präposition: »Durch diese Denkungsart ist mir das Haar verbleicht« sind unbedeutende Ausstellungen; nicht erwähnungswerth »Herren« statt »Herrn«, »sahe« statt »sah«. Vergleiche Geßner's Idyllen, besonders »Menalkas und Alexis«.

43. Lenore. (Ballade von Bürger.) (I. §. 199, N. 6)

Lenore fuhr um's Morgenroth
Empor aus schweren Träumen.
»Bist untreu, Wilhelm, oder todt?
Wie lange willst Du säumen?« —
Er war mit König Friedrich's Macht
Gezogen in die Prager Schlacht,
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.

Der König und die Kaiserinn,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn,
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

Und überall, allüberall
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog Alt und Jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.
Gottlob! rief Kind und Gattinn laut,
Willkommen! manche frohe Braut.
Ach! aber für Lenoren
War Gruß und Kuß verloren.

Sie frug den Zug wohl auf und ab,
Und frug nach allen Namen;
Doch keiner war, der Kundschaft gab,
Von allen, so da kamen.

Als nun das Heer vorüber war,
Zerraufte sie ihr Rabenhaar,
Und warf sich hin zur Erde
Mit wüthiger Geberde.

Die Mutter lief wohl hin zu ihr:
»Ach, daß sich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was ist mit Dir?« —
Und schloß sie in die Arme. —
»O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Nun fahre Welt und Alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen,
O weh, o weh mir Armen!« —

»Hilf Gott, hilf! sieh uns gnädig an!
Kind, bet' ein Vaterunser!
Was Gott thut, das ist wohl gethan,
Gott, Gott erbarmt sich unser!« —
»O Mutter, Mutter! eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohl gethan!
Was half, was half mein Beten?
Nun ist's nicht mehr vonnöthen.« —

»Hilf Gott, hilf! wer den Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sacrament
Wird Deinen Jammer lindern.« —
»O Mutter, Mutter! Was mich brennt,
Das lindert mir kein Sacrament,
Kein Sacrament mag Leben
Den Todten wiedergeben!« —

»Hör', Kind! wie? wenn der falsche Mann
Im fernen Ungarlande
Sich seines Glaubens abgethan,
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, sein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wann Seel' und Leib sich trennen,
Wird ihn sein Meineid brennen.«

»O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn;
O, wär' ich nie geboren!

Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott ist kein Erbarmen,
O weh, o weh mir Armen.«

»Hilf, Gott, hilf! Geh nicht ins Gericht
Mit Deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge spricht:
Behalt' ihr nicht die Sünde!
Ach! Kind, vergiß Dein irdisch Leid,
Und denk' an Gott und Seligkeit!
So wird doch Deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen!« —

»O Mutter, was ist Seligkeit?
O Mutter, was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit,
Und ohne Wilhelm Hölle! —
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden.« — —

So wüthete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
Vermessen fort zu hadern;
Zerschlug den Busen und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

Und außen, horch, ging's trapp, trapp, trapp,
Als wie von Rosseshufen,
Und klirrend stieg ein Reiter ab
An des Geländers Stufen.
Und horch, und horch, der Pfortenring
Ganz lose, leise, klinglingling!
Dann kommen durch die Pforte
Vernehmlich diese Worte:

»Holla! Holla! thu' auf, mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst Du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weinest oder lachst Du?« —

Irin's, und sprach: Nein, Vater, nein!
Du stirbst noch nicht: Der Himmel wird
Dich noch erhalten, mir zum Trost;
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug'. Indessen hatten sie
Die Reusen ausgelegt. Die Nacht
Stieg aus der See, sie ruderten
Gemach der Heimath wieder zu.

Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang', und niemals kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heil'ger Schauer überfiel
Ihn, wenn ihm seines Vaters Bild
Vor's Antlitz trat. Er folgete
Stets dessen Lehren. Segen kam
Auf ihn. Sein langes Leben dünkt'
Auch ihm ein Frühlingstag zu sein.

Kleist, den wir grade in den Schilderungen des »Frühlings«, wo er die Begeisterung der Freude so unglücklich in überkühnen Tropen ausdrücken wollte (S. §. 7, Seite 16) tadeln mußten, hat hier, wo ihm die Regel schlichte Natürlichkeit der Darstellung zur Pflicht machte, in der Fischeridylle einen hohen Grad von Vollendung erreicht, wie wir sie bei Geßner's Schäferidyllen, in denen zuweilen die Sentimentalität zu stark hervortritt, und mit dem wenigstens in seiner wahren, freilich oft verletzenden und derben, Naivität nicht verstandenen Vorbilde, Theokrit, anstößig contrastirt, schwerlich finden mögen. Zuerst die Handlung und ihre Scene. Was der Knabe bemerkt, ist seiner nur für die Schönheit der Natur gesteigerten Auffassung und seiner kindlichen Wahrnehmung gemäß, und vollendet das Bild eines lieblichen stillen Sommerabends. Dies Bild ist aber gleichsam die Unterlage des frohen, ermahnenden Rückblicks des alten Fischers auf sein Leben. Des Knaben Empfindung und der Lohn seiner Folgsamkeit machen den Schluß des lieblichen Gemäldes. Die Farben der Natur, der Ausdruck der Empfindungen, jeder Gedanke, die ganze Denk- und Empfindungsweise des Knaben und des Alten, beide noch in der heitern Reinheit eines schuldlosen Naturlebens, stimmen so vollkommen zu Einem schönen Ganzen zusammen, daß auch das schärfste Auge der Kritik daran keinen Fehler finden möchte.

Das Metrum ist dem Stoffe und seiner Behandlung angemessen. Die Schleppe »Wenn Du dabei rechtschaffen...«, die ungewöhnlich prägnante Construction: »Von sanfter Schönheit das Gefühl verhindern«, der irrige Gebrauch der Präposition: »Durch diese Denkungsart ist mir das Haar verbleicht« sind unbedeutende Ausstellungen; nicht erwähnungswerth »Herren« statt »Herrn«, »sahe« statt »sah«. Vergleiche Geßner's Idyllen, besonders »Menalkas und Alexis«.

43. Lenore. (Ballade von Bürger.) (I. S. 199, N. 6)

Lenore fuhr um's Morgenroth
Empor aus schweren Träumen.
»Bist untreu, Wilhelm, oder todt?
Wie lange willst Du säumen?« —
Er war mit König Friedrich's Macht
Gezogen in die Prager Schlacht,
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.

Der König und die Kaiserinn,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn,
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

Und überall, allüberall
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog Alt und Jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.
Gottlob! rief Kind und Gattinn laut,
Willkommen! manche frohe Braut.
Ach! aber für Lenoren
War Gruß und Kuß verloren.

Sie frug den Zug wohl auf und ab,
Und frug nach allen Namen;
Doch keiner war, der Kundschaft gab,
Von allen, so da kamen.

Als nun das Heer vorüber war,
Zerraufte sie ihr Rabenhaar,
Und warf sich hin zur Erde
Mit wüthiger Geberde.

Die Mutter lief wohl hin zu ihr:
»Ach, daß sich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was ist mit Dir?« —
Und schloß sie in die Arme. —
»O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Nun fahre Welt und Alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen,
O weh, o weh mir Armen!« —

»Hilf Gott, hilf! sieh uns gnädig an!
Kind, bet' ein Vaterunser!
Was Gott thut, das ist wohl gethan,
Gott, Gott erbarmt sich unser!« —
»O Mutter, Mutter! eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohl gethan!
Was half, was half mein Beten?
Nun ist's nicht mehr vonnöthen.« —

»Hilf Gott, hilf! wer den Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sacrament
Wird Deinen Jammer lindern.« —
»O Mutter, Mutter! Was mich brennt,
Das lindert mir kein Sacrament,
Kein Sacrament mag Leben
Den Todten wiedergeben!« —

»Hör', Kind! wie? wenn der falsche Mann
Im fernen Ungarlande
Sich seines Glaubens abgethan,
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, sein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wann Seel' und Leib sich trennen,
Wird ihn sein Meineid brennen.«

»O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn:
O, wär' ich nie geboren!

Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott ist kein Erbarmen,
O weh, o weh mir Armen.«

»Hilf, Gott, hilf! Geh nicht ins Gericht
Mit Deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge spricht:
Behalt' ihr nicht die Sünde!
Ach! Kind, vergiß Dein irdisch Leid,
Und denk' an Gott und Seligkeit!
So wird doch Deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen!« —

»O Mutter, was ist Seligkeit?
O Mutter, was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit,
Und ohne Wilhelm Hölle! —
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden.« — —

So wüthete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
Vermessen fort zu hadern;
Zerschlug den Busen und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

Und außen, horch, ging's trapp, trapp, trapp,
Als wie von Rosseshufen,
Und klirrend stieg ein Reiter ab
An des Geländers Stufen.
Und horch, und horch, der Pfortenring
Ganz lose, leise, klinglingling!
Dann kommen durch die Pforte
Vernehmlich diese Worte:

»Holla! Holla! thu' auf, mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst Du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weinest oder lachst Du?« —

»Ach! Wilhelm, Du? — So spät bei Nacht? —
Geweinet hab' ich und gewacht;
Ach! großes Leid erlitten.
Wo kommst Du her geritten?« —

»Wir satteln nur um Mitternacht.
Weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe spät mich aufgemacht,
Und will Dich mit mir nehmen.« —
»Ach! Wilhelm, erst herein geschwind!
Den Hagedorn durchsaust der Wind.
Herein, in meinen Armen,
Herzliebster, zu erwarmen.

»Laß sausen durch den Hagedorn,
Laß sausen, Kind, laß sausen!
Der Rappe scharrt; es klirrt der Sporn.
Ich darf allhier nicht hausen.
Komm', schürze, spring' und schwinge Dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut' noch hundert Meilen
Mit Dir in's Brautbett eilen.« —

»Ach! wolltest hundert Meilen noch
Mich heut' in's Brautbett tragen?
Und horch, es brummt die Glocke noch,
Die elf schon angeschlagen.« —
»Sieh' hin, sieh' her! der Mond scheint hell!
Wir und die Todten reiten schnell.
Ich bringe Dich, zur Wette,
Noch heut' in's Hochzeitbette.« —

»Sag' an, wo ist Dein Kämmerlein?
Wo, wie Dein Hochzeitbettchen?« —
»Weit, weit von hier! — still, kühl und klein! —
Sechs Bretter und zwei Brettchen!« —
»Hat's Raum für mich?« — »Für Dich und mich!
Komm', schürze, spring' und schwinge Dich,
Die Hochzeitgäste hoffen,
Die Kammer steht uns offen!« —

Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang
Sich auf das Roß behende,
Wohl um den trauten Ritter schlang
Sie ihre Liljenhände.

Und hurre, hurre, hopp, hopp, hopp,
Ging's fort im sausenden Galop,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Zur rechten und zur linken Hand
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Heid' und Land,
Wie donnerten die Brücken!
»Graut Liebchen auch? — Der Mond scheint hell!
Hurrah! Die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?« —
»Ach nein! — Doch laß die Todten!« —

Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben? —
Horch Glockenklang, horch Todtensang:
»Laßt uns den Leib begraben!«
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Todtenbahre trug,
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

»Nach Mitternacht begrabt den Leib,
Mit Klang und — Sang und — Klage!
Jetzt führ' ich heim mein junges Weib.
Mit, mit zum Brautgelage,
Komm, Küster, hier! komm mit dem Chor,
Und gurgle mir das Brautlied vor;
Komm, Pfaff', und sprich den Segen,
Eh' wir zu Bett uns legen!« —

Still Klang und Sang. — Die Bahre schwand —
Gehorsam seinem Rufen,
Kam's hurre! hurre! nachgerannt,
Hart hinter's Rappens Hufen.
Und immer weiter, hopp, hopp, hopp,
Ging's fort im sausenden Galop,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links, und rechts, und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken. —

»Graut Liebchen auch? — Der Mond scheint hell!
Hurrah, die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?« —
»Ach! laß sie ruhn, die Todten!« —

Sieh da! sieh da! Am Hochgericht
Tanzt um des Rades Spindel,
Halb sichtbarlich bei Mondeslicht,
Ein luftiges Gesindel! —
»Sasa, Gesindel, hier! komm hier!
Gesindel, komm, und folge mir,
Tanz' uns den Hochzeitsreigen,
Wenn wir zu Bette steigen.

Und das Gesindel, husch, husch, husch,
Kam hinten nachgeprasselt,
Wie Wirbelwind am Haselbusch
Durch dürre Blätter rasselt.
Und weiter, weiter, hopp, hopp, hopp,
Ging's fort im sausenden Galop,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Wie flog, was rund der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne,
Wie flogen oben über hin
Der Himmel und die Sterne!
»Graut Liebchen auch? — Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?« —
»O weh! laß ruhn die Todten!« — —

»Rapp'! Rapp'! mich dünkt' der Hahn schon ruft —
Bald wird der Sand verrinnen —
Rapp'! Rapp'! ich wittre Morgenluft —
Rapp', tummle dich von hinnen! —
Vollbracht, vollbracht ist unser Lauf!
Das Hochzeitbette thut sich auf!
Die Todten reiten schnelle!
Wir sind, wir sind zur Stelle!« — —

Rasch auf ein eisern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel.

Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf.
Es blinkten Leichensteine
Rundum im Mondenscheine.

Ha sieh! ha sieh! im Augenblick,
Huhu, ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab, wie mürber Zunder!
Zum Schädel, ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward sein Kopf;
Sein Körper zum Gerippe,
Mit Stundenglas und Hippe!

Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp'
Und sprühte Feuerfunken;
Und hui! war's unter ihr hinab
Verschwunden und versunken.
Geheul! Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft:
Lenorens Herz, mit Beben,
Rang zwischen Tod und Leben.

Nun tanzten wohl bei Mondesglanz,
Rundum herum im Kreise,
Die Geister einen Kettentanz,
Und heulten diese Weise:
»Geduld, Geduld! wenn's Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist Du ledig;
Gott sei der Seele gnädig!«

In der Ballade hat sich unter den Deutschen vorzüglich Bürger ausgezeichnet, und Lenore ist eine der vorzüglichsten. Ich ziehe sie »der Entführung« vor, welche von ihm Engel (Siehe dessen »Dichtungsarten« S. 219 u. f.) einer ausführlichen, herrlichen und sehr lobenden Zergliederung gewürdigt hat. Der Dichter benutzt hier die in vielen Sagen verbreiteten Volksmeinungen, daß der Schmerz der zurückgebliebenen Lieben die Todten aus den Gräbern zwänge. Nach einer andern Sage geht ein Weib in das Grab des Gatten und dies schließt sich hinter ihr; Todte kommen wieder, ihr Wort zu lösen. Verwandt, aber wohl nicht des Dichters Vorbild ist eine

Erzählung in »des Knaben Wunderhorn« II. 19. 20. Vgl. Wackernagel's Programm. Basel, 1835. Mit einem Ausdrucke der Sehnsucht nach einem vorbedeutenden Traume und der motivirenden Darlegung des Verhältnisses der Handlung beginnt die erste Strophe. Freilich sehen wir erst in der vierten Strophe, daß die zweite und dritte zur Handlung selbst gehören, und nicht, wie der Schluß der ersten, erklärende Episode sind. Zwei Strophen scheinen hier zu viel; aber die gottvergessende Verzweiflung und ihre gespenstischen Folgen sollte, in den Jubel der Freude hereintretend, durch den Contrast den Schauder erhöhen. Alles ist hier der lebendigen, nicht eben diplomatischen, Auffassung des Volks gemäß, wie das Motiv: »Erweichten ihren harten Sinn«, was dem Volke bei solchen Festen allein zusagt. Nun wird die Darstellung, ebenfalls der Auffassung des Volks angemessen, dramatisch. Die fromme Mutter mit ihren frommen Tröstungen steht im steigenden Contrast mit der wilden, das Heilige, Gebet, Sacrament, Gott und Seeligkeit lästernden Verzweiflung. Dazwischen die Andeutung treulosen Abfalls von dem Glauben: denn beide sollten den finstern Mächten verfallen sein. Alle Züge und Ausdrücke geben der Darstellung der Charaktere und der Handlung ihre bestimmte Färbung. »Rabenhaar«, »wüthige Geberde«, »hochgelobte Sacrament«, »der Bräutigam der Seelen«, Jesus, das bestimmte gleichsam kirchlich-gläubige Gefühl, das wiederum dem Schauer bei dem gespenstischen Spuke zusagt. Und nun gleichsam um eine bedeutsame Nacht für die folgenden Scenen zu eröffnen, »Bis auf am Himmelsbogen...Sterne zogen«, sie selbst lebend, stille gute Geister der Nacht. Dann erscheint, was sich als der Geliebte, der Bräutigam, ankündigt. Was sich dem Ohre vernehmen läßt, ist unbestimmt, »als wie...« schleichend, »lose, leise« (Alliteration) geisterhaft; nur der Gruß ist wild, spottend: »oder lachst Du«. Die Antwort: »Wir satteln spät um Mitternacht...« läßt schon das geistige Wesen vermuthen. Die Natur stimmt jetzt zu der wilden, grauenhaften Erscheinung: ihr sagt sie zu: »laß sausen...« drei Mal wiederholt. Die Gespensterstunde tönt, in der hundert Meilen (denn »die Todten reiten schnell«) zurückgelegt werden sollen. Das Brautbett, der Sarg, wird deutlicher angedeutet. Dann erst wird die gespensterhafte Reise begonnen. Die gespenstischen Erscheinungen um einen vorbedeutenden Leichenzug

(Vorgeschichte) und des Geistergesindels um das Hochgericht, in dunkelgeahneter Beziehung, reihen sich an. Erst auf dem Kirchhofe wird die Erscheinung zum Gerippe, Lenore stirbt, und Geisterstimmen heulen Warnung und Drohung. Das Gespenst wurde bis dahin als Wilhelm's Geist, selbst wohl finstern Mächten verfallen, aufgefaßt; jetzt ist es (»Stundenglas und Hippe«) der verkleidete Tod, und fast möchte man sagen, die Ballade sei dadurch zu einer allegorischen Erzählung verunstaltet. Aber Hohn ist in der heulenden Geister Munde die Rede: »Gott sei der Seele gnädig«, wo man ohnehin ein schon vollzogenes Gericht im Ausgange sehen möchte. — Alles Andere stimmt zu der Empfindung des geisterhaften Grauens, selbst die malenden Interjectionen: »trapp, trapp, trapp«, »Hurrah«, »Hurre, hurre«, »hopp, hopp, hopp«, »Sa, sa«, »husch, husch, husch«, zu denen die Darstellungen des Volks neigen, und welche selbst Ausdruck seiner Empfindungen sind: Windessausen, Todtenlieder, Rabengeflatter, Vorgeschichten, Spuk auf dem Hochgerichte, Mondschein, Rasseln des dürren Laubes, Unkenruf, selbst das bezeichnende »gurgeln« und die Frechheit der gespenstischen Befehle: »Komm, Pfaff...«

Wir besitzen in der deutschen Litteratur eine Menge wahrhaft musterhafter Balladen. Schiller, Schlegel und Göthe, und unter den neuern vorzüglich Uhland, haben darin Ausgezeichnetes geleistet.

44. Der Organist. (Von Theodor Hell.)

Am hohen Dom der Orgel Spiel
Versorgte gern der wackre Hesper;
Es gab wohl oft der Arbeit viel,
Und früh zur Hora, spät zur Vesper,
Erschallt der Klang durch's Gotteshaus;
Doch hielt er fromm und freudig aus.

Denn für der Töne Wunderkraft
Ist all sein Leben nur geboren;
Sie nur sind seine Wissenschaft,
In ihnen schwelgt er süß verloren,
Und, was in Gottes Schöpfung schön,
Wird ihm melodisches Getön.

Und wie mit wildem Geisterwehn
Die Töne liebend ihn durchdringen,
Bei Sonnen Auf= und Untergehn
Ihm nur die Himmelsharfen klingen:
So trägt er auch in stiller Brust
Nur Gottesfurcht und Klangeslust.

Der Wohnung engbeschränkter Raum
Liegt angebaut am weiten Dome;
D'raus schallt's ihm wohl in manchem Traum
Mit reiner Melodien Strome;
Doch wenn er es recht fassen will,
Erwacht er, schnell ist Alles still.

Da sitzt er traurig da und trüb,
Gleich einem, der nach dem sich sehnet,
Was ihm wohl über Alles lieb,
Und schmerzlich ist, sein Aug' bethränet,
Bis wieder er die Orgel schlägt,
Und ihn der Klang zum Himmel trägt.

Da wird's ihm stiller im Gemüth,
Es trösten ihn die heil'gen Klänge,
Das Herz in frommer Andacht glüht,
Und gern ihm aus dem Busen spränge.
Dann sinnt er wohl daheim mit Fleiß,
Doch nicht er's zu ersinnen weiß.

Was ihn die Schule künstlich lehrt,
Es ist nur menschlich Thun und Sinnen;
Was aber er in Träumen hört,
Was lebt, und sich gestaltet innen,
Im Herzen, in der frommen Brust,
Ist göttlich, ist des Himmels Lust. —

Und Christi Fest war wieder da,
Wo Gott für uns das Heil erworben,
Wo er gewallt nach Golgatha
Und ist am Kreuzesstamm gestorben, —
Da wandelten in's Haus des Herrn
Der Beter viel von nah' und fern.

Und Hesper goß in's fromme Herz
Mit seiner Orgel Feuertönen
Den Gläub'gen reuevollen Schmerz
Und sel'ge Tröstung durch Versöhnen:
Wohl Keiner aus der Kirche schied,
Als tiefbewegt vom Orgellied.

Der aber solche Rührung schuf,
War selbst in tiefster Brust durchdrungen;
Es war, als sei ein Abschiedsruf
Ihm aus der Töne Strom erklungen,
Und an dem Osterabend matt,
Er sich zur Ruh' begeben hat.

Und wieder kam der sel'ge Traum,
Und laut erschallen Himmelstöne
Zu seinem Ohr', vom Kirchenraum'
In hoher Gluth, in reiner Schöne;
Doch als er sehnsuchtsvoll erwacht,
Da klingt es fort, sanft durch die Nacht.

Und oben bricht der Morgen an,
Der Auferstehung Ostermorgen;
Da zieht's ihn fort zum Chor hinan;
Er muß dem sel'gen Ruf gehorchen;
Die Töne ziehen als Magnet
Mit Milde und mit Majestät.

Er tritt hinein in's Orgelchor
Und blickt zu ihr mit süßem Bangen;
Und sieh, ein Knabe sitzt davor,
Vom Lichtglanz silberhell umfangen,
Und spielt, und weckt der Töne Strom,
Der mächtig fluthet durch den Dom.

Und blickt dazu so süß und mild,
Wie ganz in Seligkeit versunken;
Und Hesper sieht das Engelsbild,
Und hört die Töne wonnetrunken.
Und weiß nicht mehr von Erdensinn,
Sein Geist schwimmt auf den Klängen hin.

Und als er so recht selig ist,
Ist nicht der Engel mehr vorhanden,
Und Glocken tönen, daß der Christ
Aus Grab und Todesnacht erstanden;
Und fromme Christen, nah' und fern,
Ziehn freudig ein in's Haus des Herrn.

Er aber, seiner nicht bewußt,
Setzt sich zu seinem Orgelwerke
Und spielt aus himmelsvoller Brust
Das Lied der Huld, das Lied der Stärke,
Was unerreichbar in ihm lag,
Das hohe Lied des Engels nach.

Und Staunen herrscht im Gotteshaus,
Wie dieser Töne Wunder schallen;
Sie sprachen Unnennbares aus;
Und alle Beter niederfallen,
Und alle Herzen heben sich
Zu Gott im Flehn andächtiglich.

Da schweigt der Ton, still wird's umher. —
Verwaiset ist die Orgel worden.
Der treue Meister ist nicht mehr,
Er schied auf himmlischen Accorden;
Ihm war das Höchste aufgethan;
Der letzte Ton rief ihn hinan.

Diese Romanze werde hier besonders deßwegen zergliedert, weil die dargestellte Handlung mehr, wie bei andern, eine innere ist und uns auf eine wahrhaft meisterhafte Weise in das innerste Leben der Gefühle führt. Die einfache Folge der äußern Ereignisse ist: Ein frommer Organist spielt noch am Charfreitage und stirbt nach dem Orgelspiel am ersten Ostertage, nachdem er vorher eine Erscheinung gehabt hatte. Nicht äußere Ereignisse gehen diesen vorbereitend und spannend vorher. Auch ist die Erscheinung nicht Hauptfactum, sondern soll nur dem Tode in der Entzückung eine bestimmtere Deutung geben. Die Entzückung selbst aber wird als ein Vorgang im innern Leben durch die äußern Verhältnisse des Handelnden,

durch seine allgemeinen und die besondern vorhergehenden innern Zustände höchst gelungen motivirt. Die ersten drei Strophen erzählen sein frommes, freudiges Berufsleben in der »Wunderkraft der Töne«, in welcher sich sein ganzes Leben versenkt, und alle Schönheit der Natur verschmolzen hatte. Wie reich, tief und zart ist hier jeder Ausdruck! Man vermuthe in dem Vorder- und Nachsatze der dritten Strophe keine leere Tautologie, »Töne ... durchdringen« = »Klangeslust«; sie sagt vielmehr: wie Alles von Außen, Sonnen-Auf- und Untergang, zu ihm in »melodischem Getön« und wie Himmelsharfen sprach, so war auch Alles in ihm Gottesfurcht und Harmonie, »Klangeslust«. Erst in der vierten Strophe wird ein geheimnißvoller Rapport zwischen der äußern überirdischen Quelle seiner Begeisterung und seinem Geiste geknüpft, anfangs »im Traum«, hernach »Doch als er ... erwacht, da klingt es fort...« im wachen Zustande, und zur sichtbaren Erscheinung, einem »Engelsbilde«, werdend. Es regt ein Sehnen in ihm auf zum Unfaßlichen, das nur in Orgelchören tröstend gestillt wird, und das höher ist, als alle Lehren menschlicher Kunst und menschlichen Sinnens. In der achten Strophe beginnt die Darstellung aller der streng rechtgläubigen Passionsvorstellungen (»wo Gott — Christus als Gott — für uns das Heil erworben«), welche der Organist in Tönen ausdrückte, und die ihn mit tiefer Rührung durchdrangen, als höre er in ihnen »den Abschiedsruf« = Aufruf zum Scheiden von der Welt. Erst, als des Begeisterten Leben dem Eindrucke unterlag, ihm dann nach dem letzten irdischen Schlafe der Traum Wirklichkeit und Engelerscheinung wurde, folgte er dem Rufe, indem sein Geist »auf himmlischen Accorden« seines letzten Orgelspieles schied. Wie herrlich steigert sich die Empfindung bis zu diesem Momente! Wie bestimmt sind alle Elemente derselben angedeutet: »Milde und Majestät«, »das Lied der Huld, das Lied der Stärke«! Wie gewählt, reich und tief, in prunkloser Einfalt so Vieles sagend, ist jeder Ausdruck! Und wie stimmt Alles in Ton und Färbung zu der Empfindung zusammen, mit welcher wir ein so frommes Leben zu seinem höheren, hier ersehnten Ursprunge erhoben sehen.

Sechste Abtheilung.

Romane, epische und dramatische Erzählungen.

45. Der Roman: Lorenz Stark. (Von Engel.)
46. Das Epos: Hermann und Dorothea. (Von Göthe.)
47. Das Drama: Iphigenia auf Tauris. (Von Göthe.)

von welchen letztern schon I. §. 150 die Schönheit der Darstellung nachgewiesen wurde, gehören hierher. Den Text abzudrucken, verstattet der Umfang derselben nicht. Wir beschränken uns daher nur auf ihre Zergliederung und die an den Beispielen anschaulichere Erörterung des Unterscheidenden in den drei Gattungen, was I. §§. 198; 199, א 2 und ב 2 nur kurz angedeutet werden konnte.

1) Roman.

45. Lorenz Stark. (Von Engel.)

Ein tüchtiger, redlicher Kaufherr tadelt seinen etwas weichlichen, aber edlen Sohn. Dieser will sich vom Vater trennen und auswärts ein eignes Geschäft gründen. Die übrigen Glieder der edlen Familie und in dem Sohne die erwachte Neigung zu einer Wittwe, die sich in bedrängten, wie der Vater meinte, durch ihre frühere Verschwendung herbeigeführten, Umständen befand, stellen sich der Ausführung des Vorsatzes in den Weg. Der Vater lernt den Sohn und die Wittwe von einer bessern Seite kennen, billigt die Wahl des Sohnes und übergiebt ihm vertrauensvoll die Handlung. Das ist der einfache Stoff der Erzählung, keine starke Leidenschaften, keine kühne That, kein großes Verbrechen, ein ganz schlichter Ausgang; also nach manchen neuern Kunstansichten, besonders einer französischen Schule, wo die Liebe wie ein Blitz einschlagen, das Verbrechen sich zum liebenswürdigen Heroismus potenziren und das Weh sittlicher Zerrüttung sich in hysterischen Krämpfen oder gotttrotzendem Wahnsinn offenbaren muß, um das Werk poetisch zu machen, ein höchst prosaischer Stoff. Der gesundere Leser wird darin ein vollendetes Musterwerk erkennen. Der Verfasser nannte es ein Charaktergemälde. Da aber die Charaktere sich vorzüglich in den Handlungen kund geben und als Motive derselben in das Interesse

verflochten sind, das wir an dem, die Einheit des Ganzen begründenden Factum der aussöhnenden Verständigung der Familie nehmen; so gehört es nach I. §. 198 zu den Romanen. Die Charaktere sind alle mit der größten Schärfe und Bestimmtheit und zugleich höchst individuell gezeichnet und überall höchst fest gehalten (I. §§. 44 u. 151), der Vater und der Sohn, die Tochter und der Doctor, ihr Mann, die Witwe, und selbst die untergeordneten Nebenpersonen, Specht und Schlicht. Jeder kleine Zug, bis auf die Curve des Compliments bei Specht herab, fließt so natürlich und leicht und so verständlich aus den Charakteren der Personen und trägt umgekehrt wieder so vieles zur lebendigen Darstellung derselben bei, tritt so ungekünstelt in dem Verlaufe der Handlung hervor, daß der Leser ein unsichtbarer Beobachter einer gegenwärtigen Begebenheit zu sein glaubt. Eben so ungekünstelt und einfach sind die einzelnen Theile der Begebenheit verbunden. Der anreihende Zufall, wie der Besuch Spechts im 3ten Capitel, ist immer ein ganz alltäglicher, aber die Art, wie er in die Begebenheiten einwirkt und gerade nur so und nicht anders einwirkt, ist bestimmt in den Charakteren und den vorhergehenden Ereignissen begründet. Gerade die Gegenwart des dem Sohne verhaßten Specht bei einem Spotte, den dieser veranlaßte, eines Mannes, den er als Verläumder der Witwe im Verdacht hatte, war am geeignetsten, die Entrüstung des Sohnes bis auf den verhängnißvollen Entschluß der Trennung zu steigern. Aber zu keinem andern Zwecke, als diesem und der später eben so natürlichen Enttäuschung des Vaters im 25sten Capitel, tritt dieser Charakter auf. Es bedurfte in diesem schlichten Familienleben keines Marinelli's, keines ränkevollen Bösewichts, sondern nur des geduckten, gemeinen Feiglings, für welchen er sich am Ende des 24sten Cap. selbst ausgiebt. »Da sitzt man und sorgt und grübelt und hat Frau und Kind auf dem Halse.... wo, um Gottes willen, nähme man da den Muth her, auch nur zu muchsen?« In dem innern Zwiste wendet sich der Sohn an seinen Schwager, den Doctor, ihm das Geheimniß seines Entschlusses zur Abreise mitzutheilen, da dieser seinem Vertrauen, als Schwager und weil derselbe ihn im Verhältniß zur Witwe von einer edeln Seite kennen gelernt hatte, am nächsten stand. Gerade hier erfahren wir die edlen Motive dieses Verhältnisses, um uns für den Plan der aussöhnenden Verständigung

zu interessiren. Die Rollen dazu sind den Charakteren, dem Geschlechte angemessen. Er gelingt nur scheinbar; der kluge, aber gutmüthige Alte will die »Krisis« der (psychischen) Krankheit des Sohnes nicht stören. Er billigt den Entschluß seines Sohnes und giebt ihm großmüthig Zuschüsse. Wie treffend ist die Wirkung davon auf den Sohn und die drei Verbündeten, auf jeden seinem Charakter gemäß, Cpp. 13—14 geschildert, und wie natürlich offenbarte sich bei dem Rathe des Doctors, dem Vater auch in Betreff der Heurath zu willfahren, die Neigung des Sohnes zur Lyk. Nun erst haben die drei Verbündeten eine doppelte, schwierige Aufgabe, auch den Vater für diese umzustimmen, und sich der Zustimmung der Lyk zu versichern. Und wie einfach und herzlich wird nun der Vater für den Sohn gewonnen: er erscheint ihm zugleich als edler Mensch und tüchtiger Kaufmann. Und wie rührend ist der Eindruck auf den Vater! Wie genügend ist der Schritt der Witwe, den Vater selbst um Hülfe anzusprechen, motivirt! wie ist ihre Aufnahme und das störende Mißverständniß dem Charakter und den Umständen gemäß! wie benutzt die Tochter dies, um den Vater bei seiner liebenswürdigen Schwäche, als er schon über die Witwe enttäuscht war, ganz für diese zu gewinnen! und wie edel und bereitwillig ist er, der Witwe zu helfen! Wie individuell und liebenswürdig ist auch hier der Charakter von Schlicht und das Verhältniß desselben zur Familie geschildert! Aber der Knoten ist noch nicht gelös't. Wohl hat er versprochen, dem Sohne die Handlung abzutreten, aber er macht die Bedingung der Heurath, und wer weiß, ob ihm die Witwe, bei allem gewonnenen Wohlwollen für sie, willkommen ist als Schwiegertochter. Die Gespräche über eine ähnliche Heurath schärfen den Zweifel und erhöhen die Spannung. Der Sohn dankt dem Vater für seine Güte; nennt, als der Vater auf die Bedingung der Heurath kommt, die Lyk als seine Geliebte. Der Vater prüft ihn durch eine verstellte Mißbilligung, und erst als der Sohn diese Probe besteht, ist der Knoten gelös't. Indem die Handlung so lebendig in strenger Stätigkeit, in vollständigem causalen Zusammenhange fortschreitet, Charaktere und Handlungen sich gegenseitig erläutern, und das Ganze ein äußerst lebendiges Gemälde darstellt, das bis in die kleinsten Nebenpartien vollendet ist, und selbst der rührenden Züge edler Denkweise und freundlicher Häuslichkeit, und

der interessanten Eigenthümlichkeiten so viele hat, spricht aus dem Ganzen überall eine solche Fülle von Menschenkenntniß und Lebenserfahrungen, daß es weit mehr als eine flüchtige Unterhaltung gewährt. Herz und Verstand werden bei jedem Schritte ins Interesse gezogen, das Interesse immer mehr gespannt, und bis zum Schlusse immer vollständiger befriedigt.

46. Hermann und Dorothea. (Von Göthe.)

Die Erzählung ist aus einer Schrift entnommen: »Ausführliche Historie derer Emigranten oder vertriebenen Lutheraner aus dem Erzbisthum Salzburg. Leipzig 1732.« Das Städtchen war Gera. Die Erzählung ist in unsere Zeit und auf politische Verhältnisse übertragen. Wie einfach ist auch hier, wie in dem vorigen, die erzählte Begebenheit: Hermann, der Sohn eines begüterten Wirthes eines Landstädtchens, gewinnt ein Mädchen, das er unter den im Revolutionskriege über den Rhein fliehenden Flüchtlingen gesehen hatte, lieb und heurathet es mit der Zustimmung seiner Eltern. Auch hier keine gewaltigen, hemmenden oder fördernden, Leidenschaften, kein hervorstehendes wichtiges Ereigniß, kein großartiger Charakter. Wir interessiren uns für ihn und das schöne, brave Mädchen und dann für ihre Vereinigung. Das einfache Hinderniß, das überwunden werden mußte, war die Neigung des Vaters zu einer angesehenern Schwiegertochter. Wir sehen aber ein schönes Bild der Begebenheit, und in seiner ästhetischen Vollendung vor unsern Blicken erstehen, in welchem jeder Zug, wie das Ganze, unser Interesse in Anspruch nimmt und lebendig erhält. Wie wurde dies bewirkt? und wie ist die Weise von der der vorhergehenden Erzählung verschieden? Hier sehen wir den Wirth mit seiner Hausfrau unter dem Thore des Hauses in gemüthlichem Gespräche, das uns den Antheil an den unfern vorüberziehenden Flüchtlingen und Hermanns Sendung dahin beiläufig kund giebt, und neben andern Einzelnheiten der Gegenwart. Was wir daraus von den Lebensverhältnissen und den Charakteren lernen, ist nur das, was leicht und natürlich mit dem Gange des Gesprächs zusammen hängt. Es gesellen sich der Apotheker und der Pfarrer dazu; berichten, was sie vom Zuge gesehen, theilen ihre Gedanken darüber mit, und setzen das

Gespräch beim Glase Rheinwein im kühlen Hinterstübchen fort. Der Wunsch nach Frieden und daß das Friedensfest auch ein Hochzeitsfest für Hermann, den schüchternen, sein möchte, und Hermanns Anfahrt schließt den ersten Gesang. Abgesehen von dem, was wir von den Personen, ihren Lebensverhältnissen, Charakteren und Ansichten, wie beiläufig erfahren haben, ist kaum die Erzählung der Hauptbegebenheit eingeleitet: und doch soll sie am selben Tage, ehe die Gesellschaft sich völlig trennt, geschlossen werden. Im zweiten Gesange tritt Hermann herein, erzählt, wie er zu den Flüchtlingen gekommen sei, was er da gesehen habe, und wie er die Gaben an ein Mädchen (Dorothea) vertheilt habe. Beredter, als sonst, tadelt er die Freude des hagestolzen Apothekers, in solchen Zeiten nicht verheurathet zu sein, als selbstsüchtig, und erklärt, wie er sich gerade in solcher Zeit zur Heurath entschließen möchte. Das findet der Vater vernünftig und die Mutter erzählt beifällig, wie auch sie sich mit dem Vater unter ähnlichen Umständen verheurathet habe. Aber der Vater findet doch eine reiche Aussteuer und einen vermögenden Anfang besser, als einen ärmlichen, und weis't Hermann auf eine Tochter des reichen Kaufmanns gegenüber hin. Hermann erzählt nun, wie er von ihnen, den vornehm gebildeten, in seiner schüchternen Verlegenheit verspottet sei und sich nie zu einer solchen Wahl entschließen würde. Darauf tadelt der erzürnte Vater ihn, wie er immer aus Mangel an Ehrgefühl zurückgeblieben sei, und der innerlich verletzte Sohn geht schweigend weg, während ihm der Vater nachruft, daß er ihm in seiner Gepriesenen keine arme Schwiegertochter, »eine Trulle« bringen solle. Jetzt erst ist der Knoten mehr in unserer Vermuthung als in wirklichen Thatsachen geschürzt. Dabei sind die Charaktere der Personen, besonders Hermanns, bestimmter hervorgetreten und von den Lebensverhältnissen neue Züge und der Contrast des reichen, vornehmeren Lebens. Der dritte Gesang scheint bloß in den fortgesetzten Gesprächen des Vaters und Apothekers diesen Nebenzwecken zu dienen: denn nur beiläufig erklärt sich die Mutter mit dem Sinne und dem Wesen Hermanns zufrieden; und geht, ihn aufzusuchen. Die Reden aber führen uns auch hier wieder in die einzelnen und individuellsten Züge der Lebensverhältnisse der Personen und zeigen uns ihre Charaktere in neuen Eigenthümlichkeiten. Erst im vierten Gesange, der mit dem so lebendig

und individuell gezeichneten Gange der Mutter zu dem fernen Birnbaum beginnt, unter welchem Hermann sich seinen Empfindungen der Liebe und seinen Besorgnissen überließ, verwickelt sich die Begebenheit. Hermann, seine Thränen damit entschuldigend, erklärt seinen Willen, Krieger für das Vaterland zu werden (ihm war der Krieg wohl auch der Kampf für die Geliebte), und so den Vorwurf des Vaters, kein Ehrgefühl zu besitzen, mit Thaten zu widerlegen; und, als die Mutter dem Ernste des Vorsatzes nicht traut, sein Gefühl, daß er der Gattinn bedürfe, und, als die Mutter seine Wahl erräth, daß er ohne Dorothea nicht leben könne und aus Verzweiflung seinen Vorsatz ausführen wolle. Die erschreckte Mutter bietet ihm ihr Vorwort beim Vater an, und zieht ihn fort, seine Bitte, von den beiden Nachbarn unterstützt, sogleich zu wagen.

Schon bis hierher geben sich uns die wesentlichsten Unterschiede beider Darstellungsweisen kund. 1) Die erstere unterscheidet sich in dem Vortrage der Begebenheiten und in der Anreihung derselben und ihrer causalen Verknüpfung wenig von dem Vortrage der wahren Geschichte. Sie bekleidet die Begebenheit in dem Vortrage und ihrer verstandesmäßigen causalen Anreihung mit dem Gewande historischer Wahrheit und mußte daher, wie alle Romane es sind, Prosa sein. In der andern wird der causale Zusammenhang nicht verstandesmäßig in der Anreihung entwickelt: jeder Gesang ist ein in sich selbst geschlossenes Bild, der Anschauung geboten, mit aller Individualität des wirklichen Lebens. Wenn auch alle Bilder Ein ganzes Bild geben, jeder individuelle Zug zur Verständlichkeit des Ganzen, zur Erklärbarkeit anderer nöthig ist oder zu Einem Totaleindrucke beiträgt, so wird doch dieser Nexus nicht erzählend dargelegt, sondern aus der Anschauung eines gleichsam gegenwärtigen Lebens zerstreut wahrgenommen. Während wir in der ersten bei jeder einzelnen Begebenheit, bei jedem Zuge des Characters den historischen Zusammenhang mit der eigentlichen Begebenheit, dem Hauptfactum der Erzählung, voraussetzen, und alles, was diese Voraussetzung nicht zuließe, als etwas Unnöthiges stören würde; fordern wir von vielen Einzelnheiten in der zweiten nur Vereinbarkeit zu Einer Anschauung, und daß sie zur größeren Veranschaulichung des dargestellten Lebens beitragen. Kurz: bei der ersteren ist historische

Entwickelung, bei der andern lebendige Anschauung und schöne Entfaltung vorherrschende Richtung. In der ersteren wird die Rede dem Verstande zugewandt, in der zweiten das lebendige Bild aber jener harmonischen Gesammtthätigkeit des erkennenden Geistes, welche wir I. §. 94, 3. unter das Gefühl gestellt haben, und das sich hier als ein anschaulicher Verstand kund giebt. 2) Eben aber auf dieser Stufe der anschauenden Erkenntniß verschwindet die Reflexion, oder geht vielmehr selbst von der discursiven Thätigkeit in eine intuitive über. Alle Urtheile und Lebenserfahrungen, die wir in der ersten Darstellungsweise noch als subjective Urtheile mitgetheilt sehen, nehmen in der andern einen objectiveren Charakter an. In der objectiven Anschauung sehen wir die Begebenheit in ihrer natürlichen, von unserer Ansicht und Empfindung unveränderten Geltung als Theil eines größeren Lebens und mit ihm; in der andern sentimentalen ist oder wird die Begebenheit Gebilde unserer Phantasie und nur sie oder das, was wir in causale Beziehung zu ihr setzen können, wird von uns aufgefaßt. Die objective Auffassung ist freier, allgemein gültiger, und darum wird unser Urtheil von selbst zur Sentenz (II. §. 114). Dies ist der antike Charakter epischer Erzählungen, nicht Nachahmung, sondern aus gleichen Ursachen entsprungen. 3) Und eben diese überwältigende Anschauung verschmilzt die grammatische Anreihung der Worte, indem sich jeder lebendige Ausdruck in entsprechenden Tönen und Tacten der Bewegung kund giebt, in eine phonetische, rhythmische und metrische. Wie wir diese Unterschiede in den vorhergehenden Erörterungen erklärt und bestätigt fanden, so wollen wir sie nun in den übrigen Gesängen unseres Stückes mit näheren Vergleichungen belegen.

Wir treten wieder zu demselben Gespräch, bei welchem die Mutter, als sie dem Sohne nachging, die drei Männer gelassen hatte. Der Pfarrer ermahnt, im Streben nach dem Neuen und Höheren nicht zu weit zu gehen. Wie objectiv sind hier alle Äußerungen, fast jeder Satz »Aller Zustand..... Schicksal« ist eine Sentenz. So natürlich hier jede Anknüpfung ist, so entfernt ist der Zusammenhang von dem eigentlichen Gange der Erzählung. In der ersten Darstellungsweise wäre dies eine lästige Störung gewesen. Nur das Lob des ruhigen Bürgers, dessen Leben in aller Einfach-

heit und anspruchslosen, behaglichen Stille so lebendig vor unsere Seele tritt, »Der sein väterlich Erbe... Mädchen«, lehnt sich als vorbereitende Umstimmung des höher strebenden Vaters an die Begebenheit, »Segnet immer darum....., sich wählet« und stimmt auch uns für Hermann's Wünsche. Da treten Sohn und Mutter ein und legen dem Vater die Entscheidung des Sohnes vor. Den schweigenden Vater weis't der Pfarrer auf die Entscheidung des Augenblicks und spricht für Hermann: »Ich fürchte, versah..., im traurigen Leben.« Der Apotheker räth vorher Erkundigungen an; der Sohn wünscht ihm den Pfarrer beigesellt, beider Entscheidung und der Würdigkeit seiner Erkorenen gewiß, die er mit den Edelsten von gleichem Wechsel des »wilden« Geschicks getroffen, »ohne Hülfe noch hülfreich« weiß und werthvoll. Ohne alle Verwickelung, ohne Widerstreben und Kampf und rührende Besiegung des Widerstandes folgt die Zustimmung des Vaters so natürlich und einfach, unter einem Scherz »Muß ich doch heute erfahren... Ehmann«, der auch hier den Charakter einer Sentenz annimmt, die Empfindlichkeit über die Vereitlung seiner Lieblingswünsche versteckend. So und nicht anders konnte sie nach dem Vorhergehenden und den späteren Zügen und Äußerungen seines Charakters erfolgen. Wie fern von aller Sentimentalität, wie nüchtern und naiv (in der Bedeutung von I. §. 143) ist hier die Darstellung, und besonders die Weise, wie der Sohn die Einwilligung aufnimmt. Alles, was hier geeignet und natürlich war, sagt er in rascher Freude, gesunden Sinnes, ohne pathetischen Schmuck. Er schirrt die Pferde an. Die umständliche, nur die lebendige Anschaulichkeit der Handlung bezweckende Beschreibung dieses Geschäfts, seine Beschreibung des Mädchens »Aber ich gebe euch noch.... Knöchel« ist ganz homerisch und erinnert an manche Stellen dieses antiken Dichters. Wie unbedeutsam wäre die erste Schilderung, wie unverträglich die zweite, in diesem Tone, in der andern Darstellungsweise, in dem vortrefflichen Romane. Wenn aber auch hier, wie in dem ganzen Gedichte, bis auf das scheue erste züchtige Anschmiegen (kein Kuß), als die Geliebte an der Hand Hermann's beim Geleiten die Weinbergstreppe herunter wankte, nichts vorkommt, was verwöhnten lüstelnden Empfindungen schmeicheln könnte, wie wir dergleichen bei der keuschen Objectivität der antiken Dichter selten antreffen, so ist doch nichts

vergessen, was uns über die Innigkeit und den Adel der Neigung Hermann's zu wissen nöthig ist. Er zweifelt nicht an dem Werthe seiner Geliebten: »Zwar ich glaub' es..... Schicksal«; auch sollen nicht sie werben: »Doch das will ich Euch sagen..... gefahren«. Aber eben diese Züge, die in dem Romane in eine erklärende Beziehung zum Charakter Hermann's, seinen Erwartungen und spannenden Besorgnissen gebracht worden wären, stehen hier zerstreut und ohne alle erklärende Deutung in dem objectiven Nexus der Handlung. Der Brunnen wird schon hier so malerisch und treu beschrieben, an welchem später Hermann die Geliebte in schon vertraulicher Annäherung für sein Haus gewann: die Unordnung, das »Plätschern im Wasser« ebenfalls so ausführlich angeführt, was nicht bloß den Streit, der gleich die Bekanntschaft mit dem Richter veranlaßt, sondern auch erklärt, warum gerade Dorothea später an diesen Brunnen kommt; weil eben diese Ausführlichkeit zu der Vollständigkeit und der Lebendigkeit der Anschauung gehört, in der wir die Begebenheiten sehen und nicht bloß in ihrer sich gegenseitig erklärenden Anreihung erzählen hören. Gleicher Weise erklären uns hier die Reden des Richters und Pfarrers nichts von den Beziehungen der Hauptbegebenheiten, motiviren, spannen oder hemmen dieselbe nicht, sondern erheben uns eben zu einer allgemeinern und höhern Ansicht der Begebenheiten und des ganzen Lebens, zu einer von allem subjectiven Interesse freien objectiven Auffassung, wie sie der eigentlichen dichterischen Erzählung im Epos eigenthümlich ist. In dem Folgenden werden wir bei der Hinweisung auf den Zusammenhang und die vorzüglich schönen Stellen diesen Unterschied noch deutlicher erkennen. Vorerst vergleiche man nun jedes beliebige Capitel unsers Romans mit dem vorliegenden Gesange. Alles steht hier in einer erklärenden, hemmenden oder fördernden Beziehung zur Schürzung oder der Lösung des Knotens, für welchen wir interessirt sind; alle Kenntniß des menschlichen Herzens und des Lebens ist nur dahin gerichtet, selbst jede noch so individuelle und anschauliche Scene, jedes an sich belehrende Gespräch. Man vergleiche das Gespräch über den kritischen Kranken im 11ten Capitel mit dem Gespräche im ersten Gesange, z. B. den Worten des Pfarrers; die ungemein lebendigen Schilderungen im 30sten Capitel mit der Erzählung des Apothekers im ersten Gesange. Im Roman hängt alles mit unseren

Hauptinteressen zusammen: das Interessante ist sein Ziel. In der epischen Darstellung ist die objective Schönheit der Anschauung Motiv und Ziel der Darstellung, und alles an sich selbst befriedigt uns, wie jedes Schöne uns befriedigt.

Im sechsten Gesange, Klio, erzählt der Richter dem Pfarrer die Zeit freudiger republicanischer Begeisterung und die bittere Täuschung der Gemeine, welche ihre Flucht veranlaßte, lebendig, ganz objectiv: in dem Romane hätte man sie bei den ersten Erwähnungen der Flucht und nicht unter so allgemeinen Ansichten erwartet. Mit der Heldenthat des Mädchens hätte uns der Roman gleich anfangs für dasselbe interessirt; während wir hier kaum ahnen, daß die Geliebte gemeint sei, und später, als wir mit dieser Äußerung überrascht werden, doch die Überraschung ganz zufällig und durchaus nicht rhetorisch absichtlich erscheint.

Aber durch weiblichere Züge mußte das Bild auch hier gemildert werden. »Aber so gut, wie stark....«, und vielleicht noch mehr, als es geschehen ist. Selbst in unserm Romane, wo doch keinerlei Lüstelei geschmeichelt wird, hätte sie, besonders als gerade Hermann's Geliebte, für unser Interesse weiblicher auftreten müssen, wenn wir auch den Entschluß in solcher Lage ehren und natürlich finden müssen. Die wörtliche Wiederholung der Beschreibung des Mädchens, wie wir dergleichen wörtliche Wiederholungen bei Homer häufig finden, ist auch hier dem Epos eigenthümlich. Da Hermann das glückliche Ergebniß der Erkundigungen erfahren hat, steigen nun alle Besorgnisse in ihm auf, die hier und bei der nothwendigen Achtung der Geliebten, der er solche Bedenklichkeiten »...weil wir reich sind, aber sie arm....« schuldig war, entstehen mußten. Seine Äußerungen sind innig und herzlich, und spannen uns für den Ausgang der eigenen Werbung, zu welcher er sich entschließt. Wie anschaulich ist die Abfahrt des Pfarrers.

Unvergleichlich ist der ganze siebente Gesang, Erato: so lebendig, anschaulich, lieblich das Zusammentreffen der Geliebten am Brunnen. »Und sie sahen gespiegelt....« »Denkend schaute Hermann.... fühlte sich still und getrost,...; ihr Auge blickte nicht Liebe, aber ...« und Hermann's schüchterne Werbung des Mädchens zur Magd. Und wiederum entwickelt Dorothea's Abschied von ihren Landsleuten ganz den herzlichen und tüchtigen Sinn des Mädchens. Der achte

Gesang begleitet das Paar durch ein Mondscheingemälde nach Hause. Die Scene, wo Dorothea strauchelt, hätte ein Schleicherscher Roman ganz anders in seiner Conditorei für den hysterischen Gaumen verarbeitet, hier trägt bei aller Lebendigkeit und tiefen Innigkeit der Empfindung züchtig »das Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes.« Auch diese Scene ist in jedem Zuge unerreichbar vortrefflich.

Im letzten Gesange, Urania, sollte sich der Knoten lösen. Die Erzählung des Apothekers von der Erwartung des Todes, veranlaßt durch das ungeduldige Harren der Mutter auf die Rückkehr Hermann's mit der Braut; darauf die berichtigende, inhaltsreiche Rede des Pfarrers hängen mit der Erzählung gar nicht innerlich zusammen: in einem Romane hätten sie aus den früher angeführten Gründen hier gar keinen Platz finden dürfen. Jetzt erst tritt das Paar ein. Hermann hatte sie als Magd gedungen; die übrigen sahen in ihr die Braut. Wie wird nun das Bestreben Hermann's »den Knoten zu lösen, vor dessen Entwickelung er schaudert« und sie bald sein zu wissen, die Verletzung des edeln Mädchens durch den gutmüthigen, aber bei dem Mißverständniß leicht mißdeuteten Scherz des Vaters ein so natürliches Mittel, beider tiefste Gesinnung und gegenseitige Neigung, die wir von Seiten des Mädchens hier zuerst kennen lernen, in all ihrer Innigkeit und ihrem Adel zu enthüllen. Wie treu ihrem Charakter handeln hier Vater, Mutter und Sohn, wie herzlich und lieblich ist die Entschuldigung des Sohnes, und wie tief und natürlich ist bei aller Wortlosigkeit die Einstimmung der Geliebten, und dann ihr beredteres Wort zum Vater! wie meisterhaft ist gerade in ihrer Einfachheit und Sparsamkeit die Darstellung der drei Verse: »Und der Vater umarmte sie gleich....; es schwiegen die weinenden Frauen.« Aber die Erzählung nimmt hier nicht den gemeinen Schluß der Romane, mit der Trauung: zu welcher Höhe der Lebensansicht und frommen Ergebenheit schwingt sich die Rede des edlen Mädchens! und wie, dem tapfern Manne natürlich, dem Leben zugewandter und seinen Gefahren muthig entgegensehend ist Hermann's Entgegnung! und das Wort »Du bist mein und nun ist das Meine meiner, als jemals«. Hierauf müssen sich die Andeutungen über die Schönheiten dieses unübertrefflichen Gedichtes und über das Unterscheidende seiner Darstellungsweise beschränken. Möge der Lehrer es bis in alle Einzelnheiten und in alle Wendungen

des Periodenbaues zergliedern. Er befördert dadurch eine wahrhaft classische Bildung, und kein Augenblick dieser Beschäftigung geht unnütz verloren. Im Romane aber, wie in diesem Gedichte, sind die Charaktere scharf und bestimmt in Wort, That und Handlung gezeichnet. Dem Romane wäre es verstattet, die Zeichnung bestimmt in Worten erklärend auszudrücken; im Epos muß sie aus dem Leben ersehen werden. Der Schüler versuche, sie in einzelnen Charakterzeichnungen wieder zu geben. Der Lehrer vergleiche und benutze hier auch W. Schlegel über diesen Epos in d. Charakt. u. Kritiken II, 7.

Der Styl und die Darstellungsweise des eigentlichen Epos ist von dem Style und der Darstellungsweise, welche wir bei der vorhergehenden epischen Erzählung erörtert haben, nicht wesentlich verschieden. Das Charakteristische des eigentlichen Epos haben wir schon I. §. 199, N. 2. angegeben. Mag die Handlung, auf welche unser Interesse hingelenkt wird, und welche eine einzige, die andern alle in irgend einem causalen Nexus begreifende, sein muß, für Einen Menschen, oder mehrere, oder ganze Völker von entscheidender Wichtigkeit sein, immer ist sie ein Kampf des menschlichen Willens im Conflicte widerstreitender Leidenschaften und vorzüglich widerstrebender Verhältnisse eines feindlichen Schicksals. Die Einheit der Handlung muß in der Lenkung derselben durch Eine Person beruhen. Sie ist der Held des Stücks, an dessen Geschick das der übrigen oder ganzer Völker geknüpft ist. Das Reich der Sagen, wo die Kräfte des widerstreitenden Schicksals und der Natur personificirt und darum anschaulicher und gleichsam persönlich handelnd erscheinen, und wo die bestimmteren Umrisse der Geschichte die Phantasie in ihren Gestaltungen weniger beengen, liefert dem Epos den geschmeidigsten Stoff. Die Zwischenhandlungen, Episoden, müssen von Seiten ihres Interesses entweder erklärend, oder sonst hemmend oder fördernd einwirkend, mit der Haupthandlung zusammenhängen: ein selbstständiges Interesse würde die Einheit der Handlung aufheben. Da nun, worauf es uns vorzüglich hier ankommt, das Wesen des epischen Styls im Vorhergehenden hinlänglich erörtert wurde, so mögen diese Eigenthümlichkeiten im Organismus des Epos in der Fabel (so nennt man die dem Epos zu Grunde liegende Handlung, ohne Wahrheit oder Erdichtung damit zu unterscheiden)

bekannter Epopöen, etwa der Iliade oder des »Oberon« von Wieland, des »Dolin von Mainz« oder des »Bliomberis«, beide von Alxinger, vom Lehrer nachgewiesen, oder selbst in diesen Stücken aufgesucht werden. Klopstock's Messias, unerreicht, ist jedoch keineswegs musterhaft durch die Klarheit und Bestimmtheit der Fabel und der Objectivität der Darstellung. Sein hoher künstlerischer Werth beruht vielmehr in dem lyrischen Charakter und der vollendeten Darstellung der einzelnen Scenen. Man möchte ihn ein lyrisches Epos nennen.

Die Fabel; die Exposition, Darlegung der Hauptverhältnisse, Wünsche und Befürchtungen der Hauptperson, und seinen Grundcharakter, durch welches alles unser Interesse vorbereitend gewonnen wird; die Verwickelung der Handlung (Schürzung des Knotens); die Entwickelung (Lösung des Knotens; er darf nicht zerhauen werden) hat das Drama mit dem Epos gemein (I. 199 ꝛc. verglichen mit ב. und I. §. 143). Es unterscheidet sich vom Epos dadurch, 1) daß Wort und That nur aus der gegenwärtigen handelnden Person hervorgeht, nicht Wort und Erzählung des Dichters ist. Die Handlung muß sich leicht und natürlich in und neben dem Dialog und, in einer starken Gemüthsbewegung, in dem Monolog (I. §. 36), fortbewegen. 2) Daraus folgt, daß sich die Motive und Wirkungen der Handlungen im Dialog, nicht als vorhergehende und folgende Thatsachen selbst, vergegenwärtigen müssen. Und daraus ergiebt sich ein dritter Unterschied, 3) daß beim Drama die Handlung entschiedener aus den Charakteren, vorzüglich dem Hauptcharakter, den Gesinnungen und Leidenschaften, wie sie sich in der Handelnden Rede aussprechen, hervorgehen müssen. Wahrheit, Deutlichkeit und Haltung der Charaktere und die Verständlichkeit der Handlungen aus ihnen sind auch hier Haupterfordernisse (I. §. 44 u. §. 151). Daher 4) knüpft sich das Interesse beim Drama vorzüglich an den Charakter der handelnden Person. Die Charaktere müssen mannigfaltig, bestimmt, aber nicht grell unterschieden, und möglichst individuell, daher nicht durch eine zu hohe Idealität zu sehr verallgemeinert sein. Schon Göthe sagt im Wilh. Meister: »Im Roman sollen vorzüglich Gesinnungen und Begebenheiten, im Drama Charaktere und Handlungen vorgestellt werden«. Rücksichtlich des Styls ist noch zu bemerken, daß der Dialog leicht und rasch

fortschreiten müsse. Diese Erfordernisse und Unterscheidungen mögen nun an Einem Muster statt vieler nachgewiesen werden.

47. Iphigenia auf Tauris. (Von Göthe.)
(Vergleiche I. S. 150. n. 104; 143.)

Iphigenia war von Aulis nach Tauris in den Tempel der Diana gerettet. Auf ihren Rath und aus Neigung zu ihr hatte der König der Insel, Thoas, das Gesetz, jeden Fremdling der Diana zu opfern, nicht mehr erfüllen lassen. Als sie ihm ihre Hand verweigert, erneuert er ihr den Befehl, die gelandeten Fremdlinge zu opfern. Sie erkennt in ihnen Orest, ihren Bruder, und seinen Freund, Pylades. Orest, den wegen des bluträchenden Muttermordes die Furien verfolgten und dem Apoll im Tempel »der Schwester« Rettung verheißen hatte, erkennt auch sie, »seine« Schwester. Ihn sollte die Schwester der Schwester Apollo's opfern. Da ersinnt Pylades den Plan, ihn und seine Schwester mit Dianens Bilde zu entführen. Der Plan wird entdeckt. Zugleich wird es dem Orest offenbar, daß das Orakel nicht Diana, sondern seine eigne Schwester, Iphigenia, gemeint habe. Der edle König bewilligt den Griechen allen die freie Rückkehr ins Vaterland. Das ist die einfache Fabel, die der Dichter seinem Stücke zu Grunde gelegt hat. Verschieden davon ist die Sage der Alten Ovid trist. I, 5, 21, pont. III. 2, 53—94, trist. IV. 4, 63: Orest und Pylades stritten, wer sich opfern lassen sollte; sie entflohen mit Iphigenien und dem Bilde, das sie in Aricia in Italien aufrichteten. Der Dichter hatte Gründe, dieser Fabel nicht treu zu bleiben. Jener innere Streit und der Raub des Bildes gewähren kein die Ereignisse durchdringendes und kein ungetrübtes dramatisches Interesse. Der Dichter nannte das Stück selbst ein Schauspiel; aber es hat das Wesen der Tragödie, den Kampf eines höhern menschlichen Willens mit den Geschicken des Lebens, wenn auch der Held nicht in einem tragischen Ausgange unterliegt. Die widerstrebenden Schwierigkeiten, die Schürzung des Knotens, liegen hier in der aufgedrungenen Nothwendigkeit, als Priesterinn den Bruder zu opfern, in der Erwartung, wie das Orakel erfüllt, und die widerstrebende Leidenschaft des Königs mit dem Interesse der Iphigenia ausgesöhnt werde. Die Hand der

Heldinn des Stücks, einer Griechinn, die schuldlos über dem blutigen Geschicke des tantalischen Hauses stehen sollte, mußte vom Blute der Menschenopfer frei sein. Dies mußte in ihrer Gesinnung und der Neigung Thoas zu ihr motivirt sein. Die Erwiederung der Neigung hätte keine weitere Verwickelung verstattet, und hätte nicht zu dem hohen tragischen Gegensatze ihrer Gesinnung und jenes, ihrem Hause feindlichen, Geschickes gestimmt. Sie mußte opfern sollen und so, in jenes Geschick hinabgerissen zu werden, bedroht werden. Ihre Weigerung, Thoas anzugehören, mußte dessen wieder erneuten Befehl zum Opfer motiviren. Sie selbst mußte betruglos sein; die offene Gewalt Orests hätte ihn zum Helden gemacht, und sie in den Schatten gestellt. Darum flocht Pylades, die Rolle eines klugen Odysseus spielend, den Betrug, und daß sie nur schwankend einstimmte, ist selbst die Folge eines innern Kampfes ihrer hohen Gesinnung mit der Bruderliebe, der sich bald für die erstere entscheiden mußte. Sie allein sollte mit der Gewalt ihres hohen Willens den Knoten lösen, und daß Thoas dieser Gewalt wich, forderte auch in ihm eine edle Gesinnung. So zeigen sich die Charaktere selbst und die Entwickelungen der Handlungen in einer leicht verständlichen und einfachen dramatischen Nothwendigkeit. Die fleckenlose Reinheit ihres Charakters, der sittlich feste Wille, der hohe Adel ihrer Gesinnung, bildet schon einen interessanten Gegensatz zu dem Geschick ihres berühmten Geschlechtes, das sie I. 3 schildert. Hohe Liebe zu ihrem Vaterlande und den Ihrigen, schuldlos an sich, bewegen allein ihren Willen; auch keine Geschlechtsliebe, die hier, etwa zum Pylades, einzuflechten, so leicht gewesen wäre. Da verwickelt sie das Geschick in die Wahl zwischen dem Tode ihres erkannten Bruders, oder der betrügerischen Flucht, oder der Verbindung mit Thoas, bei der sie auf die Rückkehr ins Vaterland verzichtet hätte, und bedrohte sie auch mit einem Brudermorde. Der Sieg der Gesinnung war hier nicht zu wählen; und es blieb dem Dichter nichts übrig, als von der offenen, nur geistigen Gewalt ihres hohen und reinen Willens den Knoten lösen zu lassen. Orest ist hier nur Nebencharakter, aber die Art, wie er der Erfüllung des Orakels entgegen harrt, voll Ergebung bei starkem Willen; daß gerade er den wesentlichen Theil der ferneren Geschichte ihres Geschlechts der unerkannten Schwester erzählt; seine Furcht, als sie sich zu erkennen giebt, von der geliebten

Schwester den Opfertod nach der feindlichen Götter Entschluß sterben zu müssen, gehören zu der Verwickelung, erhöhen den tragischen Effect und das Interesse auf die Lösung des Orakels. Mag indessen sein Irrthum III. 1: »Ist hier Lyäens Tempel...« und »Schöne Nymphe...« durch seine Überraschung und seinen vorigen Zustand motivirt sein: dieser Übergang zu der ihm anfangs immer doch bedrohenden Überzeugung scheint mir weder dramatisch nothwendig, noch der tragischen Wirkung günstig, und nicht der antiken Einfachheit der Ökonomie des Stückes angemessen. Geht man nun das Stück von Anfang an nach diesen Vorbemerkungen durch, so findet man kein Ereigniß erwähnt, kein Wort der handelnden Personen, das nicht zur Klarheit der Handlung, zur Verwickelung derselben, zur Steigerung des Interesses, und zur festen und bestimmten Charakterzeichnung bedeutend wäre. Dies ist, wie bemerkt wurde, ein wichtiger Unterschied dramatischer und epischer Darstellung. Wie nun die Charaktere überall festgehalten werden, so und nicht anders in die Handlung eingreifen durften; wie jedes Wort und jede Wendung der Rede dem Charakter des Redenden gemäß ist, das möge sich der Schüler durch eine aufmerksame Betrachtung klarer zu machen suchen, wenn es sich bei der Darstellung selbst unmittelbar kund giebt. Nur die Erzählung Orests von seinem Muttermorde entspricht unsern Erwartungen nicht. Sie ist historisch wahr, der Sage treu; aber man erwartet sie weniger ruhig, am wenigsten aber von ihm in einer Auffassung oder in einer Darstellung, in der Elektrens größere Schuld so stark und als eine Entschuldigung hervortritt. Der Dialog führt sich leicht fort, die Rede des Sprechenden ist in der unmittelbar vorangehenden Rede bedingt und schließt sich dieser ungezwungen an; er ist in der Raschheit und Kürze der Antworten, wie z. B. III. 1: »Hab' ich an dieser Nachricht nicht genug?...« und selbst in der rhythmischen Bewegung, wie III. 1. Orest: »O, könnte man von seinem Tode sprechen!.....« der die Rede begleitenden Empfindung angemessen. In diesem Dialog bewegt sich nun ebenfalls die eigentliche Handlung einfach und ungezwungen fort. Die eingeflochtenen Erzählungen ergeben sich eben so ungezwungen in dem Zusammenhange der Rede, als sie dazu erforderlich sind, uns die Momente der eigentlichen Handlung verständlich zu machen in ihrer ganzen Bedeutung. Aus den Reden der Iphigenia, der

Heldinn des Stückes, weniger denen Orests, verbreitet sich eine ernste ethische Ansicht des Lebens und der dargestellten Verhältnisse der Handlung über das ganze Stück, wie wir sie sonst in der antiken Tragödie aus den Chören empfangen. Diese und die große Einfachheit der Ökonomie des Stückes giebt ihm einen entschieden antiken Charakter: nur die ironische Rede Thoas I. 3, »Dein heilig Amt.... Wildem« scheint mir diesem weniger entsprechend. Der Styl ist bis auf wenige Stellen von Seiten seiner kräftigen Kürze, seiner Klarheit, Lebendigkeit und seines Wohllautes musterhaft. Bedeutender ist die Zweideutigkeit in Orests Rede II. 1, »Mich haben sie..... und eine Schandthat schändlich rächend... zu Grunde gerichtet.« Wer rächte hier schändlich? Grammatisch richtig wird es auf die Götter bezogen; dem Charakter und der Stimmung Orest's gemäß, so sehr er auch die Götter anklagt, und dramatisch schicklicher, kann es nur auf Orest bezogen werden.

Siebente Abtheilung.

Allegorische Erzählungen, Fabeln, Beispiele, satyrische und travestirende Erzählungen.

Sie haben das Indirecte der Darstellung mit einander gemein, indem sie immer eine durch Vertauschung (Trope), Gleichheit oder Ähnlichkeit oder den Contrast vermittelte Zusammenstellung mit einem andern Gegenstande verlangen. Vergleiche die Regeln §§. 116 bis 120; §. 199, ℵ 4. und §. 202, 2—4.

48. Die Zueignung. (Von Göthe.)

Der Morgen kam, es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich erwacht aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging.
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und alles war erquickt, mich zu erquicken.

Und wie ich stieg, zog von dem Fluß der Wiesen
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor;
Er wich, und wechselte mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir ums Haupt empor.
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor.
Bald sah' ich mich von Wolken wie umgossen,
Und mit mir selbst in Dämm'rung eingeschlossen.

Auf einmal schien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit sehen;
Hier sank er leise, sich hinabzuschwingen,
Hier theilt' er steigend sich um Wald und Höh'n.
Wie hofft' ich ihr den ersten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt schön.
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich, und ich stand geblendet.

Bald machte mich, die Augen aufzuschlagen,
Ein inn'rer Trieb des Herzens wieder kühn.
Ich konnt' es nur mit schnellen Blicken wagen:
Denn alles schien zu brennen und zu glüh'n.
Da schwebte mit den Wolken hergetragen
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin,
Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben;
Sie sah mich an, und blieb verweilend schweben.

Kennst Du mich nicht? sprach sie mit einem Munde,
Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß;
Erkennst Du mich, die ich in manche Wunde
Des Lebens Dir den reinsten Balsam goß?
Du kennst mich wohl, an die zu ew'gem Bunde
Dein strebend Herz sich fest und fester schloß.
Sah ich Dich nicht mit heißen Herzensthränen
Als Knabe schon nach mir Dich eifrig sehnen?

Ja, rief ich aus, indem ich selig nieder
Zur Erde sank, lang' hab' ich Dich gefühlt.
Du gabst mir Ruh', wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt.
Du hast mir, wie mit himmlischem Gefieder,
Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt.
Du schenktest mir der Erde beste Gaben,
Und jedes Glück will ich durch Dich nur haben.

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich Dich von Vielen
Gar oft genannt, und jeder heißt Dich sein.
Ein jedes Auge glaubt auf Dich zu zielen;
Fast jedem Auge wird Dein Strahl zur Pein.
Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen;
Da ich Dich kenne, bin ich fast allein.
Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verschließen.

Sie lächelte, sie sprach: Du siehst, wie klug,
Wie nöthig war's, Euch wenig zu enthüllen.
Kaum bist Du sicher vor dem gröbsten Trug,
Kaum bist Du Herr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst Du Dich schon Übermensch genug,
Versäumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen.
Wie viel bist Du von Andern unterschieden?
Erkenne Dich, leb' mit der Welt in Frieden.

Verzeih' mir, rief ich aus, ich meint' es gut!
Soll ich umsonst die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut,
Ich kenne ganz den Werth von Deinen Gaben,
Für Andre wächst in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben.
Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an.
Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
Was ich verfehlt und was ich recht gethan.
Sie lächelte: da war ich schon genesen,
Zu neuen Freuden stieg mein Geist heran.
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nah'n und ihre Nähe schauen.

Da reckte sie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher.
Wie sie ihn faßte, ließ er sich ergreifen;
Er ließ sich zieh'n, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Thale wieder schweifen.
Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nun sah' ich sie den reinsten Schleier halten,
Er floß um sie und schwoll in tausend Falten.

Ich kenne Dich, ich kenne Deine Schwächen;
Ich weiß, was Gutes in Dir lebt und glimmt.
So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen.
Empfange hier, was ich dir längst bestimmt.
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt,
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft.
Sogleich umsäuselt Abendwindes Kühle,
Umhaucht Euch Blumen = Würzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft.
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

So kommt denn, Freunde! wenn auf euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt;
Wenn eure Bahn ein frisch erneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt.
Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen,
So leben wir, so wandlen wir beglückt;
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

Dies Gedicht stand »als Zueignung« vor dem ersten Theile der Gedichte 1787. Leipz. Es sagt: »Hier lad' ich Euch ein, meine liebsten Freunde! (siehe die beiden letzten Strophen) zu dem Zauber, den ich durch den Schleier der Dichtung aus der Hand der Wahrheit, gewebt aus Morgenduft und Sonnenklarheit, spende. Mit ihm wollen wir in Leid und Freude unser Leben genießen und uns noch jenseits lieben«. In dieser allegorischen Gabe, seine dargebotenen Dichtungen bezeichnend, liegt der Schlüssel zum Verständniß des Ganzen und seiner Anordnung. Im Gewande der Dichtung will der Dichter uns die Wahrheit lehren, von der Göttinn der Wahrheit selbst geweiht. Weil der Schleier aus »Morgen—duft« und »Sonnen—klarheit« gewebt war, stieg er durch Morgennebel, und mit aller Kühle und Frische des Morgens und entsprechenden Gefühlen zu den sonnigen

Höhen, zum Aufgang der Sonne, der Wahrheit, und der Klarheit ihres Lichtes. Man würde sehr irren, wenn man alle Nebenzüge der Darstellung »Fluß der Wiesen,« »geflügelt um das Haupt ..« allegorisch deuten wollte (vgl. Allegorie I. §§. 120 u. 202, 4.). So hat man die Visionen des Zacharias (s. № 55.) und der Apokalypse zu allerlei Prophezeihungen commentirt. Kaum, daß »der luft'ge Kampf,« obwohl daran erinnern, Gegenbild des Kampfes der Wahrheit und des Irrthums sein soll. Störender, und der Klarheit der Dichtung nachtheilig möchte man es finden, daß das Verhältniß der Begriffe nicht festgehalten ist: der Schleier hat in der vorletzten Strophe »...wirf ihn in die Luft. Sogleich umsäuselt.... und (sogar gegen die Natur eines Schleiers) die Nacht wird helle« mehr eine magische Wirkung, als die einer schonenden Verhüllung. Eben so ist »die Pflicht des Mannes« unvorbereitet und dunkel. Ist es die Pflicht, die Wahrheit auszubreiten, wie Einige meinten? so widerspricht dem die folgende Strophe: »Ich kann und will.... den Brüdern zeigen soll.« als Erklärung, daß er dies immer gewollt habe. Ist nun auch alles, was der Überreichung des Schleiers vorhergeht, Vorbereitung auf diesen Act, oder auch selbst allegorische Darstellung, wie sich dem frischen jugendlichen Streben ein trüber Nebel des Irrthums gesellt habe, bis ihm die Wahrheit erschienen sei, welche letztere allegorische Auffassung gleichwohl nicht geboten, noch nothwendig ist; so ist doch die Vorbereitung zu weitläuftig. »Verweilend« dem Dichter galt also das Wort nur im Vorübergehen, und doch welch' ein Spiel des Klimax mit »kennen« Strophe 5. Überhaupt fehlt es dem Ganzen an einer gewissen Klarheit der Beziehung zwischen den einzelnen Theilen. Auch gegen die Trope ist oft gefehlt: das »zielen« Strophe 7 geht auf die Wahrheit, aber wie zielt man auf eine Göttinn? So »Dein Strahl»; »Dein Licht verschließen«, wenn man auch Menschen verschließen kann. Aber schon an diesem frühern Gedichte des Meisters sieht man in der Gewandtheit und dem Wohllaute der Sprache, wie sehr sie der Meister in seiner Gewalt habe, ja in aller Zartheit und Lieblichkeit der Darstellung eine gewisse Frische und Lebendigkeit der Auffassung. Als Gegenstück zur Vergleichung mit ihm und der allegorischen Beschreibung von Bürger (siehe oben № 20. Blümchen Wunderhold unter alleg. Beschreib.) stehe hier auch ein früheres Stück von Schiller.

49. Das Mädchen aus der Fremde. (Von Schiller.)

In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen schön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam,
Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Beseligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit,
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur;

Und theilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus,
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beschenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäste,
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

Die Bedeutung »des Mädchens« ist nicht, wie bei der vorigen Allegorie und »dem Blümchen Wunderhold«, genannt. Versteht man darunter, weil es am Anfange seiner Gedichte, fast ebenfalls als Dedication, steht, die Muse der Dichtkunst, so ist es doch nicht im Gedichte selbst deutlich, wie sie gerade »einem liebenden Paare« die schönsten Gaben reiche, und auch war des Dichters Muse nicht gleich sichtbar. Indeß, hätte sich auch der Dichter irgendwo darüber anders erklärt, uns bleibt nichts anders übrig, als die Muse zu verstehen. Diese bezeichnet nun der Dichter ganz seiner eigenthümlich elegischen Stimmung gemäß, aus glücklichern Regionen gekommen (Strophe 4), und es fällt uns »die Theilung der Erde« ein, wo

der Dichter aus »weiter Ferne« zu spät kam. Wenn er sie »in einem Thale« bei armen Hirten« erscheinen läßt, so stimmt »arm« wohl als Gegensatz zu der »glücklichern Natur« zu dieser elegischen Färbung; das Thal aber als ein Jammerthal zu nehmen, wäre, da es hier nur zur Individualität der Bezeichnung dient, zu gesucht. »Doch« ist in der 2ten Strophe fehlerhaft statt »und« gebraucht, und überhaupt zeichnet sich das Gedicht nicht besonders aus und gehört unter die frühern des Verfassers.

50. Die zwei Perser.

In Persien war einst ein Brüderpaar,
Das, nach der Väter Brauch, die Sonne göttlich ehrte.
Der ältre Bruder, der ein Zweifler war,
Und seinen Geist mit kühnen Grillen nährte,
War ohne Rast, die Gottheit auszuspäh'n,
Ihr Wesen durchzuschaun, ihr Lichtmeer zu ergründen,
Und Tage lang ihr ins Gesicht zu seh'n,
Oft selbst, um Flecken auszufinden.
Der arme Philosoph bekam zuletzt den Staar,
Und nun vermaß er sich, die Sonne ganz zu läugnen. —
Da haben wir's, das Grübeln bringt Gefahr;
Mit mir soll sich der Fall, beim Himmel, nicht ereignen,
Rief hier sein Bruder aus, der stets ein Strohkopf war,
Den Frömmelei und Aberglauben heizte,
Und nahm sich heilig vor, ein Idiot zu sein.
Wer will, der kann: das Ziel, nach dem er geizte,
Lag gar nicht weit; sein Wunsch traf pünktlich ein,
Und nun begrub der Schwärmer sich allein
In eine finstre Gruft. Sein schwindlichtes Gehirn
Hieß ihn aus Gottesfurcht das Licht verschmäh'n.
Damit sein kühner Blick die Sonne nicht erzürne,
Verdammte sich der Thor, sie nicht zu seh'n.
Wer die Vernunft gebraucht, die Gottheit zu ergründen,
Guckt sich zuletzt die Augen aus.
Dem, der ins Dunkle flieht, um ja nicht zu erblinden,
Gebührt ein Platz im Irrenhaus.
Laßt, Freunde, uns in unsrem engen Kreise
Das Lämpchen der Vernunft der ächten Weisheit weih'n,
Das ist: der schönen Kunst mit Einsicht gut zu sein;
Denn nur der gute Mensch ist weise!

Durch die Erzählung soll der Satz, daß die Vermessenheit, die höchsten Gegenstände des religiösen Glaubens durch die Vernunft ergründen

zu wollen, und der Wahnsinn, auf allen Gebrauch der Vernunft bei jenen Gegenständen Verzicht zu leisten, zu verwandten und gleichen Nachtheilen führe, durch eine Vergleichung »in die Sonne sehen« und »ihr die Augen zu verschließen« verdeutlicht werden. Der erste Satz »in die Sonne sehen blendet« steht hier jedoch nur als eine Concession: denn die Anwendung ermahnt, die Vernunft zur Einsicht »mit Einsicht gut zu sein« zu gebrauchen, entgegen dem frömmelnden Obscurantismus. Bezeichnend ist die Wahl der Personen, der Perser, da ihnen die Sonne die Gottheit war. Bezeichnend ist in den einzelnen Zügen, bei der Vermessenheit: »kühne Grillen« und »oft selbst um Flecken auszufinden«, welche freilich an der Sonne sichtbar sind, und der nur bedauernde Tadel »der arme Philosoph«; bei dem Obscurantismus dagegen »ein Idiot zu sein«, »das Ziel lag gar nicht weit«, der härtere Tadel »schwindlichtes Gehirn«, »verdammte sich der Thor«. Die Anwendung ist statt der einfachen Darstellung des Gedankens wiederum Trope und Bild. Der Tadel des Obscurantismus tritt hier schärfer »gebührt ein Platz im Irrenhaus« und als Zweck hervor. Der Schluß »denn nur der gute Mensch ist weise«, obwohl bedeutend und wahr = »Nur die Tugend macht glücklich und sie üben ist weise«, entspricht dem Zwecke des Ganzen nicht, und sollte vielmehr den Gedanken ausdrücken: Nur die Pflicht, die wir mit »Einsicht« und aus Überzeugung üben, ist allein Tugend und beseligend.

51. Rath und That. (Von Kind.)

Zur strohernen Hütte, wo die Noth
Mit sieben nackenden Kindern,
Ach, jedem dämmernden Morgenroth
Die blasse Wange voll Thränen bot,
Kam oft in warm gefüttertem Kleid
Ein rundes Männchen, das bittre Leid
Durch Worte des Trostes zu mildern.
Er sprach gar sänftlich: Ihr gute Frau,
Euch hält das Glück auch zu genau;
Was machen die Kinder für Sorgen!
Bleich wie Gespenster! In der Stadt
Wohnt ein berühmter Arzt, der hat
Schon tausend Kranke schnell curirt,

Wird auch für's Armuth salarirt —
Korn — wird schon der Edelmann borgen.
Da nahte blühend, rasch und schlank,
Doch ohne Schuh', eine Dirne;
Sie ruhte vor'm Hause auf der Bank,
Flocht sich das Haar, das zum Busen sank,
Und strich den Schweiß von der Stirne;
Die lugte durch's Fenster, sah die Roth,
Und reichte dem jüngsten Kinde ihr Brot.
Und da die Magd den Weidenstab,
Das Bündlein wieder genommen,
Da sah das Männchen bedächtig herab,
Sprach: wird's auch der Kleinen bekommen?
Seht, ohne Butter, schwarz und hart,
Als wär's auf der Tenne zusammengescharrt,
Aus Trespe, Wicken und Raden; —
Sonst schenkt man Kindern wohl Fladen.
Da herzte Frau Roth ihr Töchterlein
Und rief: sie las wohl die Ähren
Mit bloßen Füßen, im Sonnenschein,
Sich kümmerlich selber zu nähren;
Es war wohl das letzte Reisebrot,
Was sie dem verschmachtenden Kinde bot.
Gott schaut auf der Leidenden Zähren,
Und wird ihr Segen gewähren.
Ihr aber, wer seid ihr im prunkenden Staat,
Und kennt ihr die helfende Fremde?
Ich, Frauchen, ich bin der Herr gute Rath,
Und That hieß die Wand'rinn im Hembe.

Die Roth, der eigne Mitwirkung und Aufopferung scheuende Rath, und die wortlos geschäftige, mit eigner Aufopferung helfende, That werden hier personificirt. Ihr Geschlecht stimmt mit dem grammatischen Geschlechte der Begriffe zusammen. Ihre Attribute sind aber nicht, wie bei rein allegorischen Darstellungen (siehe das Mädchen aus der Fremde: z. B. »Früchte« »Blumen«), selbst wieder allegorisch; die nackten Kinder der Roth sind nicht tropisch oder allegorisch zu deuten. Alle Attribute aber sind wohl gewählt, die personificirten Begriffe in ihren Gegensätzen durchzuführen, »warm gefüttertes Kleid«, »rundes Männchen«, »sänftlich«, »bedächtig«; dagegen: »blühend«, »rasch“, »schlank«, »ohne Schuhe«, »Schweiß«. Eben so bildet nun ihre Handlungsweise, die ebenfalls nicht allegorisch

ist, einen den Begriffen entsprechenden Gegensatz; und auf diesen Zweck allein, obwohl wir die Mildthätigkeit der schönen That mit Theilnahme und Wohlgefallen betrachten, ist die einfache Erzählung, ohne alle Verwickelung und Lösung eines Knotens, welche hier zweckwidrig und fehlerhaft wäre, beschränkt. Vergl. »der Frühling« von Tieck unter den personificirenden Beschreibungen.

52. Der Frosch und der Stier.

In drei verschiedenen Darstellungen.

1) von Äsop, übersetzt:

Rana cupida aequandi bovem, se distendebat. Filius hortabatur matrem, ut ab incepto desisteret: nihil enim ranam esse ad bovem. Illa iterum se inflat vehementius; gnatus clamitabat: Non, si te ruperis, par eris. Tertium cum intumuisset, rupta est.

2) von Phädrus:

Inops, potentem dum vult imitari, perit.
In prato quodam rana conspexit bovem,
Et tacta invidia tantae magnitudinis
Rugosam inflavit pellem; tum gnatos suos
Interrogavit, an bove esset latior?
Illi negarunt. Rursus intendit cutem
Majore nisu, et simili quaesivit modo,
Quis major esset? Illi dixerunt: bovem.
Novissime indignata, dum vult validius
Inflare sese, rupto jacuit corpore.

3) von Michaelis:

Ein Frosch sah einen feisten Stier
Am Rande seines Sumpfes grasen —
(Ein kleines Thier ist oft ein stolzes Thier)
Schnell fing er an, sich aufzublasen,
Und sprach zur Wassermaus: »Sieh', Mäuschen, sieh' doch hin,
Dort trabt ein Stier! sieh' mich nun an! Nicht wahr, ich bin
So groß, wie er?« — »Noch lange nicht!« — »Doch nun?«
»Vergebens
Strengst Du Dich an.« — »Jetzt ganz gewiß, Frau Nachbarinn!« —

»Noch weit gefehlt«! — »Die Kräfte meines Lebens
Setz' ich daran, und wär's mein Untergang!
Sprach's, blies sich stärker auf, — zersprang.

Die erstere Darstellung erzählt gedrängt, nur das Ziel der übermüthigen Nachahmung »der Frosch wollte so groß sein als der Ochs«, nicht die weiteren Beweggründe nennend. Die Lehre soll der Leser selbst ziehen. Die zweite stellt die Lehre voran, fügt die Motive und begleitenden Gefühle, »invidia«, »indignata« an, und ist dadurch, was der Zweck der Darstellung nicht eben verlangt, lebhafter. Die dritte, welche statt des jungen Frosches unnöthiger Weise eine Wassermaus auftreten läßt, Spott »ein kleines Thier .... Thier« einflicht, und das Urtheil erschmeicheln läßt »Mäuschen«, »Nicht wahr«? erzählt noch lebendiger, sogar auf den Erfolg die Aufmerksamkeit spannend »die Kräfte meines Lebens ... Untergang«, den sie mit energischer Kürze erzählt. Die erstere Darstellungsweise beschränkt sich auf den Zweck einer einfachen warnenden Vergleichung und verschmäht dabei jedes diesem Zwecke entfremdete Interesse. Diese antike äsopische Kürze ist hier ein wesentlicher Vorzug.

53. Die Vorsicht. (Von Weiße.)

Ein junges, muth'ges Roß
Dem Arbeit nicht so wohl gefiel
Als Freiheit, Müssiggang und Spiel,
Riß sich von seinem Joche los,
Und floh davon auf grüne Weiden;
O! welche Freuden!

Der Lenz und Sommer strich
Im frohen Müssiggange hin;
Ihm kam die Zukunft nicht in Sinn;
Es lebte jetzt und freute sich;
Allein der Winter nahm die Freuden
Den grünen Weiden.

Die Wiesen wurden leer;
In Lüften stürmt' ein rauher Nord;
Das Pferdchen floh von Ort zu Ort,

Und fand kein Dach, kein Futter mehr;
Jetzt warf es ängstlich seine Blicke
Auf sich zurücke.

Ich Thor! rief es, ach! ach!
Hätt' ich die kurze schöne Zeit
Das Bißchen Arbeit nicht gescheut, —
Jetzt hätt' ich Hafer, Heu und Dach.
Wie schändlich! für so kurze Freuden
So lang' zu leiden!«

Die Erzählung ist weitläuftiger, malender in den Einzelheiten. Der Rhythmus, das strophische Versmaß, der kurze Refrain jeder Strophe giebt ihr einen lyrischen Charakter. So entfernt sich die Darstellung noch weiter von dem eigentlichen Zwecke. Die Ausdrücke »Jetzt warf … zurücke«, »Wie schändlich! …« sind gesucht und unbestimmt.

54. Wahrer Glaube. (Von Fröhlich.)

Mit dem Vogel sind geflogen
Seine Kinder über's Meer:
Droben ward der Himmel trüber,
Drunten braus'ten Sturmeswogen,
Und die Kinder klagten sehr.
»Ach, wie kommen wir hinüber?
Nirgend will ein Land uns winken,
Und die müden Schwingen sinken«.
Aber ihre Mutter sagt:
»»Kinder, bleibet unverzagt!
Fühlt ihr nicht im Tiefsten innen
Unaufhaltsam einen Zug,
Neuen Frühling zu gewinnen?
Auf! in jenem ist kein Trug.
Der die Sehnsucht uns gegeben,
Er wird uns hinüberheben,
Und euch trösten balde, balde,
In dem jung belaubten Walde««!

Während in der vorhergehenden Fabel der lyrische Ton und Rhythmus getadelt werden mußte, ist er hier, weil durch den Gegenstand bedingt, untadlich. Wäre auch die Fabel im Allgemeinen die

wenigst geeignete Form für einen so ernsten sentimentalen Gegenstand, so lag doch die Vergleichung der Zugvögel mit der Sehnsucht nach einem bessern Leben, »neuem Frühling«, eben so nahe, wie die Metamorphose des Schmetterlings als Bild der Unsterblichkeit. Schon das allgemeine Urtheil hat beide Vergleichungen sanctionirt. Die erstere ist hier nun einfach, tief elegisch, was auch die Wiederholung »balde, balde« motivirt, und in allen Zügen treffend durchgeführt, und reiner, als es in der Fabel, die Raupe und der Schmetterling, von Nicolai mit der andern Vergleichung geschehen ist.

Zu den, den Allegorien verwandten, Erzählungen gehören die allegorischen Visionen der hebräischen Propheten. Da hier die fehlerhafte Auslegung schon wegen der oft wunderlichen Anwendung, welche man davon machte, Berücksichtigung verdient; so folge hier ein belehrendes Beispiel nach eigner Übersetzung aus Zacharias Cap. 5. V. 5—11.

55. Der fliegende Scheffel.

Und es erscheint der Engel, der mit mir redete (mir die Visionen deuten sollte) und spricht zu mir: Hebe deine Augen auf und sieh! Was ist, was da erscheint; und ich spreche: Was ist das? Und er spricht: Das ist das Epha (der Scheffel), was da erscheint. Und er spricht: Das ist ihre Schuld (עינם) im ganzen Lande. Und sieh! ein Bleideckel hebt sich auf, und da ist ein Weib, das sitzt mitten im Epha. Und er spricht: Das ist der Betrug, und er stößt sie mitten in das Epha (zurück) und wirft den Bleideckel auf die (des Epha) Öffnung. Und ich hebe meine Augen auf und sehe, und sieh! zwei Weiber erscheinen, und Sturm in ihren Flügeln, und ihre Flügel wie Reiherflügel; und die heben das Epha auf zwischen Himmel und Erde. Und ich spreche zu dem Engel, der mit mir redete: Wohin bringen diese das Epha. Und er spricht zu mir: Ihm (dem Betruge) einen Tempel im Lande Sinear zu bauen, daß er (der Betrug) da aufgerichtet und gestellt würde auf sein Gestell (als Götze).

Der einfache Gedanke ist der: Jetzt, da Israel von seinen Feinden, den Babyloniern, durch die Perser befreit ist, möge auch der Betrug und Kornwucher aus dem erneuten heiligen Reiche verbannt

werden. In Babylon möge er bei unsern Feinden als Götze verehrt werden. Der Bleideckel, die beiden Weiber gehören zu der Maschinerie der allegorischen Handlung; die Reiherflügel zu der entsprechenden Färbung. Die Umständlichkeit der Handlung gehört dem Wesen der Visionenpropheten (die Orakelpropheten haben eine hohe lyrische Sprache), und erhöht die Zuversicht auf ihre Verkündigungen. Aber man hat auch wohl den Betrug auf den Katholicismus, die beiden Weiber auf zwei ihn begünstigende Reiche, das Land Sinear auf Rom gedeutet, wie das Thier, des Name 666 ist, in der Offenbarung Johannes, λατεινος, in verschiedenen Zeiten auf verschiedene Eigennamen; und solche Erklärungen haben manches Gehirn verrückt.

56. Anschlagzettel im Namen Philadelphia's. (Von Lichtenberg.)

Allen Liebhabern der übernatürlichen Physik wird hierdurch bekannt gemacht, daß vor ein paar Tagen der weltberühmte Zauberer, Philadelphus Philadelphia, dessen schon Cardanus in seinem Buche de natura supernaturali Erwähnung thut, indem er ihn den von Himmel und Hölle Benedeiten nennt, allhier auf der ordinairen Post angelangt ist, ob es ihm gleich ein Leichtes gewesen wäre, durch die Luft zu kommen. Es ist nämlich derselbe, der im Jahre 1482 zu Venedig auf öffentlichem Markte einen Knaul Bindfaden in die Wolken schmiß, und daran in die Luft kletterte, bis man ihn nicht mehr gesehen. Er wird mit dem neunten Jenner dieses Jahres anfangen, seine Ein Thalerkünste auf dem hiesigen Kaufhause öffentlich heimlich den Augen des Publici vorzulegen, und wöchentlich zu bessern fortschreiten, bis er endlich zu seinen 500 Louisdorstücken kommt, darunter sich einige befinden, die, ohne Prahlerei zu reden, das Wunderbare selbst übertreffen, ja, so zu sagen, schlechterdings unmöglich sind.

Es hat derselbe die Gnade gehabt, vor allen hohen und niedrigen Potentaten aller vier Welttheile, und noch vorige Woche sogar im fünften vor Ihro Majestät der Königinn Oberea auf Otaheiti, mit dem größten Beifall seine Künste zu machen.

Er wird sich hier alle Tage und alle Stunden des Tages sehen lassen, ausgenommen Montags und Donnerstags nicht, da er dem Congresse seiner Landsleute zu Philadelphia die Grillen verjagt, und nicht

von 11 bis 12 Uhr Vormittags, da er zu Constantinopel engagirt ist, und nicht von 12 bis 1 Uhr, da er speiset. Von den Alltagsstücken zu einem Thaler wollen wir einige angeben u. s. w.

Als der berühmte Taschenspieler auch in Göttingen 1777 auftreten wollte, schlug Lichtenberg diesen mit Holzstichen geschmückten Zettel an. Der Taschenspieler entfernte sich darauf stillschweigend. Die Anzeige hat den prahlenden, breiten und albernen Ton der gewöhnlichen Anzeigen solcher professeurs d'adresse (einer ließ dies »Professor der Geschicklichkeit« übersetzen). Die »übernatürliche Naturlehre;« die Ankunft des Zauberers auf der damals so langsamen ordinairen Post; Künste, die er selbst, so zu sagen, schlechterdings unmöglich nennt, sind höchst lächerliche Widersprüche. Die hohen Potentaten, unter diesen gar eine »Königinn von Otaheiti«, von wo er also durch Zauber in kaum zwei Tagen angelangt sein mußte, sollen den übrigen Pöbel bestechen. Der Zauberer wird schon von Cardan † 1575, einem abergläubischen Philosophen, genannt, verschwand 1482 zu Venedig in den Wolken. Das Alles, wie der ganze Ton der Anzeige, stimmt mit dem Zwecke der Ironie trefflich zusammen. Deßgleichen, daß er von 11 — 12 in Constantinopel versagt ist, und er, der Wunderbegabte, von 12 — 1 Uhr ißt. Der Spott auf den amerikanischen Congreß, damals im Kampfe für die Freiheit begriffen, mußte der englischen Partei zusagen: die Zeit hat über die historische Voraussicht des Spottes gerichtet. Die folgenden Probestücke sind mehr für den derben Geschmack der Gallerie berechnet.

Dritter Abschnitt.
Analyse didaktischer Darstellungen.

Eintheilung: I. §. 201. u. 202.
Regeln: I. §§. 48—55; 57—63; 70—83.

Erste Abtheilung.
Definitionen abstracter Begriffe.

Vergleiche № 1—2.
Regeln: I. §§. 48—51.

57. Gloria. (Von Cicero.)

1) Siquidem gloria est illustris et pervagata multorum et magnorum, vel in suos cives, vel in patriam, vel in omne genus hominum, fama meritorum. Cic. pro Marcello 8, 26. Vergl. 2) Gloria est consentiens laus bonorum, incorrupta vox bene judicantium de excellente virtute. Tusc. 3, 2. 3) Ea est autem gloria laus recte factorum, magnorumque in rempublicam bene meritorum, quae quum optimi cujusque, tum etiam multitudinis testimonio comprobatur. Philipp. 1, 12.

Alle drei Definitionen über denselben Gegenstand sind doch nach ihrem Zwecke und Zusammenhange auffallend verschieden. 1) Die erste soll die gloria über die admiratio erheben. Für die letztere habe Cäsar lange genug gelebt, für die erstere bleibe ihm nach dem Siege über Pompejus noch viel übrig. Daher legt sie auf die Gegenstände der Verdienste, cives, patria, omne genus hominum das Gewicht. Die Prädicate sind hier selbst, dem Zwecke gemäß, geschmückt und prunkend. In der zweiten wird der wahre Ruhm dem falschen Scheine, der fama popularis et plerumque peccatorum vitiorumque laudatrix entgegengesetzt. Der Philosoph wollte nämlich darthun, daß die Philosophie als medicina animi höher zu

achten sei, als die med. corporis; die Gesinnungen aber von vielen Einflüssen irregeleitet würden, so daß man wahres Verdienst sehr verkenne. In der dritten wird im Gegentheil auf das testimonium multitudinis hingewiesen, denn der Redner will dem Dolabella sagen, wie man allgemein von ihm hoffe, daß er zum Besten des Staates keine Reactionen gegen die Feinde Cäsar's nach dessen Ermordung eintreten lassen oder begünstigen möge. So hat jede Erklärung, dem Zwecke der Rede und den Folgerungen, zu welchen sie benutzt werden sollte, gemäß, ihre besondere Eigenthümlichkeit.

58. Vom Begehrungsvermögen.

1) Von Kant.

Begierde (appetitio) ist die Selbstbestimmung der Kraft eines Subjects durch die Vorstellung von etwas Künftigem als einer Wirkung derselben. Die habituelle sinnliche Begierde heißt Neigung. Das Begehren ohne Kraftanwendung zu Hervorbringung des Objects ist der Wunsch. Dieser kann auf Gegenstände gerichtet sein, zu deren Herbeischaffung das Subject sich selbst unvermögend fühlt, und ist dann ein leerer (müssiger) Wunsch. Der leere Wunsch, die Zeit zwischen dem Begehren und Erwerben des Begehrten vernichten zu können, ist Sehnsucht. Die in Ansehung des Objects unbestimmte Begierde (appetitio vaga), welche das Subject nur antreibt, aus seinem gegenwärtigen Zustande herauszugehen, ohne zu wissen, in welchen es dann eintreten will, kann der launische Wunsch genannt werden, den nichts befriedigt.

Die durch die Vernunft des Subjects schwer oder gar nicht bezwingliche Neigung ist Leidenschaft. Dagegen ist das Gefühl einer Lust oder Unlust im gegenwärtigen Zustande, welches im Subject die Überlegung (die Vernunftvorstellung, ob man sich ihm überlassen oder weigern solle) nicht aufkommen läßt, der Affect.

Affecten und Leidenschaften unterworfen zu sein, ist wohl immer Krankheit des Gemüths, weil beides die Herrschaft der Vernunft ausschließt. Beide sind auch gleich heftig dem Grade nach; was aber ihre Qualität betrifft: so sind sie wesentlich von einander unterschieden, so wohl in der Vorbeugungs- als in der Heilmethode, die der Seelenarzt dabei anzuwenden hätte.

2) Von Reinhard.

Die Fähigkeit der Seele, nach ihren Vorstellungen zu handeln, und die Gegenstände derselben wirklich zu machen, heißt also das Begehrungsvermögen. Es ist nach der Erfahrung gewiß, daß die Vorstellungen uns gleichgültig lassen, und uns nicht im mindesten zur Geschäftigkeit reizen, so lange kein Gefühl von Lust oder Unlust sich damit verknüpft. Sobald hingegen die Vorstellung von der Wirklichkeit einer Sache, sie sei ein gewisser Gegenstand oder eine Handlung oder ein Verhältniß, Lust oder Unlust in uns weckt; so bekommt sie ein Interesse für uns. Dieses Interesse aber setzt das Vermögen in Bewegung, durch welches wir etwas entstehen zu lassen oder zu verhindern im Stande sind. Ist uns daran gelegen, daß etwas geschehe, so begehren wir; ist uns daran gelegen, daß etwas unterbleibe, so verabscheuen wir. Dieses Begehren und Verabscheuen kann mehr oder weniger groß und heftig sein, je nachdem das Interesse, welches uns reizt, mehr oder weniger stark ist. Das Begehrungsvermögen kann man also auch die Fähigkeit nennen, sich durch das Interesse, welches man an einer Sache nimmt, zur Hervorbringung gewisser Handlungen bestimmen zu lassen.

Jede Äußerung des Begehrungsvermögens heißt ein Wollen (volitio) in der weitesten Bedeutung, und alles Wollen ist daher entweder positiv ein Begehren, oder negativ ein Verabscheuen. Die ohne Kenntniß des Objects vorhandene Disposition, etwas zu wollen, ist ein Hang. Kommt die Kenntniß des Gegenstandes hinzu, so entsteht eine Neigung oder Abneigung. Erhält die Neigung oder Abneigung einen Grad der Lebhaftigkeit, bei welcher sie sich in eine Bemühung verwandelt, etwas zu erlangen oder etwas von sich abzuwenden, so heißt sie Begierde. Die Bemühungen selber, den Gegenstand einer Begierde wirklich zu machen, nennt man Bestrebungen. Zeigt sich endlich eine Begierde nicht bloß zuweilen und in einzelnen Fällen, sondern ist es der Seele zur Gewohnheit geworden, gewisse Gegenstände zu wollen oder nicht zu wollen, so kann man einer solchen Begierde den Namen eines Triebes beilegen. Ein Trieb ist sonach eine fortdauernde Begierde, eine Art zu wollen, die sich mit Beständigkeit gleich bleibt. Zuweilen liegt der Grund, warum wir nach gewissen Dingen thätig streben, und andre fliehen, so tief in unsrer Natur, daß der Trieb schon vor allem Erwachen des Bewußtseins, wenigstens

vor aller Fähigkeit, vernünftige Überlegung anzustellen, vorhanden zu sein scheint. So lieben alle Menschen ihre Fortdauer und ihr Leben, und verabscheuen das Gegentheil. Solche beständige Arten des Wollens, deren Entstehung aus demjenigen, was mit der Seele vorgegangen ist, seitdem sie ihres Zustandes und ihrer Veränderung sich bewußt ist, nicht deutlich erklärt werden kann, heißen Naturtriebe oder ursprüngliche Triebe. Die in der Hauptsache völlig ähnlichen Begierden der Menschen unter allen Himmelsstrichen sind der Beweis, daß es solche Naturtriebe giebt. Aber freilich verlieren sie sich in einer Tiefe der Seele, zu welcher die Untersuchung nicht durchdringen kann, und daher ist es nicht möglich das, was bei denselben a priori bestimmt ist, deutlich zu erklären und von allem Empirischen abzusondern. Desto gewisser ist es hingegen, daß die Naturtriebe durch eine Menge von Ursachen die verschiedensten Richtungen erhalten, auf mancherlei Weise ausarten und allerlei entstandne Triebe erzeugen können, welche letztere jedoch mit den Naturtrieben nie in wahrem Widerspruch stehen, so sehr sie auch zuweilen sich von denselben zu entfernen scheinen.

Wir haben hier in beiden Stücken Definitionen von moralischen Zuständen, welche alle von einem weiteren Begriffe, dem des Begehrungsvermögens umfaßt werden. Das erste Stück ist von dem größten Denker, dessen unsterbliches Verdienst es bleibt, die Gränzen der menschlichen Vernunft, jenseits welcher nach ihm so viel phantasirt worden ist, klar erkannt, und innerhalb derselben mit unerreichter Sicherheit und einem in allen Zweigen des Wissens Epochemachenden Erfolg gewaltet zu haben. Das zweite ist von einem berühmten Kanzelredner, welcher, dem erstern folgend, gleichwohl, reichen empirischen Forschungen und höheren positiven Erkenntnissen vertrauender zugewandt, oft wesentlich, hier weniger wesentlich von ihm abweicht. Reinhard erkannte, daß zwischen den Begriffen »der Bestimmung der Kraft« und dem »Begehren ohne Kraftanwendung« ein zu bestimmender Unterschied sei, und gebrauchte hier den Ausdruck »Disposition«, der gleichwohl das Wesen dieses Unterschiedes nicht erklärt. Eine Disposition, etwas zu wollen, ist noch kein Wunsch, und kein eigentliches Wollen. Den Hang konnte Kant, da in dem Begriffe der Begierde der der Selbstbestimmung durch

die Vorstellung des Objectes enthalten war, nicht unter die Begierde oder ein Wollen subsumiren. Ein wesentlicher Unterschied beider Definitionen besteht besonders darin, daß Kant mehr den wissenschaftlichen Zusammenhang der Begriffe und mit kritischer Genauigkeit die Entstehung der Zustände festhält; Reinhard mehr synonymisch den schwankenden Sprachgebrauch bei der Erklärung der Zustände feststellen möchte. Man sieht dies bei der Definition des »Triebes«, welcher bei Kant eine innere Nöthigung des Begehrens ist, bei welcher die Vorstellung des Gegenstandes fehlt, und der demnach nicht unter »Begierde« gehörte. Zugleich stimmt aber eben hier Kant mit dem Sprachgebrauche besser überein, der den Thieren wohl Naturtriebe, aber eigentlich keine Begierden, Selbstbestimmungen durch Vorstellungen, beilegt. Vorzüglich scharf ist bei Kant die Unterscheidung von Affect und Leidenschaft. Musterhaft und dem Zwecke der Darstellung gemäß ist bei beiden der Styl.

59. Von der Tapferkeit und ihren Synonymen.

1) Von Kant.

Bangigkeit, Angst, Grauen und Entsetzen sind Grade der Furcht, d. i. des Abscheues vor Gefahr. Die Fassung des Gemüths, die letztere mit Überlegung zu übernehmen, ist der Muth; die Stärke des inneren Sinnes (Ataraxia), nicht leicht wodurch in Furcht gesetzt zu werden, ist Unerschrockenheit. Der Mangel des ersteren ist Feigheit, des zweiten Schüchternheit.

Herzhaft ist der, welcher nicht erschrickt; Muth hat der, welcher mit Überlegung der Gefahr nicht weicht; tapfer ist der, dessen Muth in Gefahren anhaltend ist; wagehalsig ist der Leichtsinnige, der sich in Gefahren wagt, weil er sie nicht kennt; kühn, der sich wagt, ob er sie gleich kennt; tollkühn, der bei sichtbarer Unmöglichkeit, seinen Zweck zu erreichen, sich in die größte Gefahr setzt (wie Carl XII. bei Bender). Die Türken nennen ihre Braven (vielleicht durch Opium) Tolle. — Feigheit ist also ehrlose Verzagtheit.

2) Von Eberhard.

Aus der Verachtung der Gefahr und des Widerstandes überhaupt, indem man sie, es sei aus welchen Gründen, für gering hält, entsteht

die Kühnheit. Die Kühnheit kann daher auch oft aus der Unbekanntschaft mit der Gefahr entstehen. Ein neuer Soldat wagt oftmals kühnere Unternehmungen, weil er die damit verknüpften Gefahren nicht kennt. Vertrauen auf seine Kräfte, indem man gewiß hofft, jeden Widerstand überwinden, und der Gefahr entgegen gehen zu können, giebt Muth. Ein geschlagenes Heer ist muthlos, es hat kein Vertrauen auf seine Kräfte; es erhält einen Theil seines Muthes wieder, wenn es Verstärkung erhält. Der Überwinder hat Muth bekommen zu neuen Unternehmungen: denn der erfochtene Sieg hat ihm das Gefühl seiner Kräfte gegeben, und ihn mit neuem Vertrauen auf dieselben belebt. Das Ertragen der Übel, die die Menschen am meisten zu scheuen pflegen, ist Tapferkeit. Es gehört eine große Tapferkeit dazu, mitten in einem Kanonenfeuer sich zu halten, ohne weder zu rasch vorwärts zu gehen, noch zurück zu weichen. Der Kühne wagt, der Muthige greift an, der Tapfere weicht nicht. Zu gefährlichen Unternehmungen, wenn sie glücklich sollen ausgeführt werden, gehört geschwinde Entschließung, ohne langes Bedenken der Gefahr und des bevorstehenden Übels, verbunden mit kräftigen Handlungen, die durch keine Furcht gelähmt werden: diese Eigenschaft ist die Herzhaftigkeit. Herzhaft ist derjenige, der nicht gewohnt ist, sich zu fürchten; beherzt auch der, den in diesem Augenblick die Furcht verläßt, ob er gleich gewöhnlich nicht herzhaft ist. Selbst ein furchtsames Weib kann eine heftige Leidenschaft auf eine kurze Zeit beherzt machen, ob sie gleich von Natur nicht herzhaft ist. In einem Sturm zur See kann die Verzweiflung einen Menschen, der von Natur nicht herzhaft ist, beherzt machen. Beherzt würde also bloß das furchtlose Handeln anzeigen, herzhaft die gewohnte Gemüthseigenschaft der Furchtlosigkeit. Hierin liegt auch wohl der Grund, warum der Herzhafte die Furcht, der Beherzte den Schrecken überwindet. Der Herzhafteste kann nämlich auch einen augenblicklichen Schrecken empfinden; wenn er sich aber ermannt, so geht er wieder beherzt dem Tode entgegen. Charlotte Corday, so herzhaft sie war, erblaßte bei dem Anblicke von den Zurüstungen zu ihrem nahen Tode auf dem Richtplatz, als man ihr den Hals entblößte; der Gedanke aber, daß der geringste Beweis von Furcht ihr schimpflich sein würde, machte sie so beherzt, daß sie zu den Umstehenden sagte: »Wenn ich erblasse, so ist es nicht vor Furcht, sondern vor Scham«.

Beide Darstellungsweisen sind musterhaft. Die letztere bezieht sich ausschließlich auf den Sprachgebrauch, der hier nicht immer in das innerste Wesen der Begriffe und die kritische Gültigkeit der Attribute eindringt. Nach ihr würde »ein Ertragen der Übel« aus Unkenntniß derselben und Gefühllosigkeit »tapfer« heißen; nach Kant gehört Muth dazu, zu diesem aber Überlegung und zwar eine genügende. Darum später: »Der Muth beruht auf Grundsätzen und ist eine Tugend«, und »Tapferkeit ist gesetzmäßiger Muth =, in dem, was Pflicht gebietet, selbst den Verlust des Lebens nicht zu scheuen«. Beide berücksichtigen die Wurzelbegriffe (z. B. Muth von »mühen« bewegen, innere Anregung, wie θυμός) nicht, obgleich man dies bei Eberhard mehr erwarten sollte, und oft zum Nachtheil einer richtigern Erklärung vermißt.

Hier folgen zur vollständigern Erkenntniß des Wesens der Definition und ihres Gebrauchs: »Abgeleitete Erklärungen«.

Zweite Abtheilung.

Abgeleitete Erklärungen.

60. Die Sinne betrügen nicht. (Von Kant.)

Die Sinne betrügen nicht. Dieser Satz ist die Ablehnung des wichtigsten, aber auch genau erwogen, nichtigsten Vorwurfs, den man den Sinnen macht, und dieses nicht darum, weil sie immer richtig urtheilen, sondern weil sie gar nicht urtheilen, weßhalb der Irrthum immer nur dem Verstande zur Last fällt. — Doch gereicht diesem der Sinnenschein (species apparentia), wenn gleich nicht zur Rechtfertigung, doch zur Entschuldigung, daß der Mensch öfters in den Fall kommt, das Subjective seiner Vorstellungsart für das Objective (den entfernten Thurm, an dem er keine Ecken sieht, für rund, das Meer, dessen entfernter Theil ihm durch höhere Lichtstrahlen ins Auge fällt, für höher, als das Ufer (altum mare), den Vollmond, den er in seinem Aufgange am Horizonte durch eine dunstige Luft sieht, ob zwar er ihn durch denselben Sehwinkel ins Auge faßt, für entfernter,

also auch für größer, als wie er hoch am Himmel erscheint), und so Erscheinung für Erfahrung zu halten, dadurch aber in Irrthum, als einen Fehler des Verstandes, nicht den der Sinne, zu gerathen.

Die ganze Bündigkeit des Beweises oder der Rechtfertigung der Sinne beruht auf einer vorhergehenden Definition, nach welcher den Sinnen nur Receptivität, Empfänglichkeit äußerer Eindrücke, zukommt, und sie nur leidend, passiv, nicht handelnd sind, wie der Verstand. Der Denker hatte vorher gezeigt, daß manche unmittelbare Urtheile, welche von den Sinnen dictirt zu sein schienen, nur aus dunkeln Überlegungen des Verstandes kämen (vergl. I. §. 85.). Dies vorausgesetzt, fertigt er den Vorwurf mit dem einfachen Grunde ab »die Sinne urtheilen nicht,« aller Irrthum, zu welchem sie etwa Veranlassung geben, fällt dem Verstande zur Last. Die Vertheidigung war eigentlich schon hier genügend geführt, und als geschlossen anzusehen. In den folgenden Beispielen allgemeiner Täuschung des Sinnenscheins, zeigt er gleichfalls noch durch beiläufige Attribute die Veranlassung übereilter Urtheile des Verstandes. Daraus, daß man keine Ecken an einem fernen Thurme sieht, folgt nicht, daß keine an demselben vorhanden sein. Die täuschende Größe des Mondes, wie der Sonne, am Horizonte läßt sich aber wohl nur, wie die weitere Entfernung des Himmels am Horizonte, daraus erklären, daß das Auge beim Blicke gegen den Horizont über bekannte große Entfernungen streift, die ihm beim Aufblicke in die Höhe fehlen: denn sehen wir durch ein Fernglas, oder nur durch ein kleines Loch in einem Papiere, und treffen wir nicht auf jene Entfernungen, so verschwindet die Täuschung. Die Parenthese würde für eine mündliche Mittheilung zu groß und störend sein; hier sollen sie zur Unterscheidung des Subjectiven, der Erscheinung, vom Objectiven, der Erfahrung, kurz zusammengefaßt werden, und nur Beispiele solcher Verwechslung sein.

61. Die Zersetzung des Wassers. (Von Mayer.)

Wenn man (an die eine Öffnung) an einem mit blankem Eisendrahte gefüllten Flintenlauf ein kupfernes Gefäß, an die andere

Öffnung aber eine ∽ förmige gekrümmte *kupferne Röhre* (Eisen würde die Veränderungen, wie jener Eisendraht im Folgenden, erleiden) luftdicht anschraubt; hierauf durch eine Öffnung, welche sich mit einer Schraube verschließen läßt, eine Portion Wasser in das Gefäß bringt, dasselbe über einem Kohlenbecken kochen, und die Dämpfe durch den Flintenlauf und die Röhre ∽ in einen umgestürzten, mit Wasser angefüllten und unter Wasser stehenden Glascylinder gehen läßt; so werden sie keine Veränderung weiter erfahren, als daß sie bei der Berührung mit dem Wasser (in dem Cylinder) ihre elastische Form verlieren, und sich wieder in *tropfbares Wasser* verwandeln.

Ganz anders aber ist der Erfolg, wenn man den Flintenlauf durch die Wände eines unter ihm angebrachten Ofens gehen läßt, ihn rothglühend macht, und nun die Dämpfe hindurchstreichen läßt. Jetzt wird aus der Röhre ∽ eine luftförmige Flüssigkeit in den Glascylinder treten, das Wasser aus demselben treiben, und endlich den ganzen Cylinder füllen. Kehrt man nun den Cylinder um, und bringt in dem Augenblick eine Lichtflamme an die Mündung desselben, so wird sich die in ihm befindliche Luft mit einem Geräusch und einer lebhaften Flamme entzünden. Dies ist die sogenannte *brenn- oder entzündbare Luft* (Gas inflammabile), von der wir unten noch besonders reden. Man erhält kein solches Gas, wenn das Wasser nicht siedet, und folglich keine Dämpfe durch das glühende Rohr streichen. Man darf also wohl vermuthen, daß dies Gas durch die Zersetzung der Wasserdämpfe aus einem Bestandtheil des Wassers durch Hülfe des Wärmestoffes gebildet sein möchte.

Untersucht man nach dem Erkalten des Apparats den in dem Flintenlaufe befindlichen Eisendraht, so wird er allen Glanz und alle Dehnbarkeit auf der Oberfläche verloren haben, und wenn man ihn hämmert oder biegt, so wird eine Menge *verkalktes* (oxydirtes) *Eisen* (*Eisenschlacke, Eisenmohr*) von ihm abspringen. Es läßt sich also nichts anders schließen, als daß die Wasserdämpfe den dazu nöthigen Sauerstoff hergegeben haben müssen, das Wasser also aus dem Sauerstoff und einem anderen, der sich durch den Beitritt des Wärmestoffes in obige brennbare Luft verwandelt hat, zusammengesetzt sein möchte.

Zur völligen Wahrheit erwächst diese Vermuthung, wenn man den Apparat so einrichtet, daß man das Gewicht der erhaltenen brennbaren Luft = a, und den durch den Sauerstoff bewirkten Gewichtszusatz des

oxydirten Eisens = b auf das Genaueste bestimmen, und mit dem Gewichte der zersetzten, und folglich verschwundnen Wasserdämpfe = c vergleichen kann. Denn nun zeigt sich wirklich $c = a + b$ und, nach Lavoisiers zahlreichen Versuchen mit einer solchen von ihm angegebnen Vorrichtung sind 100 Gran Wasser aus 85 Gran Sauerstoff und 15 Gran Grundstoff der brennbaren Luft zusammengesetzt.

Hier sind die äußerst klar beschriebenen Versuche nur Prämissen zu der am Schlusse angeführten Folgerung, daß das Wasser aus Sauerstoff und Wasserstoff in einem bestimmten Verhältnisse zusammengesetzt sei. Was durch Figuren noch anschaulicher wurde, haben wir hier durch kurze Umschreibung zu ersetzen gesucht. Deutlichkeit, Anschaulichkeit der Darstellung und die Bündigkeit der Folgerung sind hier die wesentlichen Zwecke. Daher auch gerade hier die Steigerung »Man darf also wohl vermuthen«, »Es läßt sich also nichts anders schließen, als ...«, »Zur völligen Wahrheit erwächst diese Vermuthung, wenn ..«. Die Perioden sind kurz, ohne große Abstufung oder gar Einschachtlung; ihre Verknüpfung einfach und ungesucht, ohne künstliche Übergänge. Außerdem ist auf die Eleganz des Styls nicht ängstlich gesehen. Vergleiche »... läßt, ...,. .. läßt« im Anfange des zweiten Abschnittes.

Als ein Beispiel einer mathematisch begründenden Erklärung, bei welcher man sich der obigen Erklärungen der Ortsbestimmungen № 1. erinnern möge, gelte das folgende Stück.

62. Die Jahreszeiten.

Gewöhnlich erklärt man die Jahreszeiten aus der Bewegung der Sonne in ihrer scheinbaren Bahn, der Ekliptik, am Himmel: »Wenn die Sonne auf den Durchschnittspuncten der Ekliptik und des Himmelsäquators steht, welche und der Horizont größte Kreise der scheinbaren Himmelskugel sich halbiren müssen; so haben wir, je nachdem die Sonne sich dem Nord- oder Südpole nähert, Frühlings- oder Herbstnachtgleiche, Frühling oder Herbst. Wenn die Sonne in der Ekliptik nach Norden um einen Quadranten vom Frühlingsstandpuncte entfernt ist, also um Mittag für die Bewohner der nördlichen Gegenden der Erde am höchsten über dem Horizonte steht; so haben

diese Sommer: und, wenn sie sich über die Herbstnachtgleiche hinaus von dieser am meisten, um einen Quadranten, entfernt hat, also den nördlichen Gegenden Mittags am tiefsten über, oder Nachts am tiefsten unter dem Horizonte steht; so haben diese Winter.«

Anders fällt die Erklärung aus, wenn man sie auf den wirklichen Vorgang gründet. Sie wird durchaus wahr, lichtvoller, bedarf der Erklärung jenes Scheines nicht und läßt uns auch zugleich die Länge der Tage in ihrem Wechsel erkennen, ohne den Horizont in die Erklärung zu ziehen. »Wenn eine dunkle Kugel von einer andern leuchtenden erleuchtet wird, so sind die äußersten Strahlen, welche die dunkle Kugel treffen können, Tangenten beider Kugeln. Die Berührungspuncte dieser Tangenten bilden auf jeder der Kugeln Kreise, welche auf der Linie, die die Mittelpuncte der Kugeln verbindet, senkrecht stehen. Man kann sich dies durch Schnüre anschaulich machen, welche man, über beide Kugeln, nach allen Seiten um beide zugleich als gerade Linien, welche eben jene Tangenten vorstellen, ausspannt. Sind beide Kugeln sehr weit von einander entfernt, so sind jene Kreise der Berührungspuncte größte, d. h. durch der Kugeln Mittelpuncte gehende Kreise. Der Kreis auf der dunkeln Kugel trennt Licht und Schatten und heiße daher Lichtscheide. Die Erde dreht sich nun um die Sonne so, daß ihre Achse, deren Durchschnittspuncte auf der Oberfläche die Pole sind, auf der Bahn der Erde um die Sonne, geneigt steht, die Richtungen der Achsen aber immer einander parallel bleiben. Wenn nun bei der Umdrehung der Erde um die Sonne die Lichtscheide durch die Achse fällt (d. h. die Achse Durchmesser der Lichtscheide wird); so wird die Lichtscheide Meridian, halbirt also, wie jeder Meridian, alle Parallelkreise (alle mit dem Erdäquator parallel laufenden Kreise). Jeder Ort der Erde bleibt also bei der Umdrehung um die Achse 12 Stunden in der Lichtseite (Tag), 12 in der Schattenseite (Nacht). Es ist also dann Tag- und Nachtgleiche, vor dem Sommer Frühling, nach ihm Herbst. Fällt die Lichtscheide so, daß der Nordpol am weitesten von ihr in in der Lichtseite steht; so bleibt der Nordpol und die zunächst liegenden Parallelkreise bei der Umdrehung um die Achse ganz in der Lichtseite, andere Parallelkreise fallen mit einem kleinern Theile in die Schattenseite, und die Örter auf denselben haben also kürzere Nächte als Tage. Dann ist es Sommer, längster Tag. Fällt der Nord-

pol am weitesten von der Lichtscheide in die Schattenseite; so fallen auch die zunächst liegenden Parallelkreise ganz in die Schattenseite, andere nur mit einem kleinern Theile, und die Örter darauf haben länger Nacht als Tag. Dann ist es Winter oder längste Nacht. Da der Äquator und die Lichtscheide sich als zwei größte Kreise halbiren, so haben die Örter auf demselben immer Tag- und Nachtgleiche«. Wie beide Erklärungsweisen zusammenstimmen müssen und wie alle Aufgaben der sphärischen Astronomie sich auch nach der letztern darstellen lassen, ist im Frankfurter Herbstprogramm von 1832 ausgeführt.

63. Der Beruf. (Von Dräseke.)

Jede Kraft, meine Brüder, die wir besitzen, und jede Verbindung, darin wir leben, erlässet einen Ruf an uns. Entscheidet der innere Richter, dieser Ruf könne nicht abgelehnt, ihm müsse gehorcht werden, so wird aus dem Ruf ein Beruf. So haben wir Alle den Beruf, die Wahrheit zu erforschen, das Unrecht zu meiden, die Brüder zu lieben, den Himmel zu suchen. Außer diesem allgemeinen Berufe, den der König hat, wie die Hüttenbewohner, soll jeder Mensch, sobald er durch Alter und Kräfte dazu geweiht ist, noch einen besondern Beruf übernehmen, das heißt, er soll, nach Maßgabe seines Standpunktes in der Gesellschaft, auf ihren Ruf, zur Abwartung gewisser Geschäfte, zur Besorgung gewisser Angelegenheiten, zur Erfüllung gewisser Pflichten, zur Leistung gewisser Hülfen sich anheischig, und dadurch unter den Brüdern sich nützlich machen.

Diese Erklärung soll in der Rede über das Thema »Eine würdige Berufsansicht führt zu hoher Berufsfreudigkeit« einen würdigen Begriff vom Berufe geben, und zwar populär. Zuerst wird der Ruf an uns erklärt, »Kräfte und Verhältnisse fordern uns auf, rufen«. Wenn das Gewissen entschieden hat, daß wir dem Rufe gehorchen sollen, so wird er »Beruf«. Dann unterscheidet die Erklärung den allgemeinen und besondern Beruf, der von der Gesellschaft zu besondern Verrichtungen ausgeht. Die Personificationen befördern die Anschaulichkeit. Die Erklärung des »Rufs« hat nicht bloß einen kleinlichen etymologischen Zweck, sondern soll uns auf den Geber

unserer Kräfte, als den Rufenden, zurückführen, und an dieses Bewußtsein soll eben die Berufsfreudigkeit, das Thema, geknüpft werden. Die Ausführlichkeit am Schlusse »zur Abwartung... Besorgung... Erfüllung... Leistung« ist keine leere, hier zwecklose amplificatio, sondern enthält die verschiedenen Beziehungen, bei denen der Redner die Berufsfreudigkeit nachweisen will. Die Erklärung ist populär-rhetorisch: eine philosophisch-dogmatische hätte in dem Verhältnisse des »Berufs« zum »Ruf« keine Dunkelheit oder Tautologie lassen dürfen. In dem der Erklärung zum Grunde liegenden Urtheile »wir sind zu dem, was der Besitz der Kräfte und Gelegenheiten und die Pflicht von uns fordert, verbunden«, liegt aber eine Tautologie oder eine entschiedene Dunkelheit der Beziehungen, da die Pflicht nichts uns Unmögliches fordern kann.

61. Die geistliche Erfahrung (Von Reinhard.)

Es ist viel daran gelegen, m. Z., den Begriff der geistlichen Erfahrung richtig zu fassen, weil man sich gewöhnlich mit einer dunkeln, unbrauchbaren Vorstellung von derselben behilft, und dann in die Gefahr kömmt, entweder wenig davon zu halten, oder wohl gar die Blendwerke der Schwärmerei an ihre Stelle zu setzen. Lasset uns also, um desto sicherer zu gehen, den Begriff der Erfahrung überhaupt vorausschicken, sodann bestimmen, was die sittliche Erfahrung sei; so wird sich der Begriff der geistlichen Erfahrung gleichsam von selbst mit der nöthigen Klarheit darstellen. Die Erfahrung überhaupt, m. Z., setzen wir theils der gänzlichen Unbekanntschaft mit der Natur und den Veränderungen der Dinge, theils dem Zeugniß Anderer, von dem, was da ist und geschieht, entgegen. Unerfahren nennen wir nämlich zunächst den, dem es entweder überhaupt oder doch in einem gewissen Fache an den nöthigen Kenntnissen fehlt. So haben neugeborne Kinder noch gar keine Erfahrung, und dem Anfänger oder dem, welcher nie in gewissen Geschäften und Lagen des Lebens gewesen ist, mangelt wenigstens die, welche sich bloß in diesen Verhältnissen erlangen läßt. Man kann indessen von der Natur und den Veränderungen der Dinge viel wissen, kann seinen Geist mit Kenntnissen aller Art bereichert haben, und doch unerfahren sein. Wir setzen nämlich die Erfahrung auch dem entgegen, was wir dem Unterricht und Zeugniß Anderer schuldig sind, was wir

also zwar mit unserem Gedächtniß und mit unserem Verstand gefaßt haben, aber ohne die Probe damit gemacht, ohne es durch eigne Versuche bewährt gefunden zu haben. Man kann fremde Länder aus Beschreibungen kennen; aber darum ist man noch kein erfahrner Reisender. Man kann eine Wissenschaft oder Kunst sehr wohl gelernt haben; aber hat man sie nie ausgeübt, hat man seine Kenntnisse nie angewendet, so ist man zwar unterrichtet, aber nicht erfahren. Man kann von Geschäften, Lagen, Verhältnissen und Umständen des Lebens viel gehört haben, und wissen. Hat man diese Geschäfte nie getrieben, ist man in diesen Lagen, Verhältnissen und Umständen nie selbst gewesen, so hat man noch immer keine Erfahrung von denselben. Aus empfangenen Kenntnissen und aus Erfahrung ist also unser ganzes Wissen, wiefern es die Natur und die Veränderungen der Dinge betrifft, zusammengesetzt. Jene, die empfangenen Kenntnisse, müssen wir einem fremden Zeugniß glauben, und daher sind sie weder klar noch anschaulich, noch wirksam und brauchbar genug. Diese hingegen, die Erfahrung, ist unser Eigenthum; sie hat eben darum alle die Klarheit, Gewißheit und Anwendbarkeit, welche sich wünschen läßt; sie ist der Inbegriff dessen, was uns von der Beschaffenheit der Dinge und von ihren Veränderungen durch eigenes Beobachten, Wirken uud Leiden bekannt worden ist. — Es ist offenbar, daß sich die Erfahrung in diesem Sinne über alles verbreitet, wovon wir uns durch Beobachten, Wirken und Leiden eine Vorstellung erwerben können. Aber unter allen Arten der Erfahrung ist uns hier keine wichtiger, als die sittliche. Diese bezieht sich auf alles, was den Zustand und die Veränderungen unserer freien, vernünftigen Natur betrifft. Dem rohen, thierischen Menschen, bei welchem Vernunft und Gewissen sich gar nicht regen; dem Leichtsinnigen und Zerstreuten, der seinen Gemüthszustand vernachlässigt und nie auf denselben achtet; dem Lasterhaften und Pflichtvergessenen, der sein Gewissen vorsätzlich betäubt und in wilden Ausschweifungen dahin lebt, fehlt die sittliche Erfahrung ganz: dieses bedarf keines Beweises. Aber ihr werdet sie auch bei jenen Schwätzern vergeblich suchen, welche die großen, bedeutenden Namen der Vernunft und der Freiheit, der Pflicht und des Rechts, der Tugend und Liebe, der Sittlichkeit und des Gewissens zwar unaufhörlich im Munde führen, aber die damit bezeichnete Sache fast bloß aus den Beschreibungen Anderer kennen, die nie daran gedacht haben, ihre Freiheit zu gebrauchen, ihre Pflicht zu erfüllen,

ihrem Gewissen zu folgen und das alles zu werden, was man werden soll. Habt ihr dagegen euer Inneres fleißig beobachtet und euch von dem Zustande desselben durch eigenes Forschen unterrichtet; habt ihr auf das heilige Gesetz gemerkt, das in demselben gebietet und euere Pflichten euch vorhält; habt ihr daran gearbeitet, eure Fehler kennen zu lernen und abzulegen; habt ihr euch Mühe gegeben, eure Obliegenheiten zu erfüllen und besser zu werden; seid ihr durch diese Übung mit euch selbst, mit den Schwachheiten eures Herzens, mit den Schleichwegen eurer Leidenschaften, mit den Hindernissen und Hülfsmitteln des Guten vertraut geworden; wisset ihr aus eigenen Versuchen, mit welchen Schwierigkeiten das große Geschäft der Besserung verknüpft ist, und welche Abwechselungen dabei vorkommen: so habt ihr sittliche Erfahrung, so braucht ihr in dem, was die Verfassung des menschlichen Herzens betrifft, nicht fremden Aussagen und Versicherungen zu glauben, sondern könnet selbst urtheilen. Der Inbegriff dessen, was uns von dem Zustande und den Veränderungen unserer freien, vernünftigen Natur durch eigenes Beobachten, Wirken uud Leiden bekannt worden ist, ist die sittliche Erfahrung. — Und nun, m. Z., stellt sich auch der Begriff der geistlichen Erfahrungen mit der nöthigen Klarheit dar. Für unseren sittlichen Zustand kann nämlich nichts heilsamer und wichtiger sein, als die Religion überhaupt, und das Christenthum insbesondere. O, die Lehre Jesu ist ganz darauf berechnet, die Herzen der Menschen zu erschüttern und zu rühren, das sittliche Gefühl anzuregen und zu beleben, und das nöthige Licht über unser tiefes Verderben und über unsere Strafwürdigkeit vor Gott zu geben, uns mit Wehmuth und Reue über unsere Sünden, aber auch mit Muth und Kraft zum Guten zu erfüllen, den Kampf wider das Böse uns zu erleichtern und uns jenes Vertrauen zu Gott, jenen kindlichen Sinn, jene lebendige Hoffnung einzuflößen, die wir nöthig haben, wenn wir neue bessere Menschen werden und alle Noth der Erde glücklich besiegen sollen. Wer nun dieses alles bloß vom Hörensagen weiß; wer diesen Einfluß des Evangelii Jesu auf unsere ganze sittliche Verfassung nur aus den Beschreibungen Anderer kennt; wer sich nicht entsinnen kann, ihn selbst empfunden und bei sich wahrgenommen zu haben, der mag noch so viel davon wissen, noch so beredt davon sprechen können, Erfahrung hat er nicht; es fehlt ihm gerade die Erfahrung, welche wir die geistliche nennen. Ja, m. Z., der Inbegriff dessen, was uns von dem wohl-

thätigen Einflusse des Evangelii Jesu auf unsere ganze innere Verfassung durch eigenes Beobachten, Wirken und Leiden bekannt worden ist, ist unsere geistliche Erfahrung.

Die Erklärung hatte einen doppelten Zweck, den Zuhörern die Wichtigkeit der Sache und die Gefahr, Blendwerke der Schwärmerei an ihre Stelle zu setzen, deutlich zu zeigen, und dann später daraus Folgerungen für unser Verhalten aus der gewonnenen Erkenntniß zu ziehen. Der Lehrer steigt von dem allgemeinen Begriffe der Erfahrung zu einer Art derselben, der sittlichen, herab, und entwickelt dann erst den Begriff der geistlichen Erfahrung. Das logische Verhältniß der beiden letztern Begriffe ist zwar keineswegs klar. Es ist hier nicht das der logischen Coordination, da der größere und bestimmtere Theil der vom letztern angegebenen Elemente, »das sittliche Gefühl..... den Kampf wider das Böse zu erleichtern« unverkennbar sittlicher Natur ist; die andern, zuletzt angeführten aber »und jenes Vertrauen..... besiegen sollen« rein und wirksam einzig aus der sittlichen Natur des Menschen entkeimen; und da umgekehrt alle wahrhaft sittlichen Motive im Wesen religiös sein müssen (vgl. I. §. 102). Es ist auch aus gleichen Gründen nicht das der Unterordnung, sondern die Gegenstände sind hier nur durch die Standpuncte der Beobachtung verschieden. Es ist ferner der Begriff der geistlichen Erfahrung nur auf die Wirksamkeit des Evangeliums beschränkt, als wenn nur von daher und nicht auch bei Nichtchristen geistliche Erfahrungen möglich seien. Aber für den Zweck der Rede bedurfte es keiner schärfern Unterscheidung, und die nach den Gesichtspuncten war für ein gemischtes Publicum zu schwierig; und die Beschränkung wird ebenfalls durch den Zweck und das Publicum einer rein christlichen Gemeinde entschuldigt. Unnöthig war in der Vorbereitung zum allgemeinen Begriffe der Erfahrung die Unterscheidung des Mangels an Kenntnissen und des Mangels an Kenntnissen aus eigener Beobachtung und Wahrnehmung, da das erstere auch das zweite einschließt, und die Concession »aber ihr werdet sie auch bei den Schwätzern...., was man werden soll« hinlänglich war, das bloße Wissen vom Hörensagen auszuschließen. Übrigens findet man auch in den spätern Reden des berühmten Kanzelredners schärfere Unterscheidungen und einen rhetorischern Periodenbau.

65. Die natürlichen Ketzereien am Christenthum.
(Von Schleiermacher.)

Die natürlichen Ketzereien am Christenthum sind die doketische und nazoräische, die manichäische und pelagianische.

1) Wenn man bei diesen Ausdrücken nur an die gleichnamigen geschichtlichen Erscheinungen denkt: so kann die Auswahl derselben, um durch sie das Ganze der Häresie zu bezeichnen, sehr willkürlich erscheinen und sehr ungleichmäßig, indem die letzten beiden zwar sehr verbreitet gewesen sind und öfter wiedergekehrt, die ersten aber sehr vorübergehend und von geringem Umfang, wogegen andere Namen viel gewichtiger sind und weit mehr in Aller Munde. Allein diese Namen sollen hier nur allgemeine Formen bezeichnen, die eben hier zu entwickeln sind, und die Erklärungen, an welche sie erinnern sollen, gehen aus dem Sachverhältniß hervor, möge dann auch immer Pelagius z. B. kein Pelagianer sein in unserem Sinn. Das Sachverhältniß ist aber zunächst dieses, auf wie vielerlei Weise dem eigenthümlichen Grundtypus christlicher Lehre so kann widersprochen werden, daß doch der Schein des christlichen bleibt. Die Frage, aus was für fremdartigen Einflüssen nun diese Abweichungen entstanden sein mögen, ist eine rein geschichtliche Untersuchung, welche eigentlich nicht mehr hieher gehört, wiewohl allerdings die Überzeugung, daß alles Fremdartige, wenn es anders noch auf den Namen des christlichen Anspruch machen will, sich in eine von diesen Formen fügen müsse, erst die vollständige Bürgschaft für die Wahrheit unsrer Darstellung wäre.

2) Wenn nun das eigenthümliche Wesen des Christenthums darin besteht, daß alle frommen Erregungen auf die durch Jesum von Nazareth geschehene Erlösung bezogen werden, so wird häretisches entstehen können auf eine zweifache Weise, wenn nämlich diese Grundformel im allgemeinen zwar festgehalten wird, da ja sonst der Widerspruch ein offenbarer wäre und ein totaler, so daß ein Antheil an christlicher Gemeinschaft nicht einmal gewollt werden könnte; es wird aber entweder die menschliche Natur so bestimmt, daß genau genommen eine Erlösung nicht vollzogen werden kann, oder der Erlöser auf eine solche Weise, daß er die Erlösung nicht vollziehen kann. Jeder von diesen beiden Fällen aber kann wieder auf eine zweifache Weise eintreten. Nämlich, was das erste betrifft, wenn die Menschen sollen erlöst werden, so

müssen sie ebensowohl der Erlösung bedürftig sein, als auch fähig, sie anzunehmen. Wird nun das eine zwar offenbar gesetzt, das andere aber auf eine versteckte Weise geläugnet, so trifft dieser Widerspruch zugleich die Grundformel selbst; nur liegt dies nicht gleich zu Tage. Wenn nun zuerst die Erlösungsbedürftigkeit der menschlichen Natur, d. h. die Unfähigkeit derselben, das schlechthinnige Abhängigkeitsgefühl allen menschlichen Zuständen einzubilden, auf eine solche Weise schlechthinnig gesetzt wird, daß dabei die Fähigkeit, erlösende Einwirkungen aufzunehmen, in der That verschwindet, so daß sie nicht zugleich erlösungsbedürftig ist, und auch fähig, Erlösung aufzunehmen, sondern letzteres erst nach einer gänzlichen Umschaffung, so ist dadurch zugleich die Grundformel aufgehoben. Nun folgt aber dieses ohnfehlbar, wenn man ein an sich Böses als ursprünglich und Gott entgegengesetzt annimmt, und die menschliche Natur in jener Unfähigkeit denkt, kraft einer Botmäßigkeit, welche dieses Urböse über sie ausübt, und deßhalb nennen wir diese Abweichung die manichäische. Aber eben so, wenn auf der andern Seite die Fähigkeit, Erlösung anzunehmen, so schlechthinnig angenommen wird, mithin jede Hemmung an dem Eintreten des Gottesbewußtseins so durchaus unendlich klein, daß sie in jedem einzelnen Moment, in Jedem durch ein unendlich kleines Übergewicht zur Befriedigung ausgeglichen werden kann: so ist alsdann die Erlösungsbedürftigkeit wenigstens in sofern Null, als sie nicht mehr das Bedürfniß eines einzelnen Erlösers ist, sondern nur für Jeden in einem schwachen Moment das Bedürfniß eines anderen, wenn auch nur in diesem Moment, was die Hervorrufung des Gottesbewußtseins betrifft, stärkeren Individuums, und als mithin die Erlösung nicht das Werk eines Einzelnen zu sein braucht, sondern ein gemeinsames Werk Aller an Allen, woran nur höchstens Einige vor Andern immer in einem höhern Grade Theil haben, und diese Abweichung können wir wohl in obiger Weise mit Recht die pelagianische nennen. — Was nun das andere betrifft, so ist, wenn Jesus der Erlöser sein, d. h. der eigentliche Anfangspunct stätiger und lebendiger, also ungehemmter Hervorrufung des Gottesbewußtseins, so daß der Antheil aller Andern hieran nur durch ihn vermittelt ist, auf der einen Seite nothwendig, daß er sich eines ausschließenden und eigenthümlichen Vorzugs vor allen andern erfreue; auf der andern Seite aber muß auch eine wesentliche Gleichheit zwischen ihm und Allen Statt finden, weil sonst, was er mittheilen

kann, nicht dasselbe sein könnte, als was sie bedürfen. Daher kann auch von hier aus der allgemeinen Formel auf zwiefache Art widersprochen werden, weil jedes von beiden so unbeschränkt gedacht werden kann, daß das andere dabei nicht mehr mitgesetzt bleibt, sondern verschwindet. Und zwar, wird der Unterschied Christi von den Erlösungsbedürftigen so unumschränkt gesetzt, daß eine wesentliche Gleichheit damit unvereinbar ist: so verschwindet auch sein Antheil an der menschlichen Natur in einem bloßen Schein; mithin kann auch unser Gottesbewußtsein, als etwas wesentlich verschiedenes, nicht von dem seinigen abgeleitet sein, und die Erlösung ist auch nur ein Schein. Wiewohl nun die eigentlich sogenannten Doketen unmittelbar nur die Realität des Leibes Christi geläugnet haben, so schließt doch diese wegen der Unzertrennlichkeit, unter welcher allein uns Leib und Seele gegeben sind, die Realität der menschlichen Natur überhaupt in seiner Person ebenfalls aus, und wir dürfen daher diese Abweichung füglich die doketische nennen. Wird endlich im Gegentheil die Gleichheit des Erlösers mit den zu Erlösenden so unbeschränkt gesetzt, daß ein eigenthümlicher, sein Dasein mit constituirender, Vorzug desselben dabei nicht weiter bestehen kann, sondern dasselbe ganz unter derselben Formel, wie das aller anderen Menschen, begriffen werden soll: so muß dann, und wäre es auch als schlechthin kleinstes, auch in ihm zuletzt Erlösungsbedürftigkeit mitgesetzt sein, und das Grundverhältniß ist seinem Wesen nach gleichfalls aufgehoben. Diese Abweichung nennen wir nun nach dem Namen derer, welche zuerst Jesum ganz als einen gewöhnlichen Menschen sollen angesehen haben, die nazoräische, oder ebionitische. Anderes häretische aber, als was unter einer von diesen vier Formen befaßt sein kann, läßt sich nicht denken, wenn der Begriff der christlichen Frömmigkeit derselbe bleiben soll. Denn mehrere Puncte, an denen er indirect angegriffen werden könnte, giebt es nicht; wird aber der Begriff der Erlösung geradezu geläugnet, oder auch ein anderer Erlöser aufgestellt, also geradezu behauptet, entweder, daß die Menschen nicht erlösungsbedürftig seien, oder daß sich in Jesu keine erlösende Kraft finde, so ist die Behauptung nicht mehr häretisch, sondern antichristlich.

Nachdem der Verfasser vorher erwiesen hatte, daß das eigenthümliche Wesen des Christenthums darin bestehe, »daß alle frommen Erregungen auf die durch Jesum geschehene Erlösung bezogen

werden«, auch den Begriff der Erlösung allgemein als einen durch die Hülfe eines Andern vermittelten Übergang aus einem schlechten Zustande, einem Gebundensein, in einen bessern festgestellt hatte: entwickelt er aus jener Bestimmung des Wesens des Christenthums die vier Weisen, »wie dem eigenthümlichen Grundtypus der christlichen Lehre so widersprochen werden könne, daß doch der Schein des christlichen bleibe.« Die Eintheilung zeigt sich, dichotomisch fortschreitend, als erschöpfend. Denn I. kann die menschliche Natur so bestimmt werden, daß keine Erlösung vollzogen werden kann, weil sie 1) entweder als nicht erlösungsfähig (Manichäisch) oder 2) als nicht erlösungsbedürftig (Pelagianisch) aufgefaßt wird; oder II. es kann der Begriff des Erlösers so bestimmt werden, daß er die Erlösung nicht vollziehen kann, weil er entweder so aufgefaßt wird, 3) daß keine wesentliche Gleichheit desselben mit dem Erlösten Statt findet (Doketisch), oder 4) daß er keinen wesentlichen Vorzug vor den Erlösten hat (die Nazoräische). Die Namen sollen hier nur allgemeine Formen bezeichnen, unbekümmert darum, ob die Klassen mit den historisch bekannten Secten congruent sind. Diese Entwicklung ist nun mit dem bewundrungswürdigen Scharfsinn und der gewandten Dialektik durchgeführt, in welchen er schwerlich von einem Denker der neuern Zeit übertroffen worden ist. Der Gang der Untersuchung erstrebt eine fast mathematische Klarheit, Bestimmtheit und Bündigkeit, so daß bei dem Schlusse nichts zu wünschen übrig bleibe. Die unmittelbar folgenden Erörterungen, wie diese Secten die Gränzen der »kirchgemäßen« Ansicht bestimmen können, wie von Seiten der logischen Bestimmung die Manichäische mit der Doketischen, die Pelagianische mit der Nazoräischen Klasse verwandt sey; von Seiten der historischen Entstehung aber die Nazoräische und Manichäische als orientalisch-jüdische, die Pelagianische und Doketische aber als mehr hellenisch-heidnische, und wie sich der Supranaturalismus und Rationalismus zu den Klassen verhalte: diese Erörterungen beurkunden des Verfassers tiefe historische Kenntniß und den Linnéischen Scharfblick in der Auffindung und Bestimmung der unterscheidenden und verwandten Merkmale. Von andern Vorzügen werden wir später reden. Was wir hier anders wünschen, ist meist auf die Eigenthümlichkeit der stylistischen Form beschränkt, von welcher wir später noch ausführlicher handeln werden. Schon

in der ersten Periode folgen auf den geschlossenen Hauptsatz zwei erklärende, im adversativen Verhältniß stehende, Adverbialsätze, dann ein Gegensatz, der nur zu dem zunächst vorhergehenden gehört. Dann folgt eine adversative Periode, auf den Hauptsatz bezogen. Diese Folge dreier Adversativen »aber..., wogegen..., Allein...«, ist der Leichtigkeit der Auffassung entgegen, um so mehr, als die beiden Adverbialsätze mit ihrer Unterordnung »wogegen« eine fühlbar zu große Abstufung bilden. Die dritte Periode bezieht sich nur auf die letzte der beiden unter »Allein« zusammengezogenen Beiordnungen der zweiten Periode, durch einen schleppenden Nachsatz von ihr getrennt. In der vierten enthält der Hauptsatz nur eine Nebenbemerkung; die untergeordnete, nur auf den Adjectivsatz bezogene, Concessive aber eine logisch wichtige, die Vollständigkeit der Construction betreffende, Regel. Dazu kommt nun noch, daß die erklärenden Adverbialsätze »indem...« das »willkürlich« und das »ungleichmäßig« nicht sogleich evident erklären. Denn wären die Namen auch den Klassen völlig congruent, so hätten sie doch von ganz verschiedener historischer Bedeutsamkeit, Dauer und Ausbreitung sein können, und was heißt dann eine ungleichmäßige Wahl? Es möge mir der Versuch erlaubt sein, diesen Abschnitt in eine durchschaulichere Darstellungsweise zu übersetzen. »Die natürlichen ...... pelagianische.« — »Mögen auch von den gleichnamigen geschicht»lichen Erscheinungen zwar nur die beiden letzten sehr verbreitet »gewesen und oft wiedergekehrt sein, die beiden ersten aber, andern »Namen an Bedeutsamkeit, Dauer und Umfang weit nachstehend, »nur vorübergehend und von geringem Umfange; so ist doch diese »Wahl der Namen nicht willkürlich«, [sondern auf die Grundlehren »der Secten, oder die Folgerungen aus denselben gegründet], »möge »auch immer Pelagius kein Pelagianer in unserm Sinne sein. Sie »sollen hier nur allgemeine Formen bezeichnen, die Weisen, auf »welche dem eigenthümlichen Grundtypus christlicher Lehre so kann »widersprochen werden, daß doch der Schein des christlichen bleibt; »und alles Abweichende muß sich, wenn es anders noch auf den »Namen des christlichen Anspruch machen will, in eine von diesen »Formen, soll die Wahrheit unserer Darstellung vollständig verbürgt »sein, fügen. Die Frage aber, aus was für fremdartigen Einflüssen »diese Abweichungen entstanden sein mögen, ist eine rein geschicht-

»liche, und die Untersuchung darüber gehört eigentlich nicht mehr »hierher.« Das in [] von mir Eingeschaltete kann wohl nur allein die »Wahl« genügend motiviren und den Schein der Willkühr entfernen.

In dem 2ten Abschnitte stört bei der Beschreibung des Pelagianischen die Folgerung »so ist... Null..« und der Gegensatz zwischen »einem einzelnen Erlöser« und »einem anderen Individuum« hernach »Aller an Allen.« Der Schluß »so...« enthält einen nicht unbedeutenden Sprung, da ebensowohl angenommen werden könnte, daß durch das gemeinsame Werk Aller an Allen ein großes Übergewicht ausgeglichen werden könnte, als daß durch dasselbe auch das kleinste nicht ausgleichbar sei. Dies ist eine bedeutende Einwendung. Der Gegensatz sollte eigentlich sein zwischen einem durch die Sündlosigkeit von allen Andern unterschiedenen Erlöser oder, was freilich unnöthig wäre, mehreren dergleichen, und zwischen der Wirkung Aller an Allen, wo dann freilich die Beschreibung an die der beiden andern Klassen in Beziehung auf die Natur des Erlösers streift. Zwar ist auch bei der zweiten Hauptabtheilung der Grund »weil sonst, was er mittheilen kann, nicht dasselbe sein könnte, als was sie bedürften« nicht gleich evident; aber er stützt sich doch auf früher versuchte Erörterungen.

Die besondern Eigenthümlichkeiten des Periodenbaues, die wir bisher wahrgenommen haben, sind 1) oft zu lange dem Schlusse der Hauptsätze folgende Adverbialsätze, durch welche 2) die Beziehung der nachfolgenden Perioden erschwert wird. 3) Völlige Zusammenziehungen der Sätze werden da vermieden, wo eine nachfolgende Bestimmung nicht auf alle Beiordnungen geht: »so kann.... willkürlich erscheinen, und ungleichmäßig, indem...«, wo die adverbiale Bestimmung nur auf »ungleichmäßig« geht; und »da der Widerspruch...... ein offenbarer wäre und ein totaler, sodaß...«; aber auch ohne solche Gründe: »indem die letzten beiden...... verbreitet gewesen sind und öfter wiedergekehrt«. Damit hängt 4) zusammen eine Neigung zur ausschließenden Inversion (I. 109, 3), mit Grund: »so wird häretisches entstehen können auf eine zwiefache Weise«, ohne Grund: »...kein Pelagianer sein in unserm Sinne«. 5) Zugleich werden die begründenden, restrictiven und conditionalen Bestimmungen nicht selten in eine leiterförmige Abstufung gestellt:

»so wird..., wenn nämlich..., da ja sonst...., so daß...« letzteres in der 3ten Abstufung, die wegen der vorangehenden ausschließenden Inversion die Bewegung einer 4ten Abstufung erhält. 6) Endlich erhalten nicht selten gegen Synt. II. §. 144 — 151 die Gedanken eine ihrer logischen Geltung unangemessene grammatische Würde, wie »Die Frage, aus was....; wie wohl.... wäre«, wo der concessive Adverbialsatz den wichtigern Gedanken einschließt. Alle diese Eigenthümlichkeiten aber geben den Darstellungen dieses berühmten und höchst verdienstvollen Denkers, indem sie die Überschaulichkeit und Leichtigkeit der Perioden hindern, den Schein einer noch größeren Schwierigkeit; und wären sie vermieden, so würden die großen und bildenden Ergebnisse seiner Forschungen eine noch allgemeinere Anerkennung gefunden haben.

66. Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen. (Von Schleiermacher.)

Gewiß ein kräftigerer Trost kann nicht dargeboten werden, als der in den Worten unsers Textes enthaltene, daß alle Dinge zum Besten gereichen müssen. Nur hat man ihnen von jeher manche unreine Deutung untergelegt, und unwürdige Hoffnungen dahinter versteckt. Ehe wir uns daher diesen Text ausführlicher vorhalten, laßt uns ja gedenken, daß er nur denen gegeben wird, die Gott lieben. Wir sind gewohnt, die Menschen vorzüglich so zu unterscheiden, daß eben dieses, daß sie Gott lieben, von einigen muß bejahet werden, von anderen aber verneint; und dieser Unterschied ist auch sonst wohl begründet. Es giebt allerdings einige, in denen die Liebe zu Gott Oberhand hat; es giebt andere, bei denen sich überall stärkere Spuren zeigen von der Liebe zur Welt. Allein in Bezug auf den Inhalt unseres Textes kann uns dieser Unterschied nicht Genüge leisten. Würden wir nicht erschrecken über unsre Härte, wenn wir irgend einen Menschen durch unser Urtheil als einen solchen bezeichnen wollten, der von Liebe zu Gott entblößt, und also auch nicht mit eingeschlossen wäre in diese vorsorgende Liebe Gottes, die unser Text beschreibet? Und würden wir nicht eben so erschrecken über unsre Anmaßung, wenn wir von uns selbst behaupten wollten, wir wären so vollendet in der Liebe zu Gott, daß uns gewiß alles zu dem dienen müsse, was wir, wie wir eben sind, jedesmal für

das Beste hielten. Wäre nicht beides ein Wahn, der uns zu menschenfeindlichem Aberglauben verleiten müßte, in Absicht dessen, was Anderen begegnet, und zu gefährlichem Irrthum, in Absicht dessen, was uns selbst bevorsteht. Nein! hier, wo es uns darauf ankommt, Gott in seinen Führungen zu verstehen, und zu rechtfertigen, hier laßt uns alles recht genau nehmen, und jeder in sich selbst den Unterschied aufsuchen zwischen dem Menschen, der Gott liebt, und der nicht, ausgehend von dem demüthigen, aber gewiß richtigen, Bewußtsein, daß auch wir noch nicht ganz in der Liebe zu Gott und durch sie leben. Ja! leider ist in uns Allen etwas, das nur nach dem Angenehmen und Erfreulichen strebt, das sich Entwürfe setzt, und Wünsche bildet, nur in Bezug auf das, was für Jeden nach seiner Stimmung das Vorzüglichste ist unter den irdischen Dingen. Dieses Streben, wenn wir uns damit nicht bis ins Gesetzwidrige verwirren, sondern nur innerhalb des Erlaubten, wie wir uns auszudrücken pflegen, seine Befriedigung aufsuchen, kann zwar durch die Liebe zu Gott auf mancherlei Weise beschränkt werden, aber gewiß kann es nicht aus ihr hervorgegangen sein. Denn es richtet sich ja nicht in dem Maß auf etwas, oder wendet sich ab, als jegliches den Willen Gott darstellt, und fördert; sondern danach, wie etwas angenehm ist, und erfreulich, wird es stärker und schwächer. Und das wissen wir Alle, daß, was gleich sehr erfreut, doch sehr verschiedenen Werth haben kann, in Bezug auf Gott, und was gleich wohlgefällig ist vor Gott, dennoch gar verschieden wirken kann auf dieses Gefühl. Wie schuldlos also auch dieses scheint und wie untadelich es sich gebehrdet, es ist doch in uns allen der Mensch der Sünde, der Gott nicht liebt, sondern die Welt. Sehet da die eigenthümlichen Gränzen, in denen der Trost des Christenthums eingeschlossen ist, daß, indem ich ihn uns aneigne, ich diesen Menschen in uns nicht verbürgen, und ihm nicht zusichern kann, daß irgend etwas zu seinem Besten gereichen werde.

Es kann der unschuldigste ruhigste Lebensgenuß sein, worauf er ausgeht: ich weiß doch nicht, wenn dieser einen Stoß erlitten hat durch die Zerrüttungen der Zeit, wenn die Mittel, ihn immer wieder zu erneuern, verschwunden sind; ich weiß nicht, ob die Wunde heilen, ob die Lücke sich wieder ausfüllen wird. Es kann eine unbescholtene Wirksamkeit sein, die er durch vielfache Verbindungen in der Welt weit zu verbreiten suchte: ich weiß nicht, wenn diese Fäden vielleicht größtentheils zerrissen sind, ob das Ganze sich wieder werde herstellen lassen, und das

Christenthum giebt keine Zuversicht, daß alles wieder sein werde, wie zuvor. Ja! dies gilt nicht nur von dem kleineren Gebiet des einzelnen Menschen; sondern auch in ihren mannigfaltigen Verbindungen und dem gemeinschaftlichen Leben, welches sie führen, giebt es einen solchen irdischen Menschen, einen solchen nur auf Glanz, auf Genuß, auf äußren Schein gerichteten Sinn, der nicht Gott und das Göttliche liebt; und auch für eine solche Art, die Seinigen und das gemeine Wesen zu lieben, weiß ich keinen Trost aus unserm Text. Ist vieles, vielleicht der größte Theil, von dem verloren gegangen, was einem solchen Sinn schmeicheln konnte unter uns: ich kann keine Bürgschaft leisten, wieviel oder wie wenig davon werde wieder zu gewinnen sein. Was wir auch über die Zukunft denken, und menschlicher Weise von ihr hoffen mögen, im Namen des Christenthums wenigstens wäre es so frevelhaft, irgend eine solche Hoffnung zu begünstigen, daß, was jetzt irdisch verloren ist, zu einer anderen Zeit werde irdisch ersetzt werden. Der Trost des Christenthums ist nur für den Menschen, der Gott liebt. Dieser ist in uns die Kraft des göttlichen Willens und Geistes selbst; und wenn ihr fragt, welches denn nun sein Bestes, zu dem Alles dienen soll, sei; so sage ich nicht etwa, daß er selbst besser und vollkommner werde in sich, denn was uns treibt, Gott zu lieben, ist vollkommen; sondern nur, daß er alle irdische und menschliche Kräfte in uns immer mehr an sich reiße, und sich zu eigen mache, so daß nichts Anderes in uns wirkt und gebietet, als er. Wenn nun die Gesinnung selbst vollkommen ist, und nur die Macht, welche sie ausübt, wachsen soll, so geschieht dieses durch Einsicht. Denn durch Einsicht und Erkenntniß herrscht die Gesinnung, Unkenntniß aber und Unwissenheit machen sie unwirksam. Daß wir also uns selbst erkennen, wie weit wir nämlich in dieser Vereinigung mit dem Göttlichen gediehen sind, und daß wir Gott erkennen, auf welche Art er nämlich in der Welt und in dem Menschen wirkt, dies ist jenes Beste, wozu uns Alles dienen muß, wie die göttliche Offenbarung uns verheißt. Und wie uns dazu auch, was jetzt geschehen ist, gereichen soll und kann, auf das Wichtigste hiervon will ich jetzt eure Aufmerksamkeit lenken.

Dies ist die Einleitung, der Eingang, zu einer Trostpredigt nach den Drangsalen, welche Preußen, und ganz Deutschland in ihm, nach der Schlacht bei Jena trafen. Er stehe hier zunächst als

ein Beispiel, wie Begriffsbestimmungen für den Beweis benutzt werden können: und es gehört zu den Eigenthümlichkeiten des berühmten Lehrers, auf die tiefdringende Läuterung derselben gern seine Beweise zu stützen. Es kam hier auf die Bestimmung »eines Menschen, der Gott liebt« und »des Besten«, wozu Alles dienen soll, an. Von dem letztern Begriffe aus wurde die Disposition gemacht: 1) »zur Erkenntniß unserer selbst« und 2) »Gottes«.... Hier zeigt sich nun das Bestreben, die Begriffe so zu bestimmen, daß alle sittlich nachtheiligen, anmaßlichen, unduldsamen, und unreinen; sowie die Gottes unwürdigen und unwahren Vorstellungen entfernt werden. Der Unduldsamkeit und dem geistlichen Selbstdünkel entgegen erklärt er, daß in uns allen noch »der Mensch der Sünde, der Gott nicht liebt« sei, und beschränkt das Attribut der Liebe zu Gott auf »die Kraft des göttlichen Willens und Geistes selbst in uns«, welche er für unduldsam und anmaßlich hält, irgend einem Menschen abzusprechen. Da diese nun »was uns treibt, Gott zu lieben« »vollkommen sei« und »nicht besser werden könne«, so beschränkt er den Begriff des Besserwerdens darauf, »daß diese Kraft alle unsere irdischen Kräfte in uns immer mehr an sich reiße«. So tritt die höhere Ansicht hervor, daß Alles Allen zum Besten gereiche. Da die Darstellung nicht die Menschen selbst nach dem Übergewicht der Richtung zu ihrer Bestimmung unterscheiden wollte; sondern in Jedem diesen Unterschied des sinnlichen Menschen und des höhern Geistes aus Gott, festsetzte: so mußte das letztere Princip, da ja alle Unvollkommenheit dem ersten, dem sinnlichen, angehörte, vollkommen sein. Wäre nun diese Kraft ein wirkliches Wesen, oder ein Vermögen in allen Menschen, so wäre man versucht zu fragen, wie sie sich zu den Kräften der Erkenntniß, die ja wachsen soll, verhielte, und der Ausdruck streifte an einen dunkeln Pantheismus, bei welchem das logische Subject des Textes »denen, die Gott lieben« in Gott selbst verschmolzen, verloren ginge; aber diese Kraft wird gleich »eine vollkommene Gesinnung« genannt, und »nur die Macht, die sie auf uns ausübt, soll wachsen, und darin soll »ihr Bestes« bestehen. Demnach wären die Worte des Textes gleichbedeutend mit der Wahrheit: Alles dient dazu, den Einfluß der vollkommenen Gesinnung in (allen) Menschen zu vermehren. Man möchte aber schwer zu überzeugen sein, daß diese Bestimmung

des Begriffs von »denen, die Gott lieben« der Auffassung des Lehrers, Jesus, geschweige seiner Schüler entspreche; und daß sie, mit dem Schein mehr einer kritischen Berichtigung, als einer Auslegung des Textes, nicht eher auf einen theologischen Lehrstuhl, als auf die Kanzel gehörte. Auf die Kanzel gehört aber die geistige und wahrhaft trostreiche Ausführung der wirklichen Theile dieser trefflichen Predigt.

Der Styl derselben trägt zwar noch viele der im vorigen Stücke bemerkten Eigenthümlichkeiten rücksichtlich der Construction der einzelnen Perioden. Diese selbst aber sind in ihrer Verbindung eine natürliche Abfolgerung, und leichter verknüpft. Die öfter eingeflochtenen Fragen, selbst die natürliche Wortfolge der Hauptsätze statt der Nachsätze, und die parallele Construction in den folgenden Perioden macht hier weit mehr, als in vielen andern seiner Predigten, die Darstellung überschaulicher und verständlicher. »Es kann der unschuldigste..., ich weiß nicht... Es kann eine unbescholtene Wirksamkeit.... ich weiß nicht...«

Dritte Abtheilung.

Urtheile und ihre Beweise.

Fragmente aus Reden.

67. Über das Duell. (Von Reinhold.)

Ich kann nicht von der Wichtigkeit dieser Anstalt (des akademischen Ehrengerichts) sprechen, ohne mich nicht auf eine Beleuchtung des Übels einzulassen, gegen welches dieselbe vorzüglich gerichtet ist. Sie soll nämlich dem Duelle zuvorkommen, dessen Bestrafung für den Staat ein nicht viel kleineres Unglück ist, als das Verbrechen selbst, ungeachtet dieses zu den schwärzesten gehört, deren sich ein Mensch, ein Bürger, und ein studirender Jüngling schuldig machen kann.

Der Todschlag, auf dessen Gefahr jedes Duell mehr oder weniger gewagt wird, ist unter allen Übelthaten die unmenschlichste, indem er das in der Verbindung zwischen Leib und Seele bestehende Wesen der

Menschheit aufhebt. Wer schaudert nicht bei dem bloßen Gedanken der Vernichtung eines Menschen durch den Menschen. Nur in Rücksicht auf das erschreckliche Unrecht, das in dem Angriffe auf ein Menschenleben liegt, ist das traurige Recht denkbar, sein Leben durch den Tod des Angreifers zu retten.

Der Duellant mag nun die Absicht zu morden haben, oder nicht; so ist er vor Gott und seinem Gewissen schon dadurch ein Mörder, daß er ein Menschenleben in Gefahr setzt, und zwar ein zweifacher Mörder, einmal seines Nebenmenschen, dessen Leben er nachstellt, und dann Selbstmörder, indem er, so viel an ihm liegt, seinen Gegner zwingt, seinem eignen Leben nachzustellen. Und ist nicht schon auch nur die beabsichtigte oder gewagte Verstümmelung eines Menschen Verbrechen der beleidigten Menschheit. Daß dieses von allen ohne Ausnahme gilt, erhellet schon daraus, weil keines wenigstens von der Seite seines Urhebers eine bloße Nothwehr sein kann, und nur Nothwehr, nicht Rache, nur Verhinderung, nicht Vergeltung des Unrechts, nur Vertheidung gegen Angriff, nicht Erwiederung desselben, kommt uns durch das Recht der Menschheit zu. Gesetzt aber auch, Rache, Vergeltung, Erwiederung des Unrechts wäre nicht wieder neues Unrecht; welche Beleidigung kann die Vergleichung mit dem Todschlag aushalten, welche Mißhandlung den Verlust des Lebens aufwiegen. Meine gekränkte Ehre, höre ich hier den Zweikämpfer mir in die Rede fallen, ist mir, als einem Manne von Ehre, theurer, als das Leben, das ich dagegen auf's Spiel setze. Armer Mann von einer jämmerlichen Ehre! Entweder ist das, was du Ehre nennst, nichts, als wahre Schande, und Schande für dich ist doch wohl die Meinung Anderer, daß du das Herz habest ein Verbrecher zu sein — oder es ist die äußere Anerkennung deiner Rechtschaffenheit, und diese büßest du eben dadurch am gewissesten ein, daß du Leib und Leben eines Mannes angreifst. Aber du berufst dich auf die unter den Menschen deines Standes herrschenden Begriffe von Ehre und Schande, deren Unrichtigkeit du als ein Aufgeklärter gern eingestehest, aber die nun einmal in der Welt da sind, und nach denen dich die öffentliche Meinung beurtheilt, verdammt, oder losspricht. Elende Ausflucht! So wolltest du also einem Vorurtheil huldigen, welches du selber als ein Vorurtheil, und zwar als ein unmenschliches, anerkennst? wolltest dasselbe durch dein eigenes Betragen bestätigen, wolltest es verewigen helfen, bloß, weil du im entgegengesetzten Falle

darunter zu leiden haben würdest. O du Mann von Ehre, der du die Verachtung der Hellsehenden und Gutgesinnten wählst, um ja nichts im Auge des Pöbels einzubüßen, wirkliche Schande über dich nimmst, weil du nicht Muth genug hast, eine eingebildete zu ertragen und vor den Edlern, die stark genug sind, Nutzen und Schaden der Pflicht unterzuordnen, als ein Feiger erscheinst, um vor den Blödsinnigen und Schwachsinnigen für einen Herzhaften zu gelten. Als bloßer Mensch würdest du bei einer so verächtlichen und schändlichen Gesinnung keinen Anspruch auf Ehre haben, wenn du denselben auch nicht als Bürger verwirken müßtest.

Sicherheit des Lebens und Eigenthums ist der unmittelbare Zweck der bürgerlichen Gesellschaft, und um dieses Zweckes willen hat jedes einzelne Glied sein ihm außer der Gesellschaft zukommendes Recht, sich selbst für ein zugefügtes Unrecht Ersatz zu verschaffen, in die Hände der ganzen Gesellschaft niedergelegt, die dasselbe durch die Obrigkeit, als ihre Stellvertreterin, verwalten läßt. Der beleidigte Bürger, der durch eigenmächtigen Zwang sich Genugthuung verschafft, ist ein schlechterer Bürger, als der Beleidiger selbst. Dieser vergeht sich nur an einem einzelnen, jener an der ganzen Gesellschaft. Er bemächtigt sich eines Rechts, das nicht mehr das seinige ist, das die Gesellschaft ausschließend besitzen muß, und das sie an keinen Privatmann übertragen kann, ohne die Grundfeste der ganzen bürgerlichen Verfassung zu untergraben, und die allgemeine Sicherheit in Gefahr zu setzen. Der Duellant bricht daher den Vertrag, der den Bürger zum Bürger, und den Staat zum Staate macht. Er greift das Heiligthum der Gesellschaft in dem wesentlichsten Vorrechte derselben an, hebt die vornehmste Bedingung der bürgerlichen Ordnung auf, opfert das gemeinschaftliche Interesse Aller der kleinen Angelegenheit seines Ichs auf, und ist im strengsten Sinne des Wortes ein schlechter Bürger, und als solcher ein ehrloser Mensch.

Doch ich besinne mich, daß ich vor Personen spreche, die dem Stande der Gelehrten angehören, dem die Cultur der Humanität als sein eigentlichstes Bürgergeschäft angewiesen ist; jenem Stande, der eben darum, zwar durch kein äußeres Privilegium, aber desto mehr durch Unschuld seines Betragens, über jedes bloß bürgerliche und positive Gesetz erhaben sein soll; jenem Stande, der nie gegen ein solches Gesetz anstoßen darf, weil er durch Aufklärung des Geistes, und Besserung des Herzens das, was jene Gesetze verbie-

ten, unmöglich machen, und durch seinen freien guten Willen unterlassen und verhindern soll, was der Staat nur durch Zwang verhindern kann. Es ist unsere gemeinschaftliche Bestimmung, von der wir uns nicht loszählen können, ohne uns in unsern und der ganzen Welt Augen verächtlich zu machen; es ist die unerläßliche Pflicht unsres Standes, alles das Böse, das der Staat durch Strafen nicht aufheben, sondern nur beschränken kann, durch Lehre, und, weil diese außerdem unwirksam sein würde, durch Beispiel zu bekämpfen. Uns kommt es zu, diejenigen Vorstellungsarten, welche auf die Handlungen der Menschen den nächsten Einfluß haben, folglich die Begriffe von Wohlbefinden und Wohlverhalten, von Glück und Unglück, von Recht und Unrecht, von Ehre und Schande zu berichtigen, die Stürme der Leidenschaften in der Brust der gedankenlosen Menge zu beschwören, den Nebel der Vorurtheile, unter dessen Begünstigung die Selbstsucht unaufhörlich dem gemeinen Besten entgegen arbeitet, zu zerstreuen, und die Überreste der Barbarei finsterer Zeitalter, wo wir sie auch antreffen, mit Entschlossenheit und Vorsicht anzugreifen. Welch eine ungereimte, lächerliche, erbärmliche Erscheinung müßte daher nicht der duellirende Gelehrte sein, wenn er eine weniger ekelhafte, weniger abscheuliche Erscheinung wäre.

Ein Fragment aus einer Rede bei Wiedereröffnung des akademischen Ehrengerichts zu Kiel gehalten. Die Disposition des Beweises hat den Eintheilungsgrund von den Beziehungen: Mensch, Bürger, Gelehrter, entnommen. Die logische Construction im 1sten Theile ist ein kategorischer Schluß; Todschlag und Verstümmlung eines Menschen sind Sünde. Das Duell beabsichtigt Tod oder Verstümmlung; oder wagt es darauf. Also ist das Duell Sünde. Die Construction des 2ten Theils ist gleichfalls eine kategorische Schlußkette: Wer das ursprüngliche Recht, sich selbst Recht und Ersatz zu nehmen, selbst übt, der bricht den Vertrag mit der Obrigkeit, der er dies Recht übertragen hat. Der Duellant übt dies Recht. Also bricht er den Vertrag mit der Obrigkeit. Wer einen Vertrag bricht, ist ehrlos, und wer den Vertrag mit der Obrigkeit bricht, ist ein schlechter Bürger. Der Duellant bricht einen Vertrag mit der Obrigkeit. Also ist er ehrlos und ein schlechter Bürger. Der 3te Theil hat die logische Construction: Es ist ungereimt und

lächerlich, einer übernommenen Bestimmung entgegen zu handeln. Der Gelehrte handelt durch das Duell seiner erhabenen Bestimmung entgegen. Also begeht er eine Ungereimtheit und Lächerlichkeit. Die Beweisführung nimmt nun im Einzelnen folgenden Gang: 1) Es ist uns als Menschen unerlaubt, denn der Duellant setzt sein und des Gegners Leben in Gefahr. Dies kann nur im Fall der Nothwehr verstattet sein, die doch wenigstens bei dem Urheber nicht Statt findet; nicht für den Zweck der Rache und Vergeltung. Wäre die letztere auch verstattet, so kann doch keine Beleidigung dem Verluste des Lebens verhältnißmäßig sein. Der Einwurf aus beleidigter Ehre und den herrschenden Begriffen von Ehre hergenommen, beruht auf falschen Begriffen von Ehre und feiger Huldigung der Vorurtheile Anderer. Dieser Gang des Beweises ist nun zwar sehr verständlich und seine Darstellung leicht; aber der Beweis selbst ist rücksichtlich des Zweckes ungenügend. Die Clausel »wenigstens von der Seite seines Urhebers« veranlaßt nicht allein Ausflüchte, sondern ist auch falsch, da nur bei einem factischen Angriff auf das Leben und Eigenthum Nothwehr gedacht werden kann. Das letztere hätte erörtert werden müssen. Die Concession »Gesetzt auch...« und der rücksichtlich seiner Richtung dunkle Einwurf »Meine gekränkte Ehre...« leiten die Aufmerksamkeit von dem bündigen Schlusse des Beweises ab. Freilich forderte die Berücksichtigung der Zuhörer grade eine ausführliche Erörterung des Ehrenpunctes. Eben deßwegen hätte hier in enger Beziehung auf Angriff und Vertheidigung gezeigt werden müssen, daß Beleidigungen, meist so läppischer Natur, nicht die Ehre angreifen können, und daß gegen solche Beleidigungen das Duell am wenigsten eine Vertheidigung (z. B. gegen den Vorwurf der Dummheit und Unredlichkeit) sein könne; es vielmehr oft eine Feigheit gegen das Urtheil Anderer sei, sich und seine Zukunft der Discretion einer überlegenen Fechterkunst, oft sehr leerer und werthloser Menschen preis zu geben. Und die ironische Behandlung so läppischer Ehrenbeziehungen wäre hier an ihrer Stelle gewesen. Bündiger ist der 2te Grund behandelt: Das Duell verletzt die Bürgerpflichten, der major ist in Beziehung auf den Begriff »ehrlos« nicht evident genug, und also insofern ein Sprung. Und grade hier hätte vorausgesetzt werden müssen, daß der Staat

uns gegen wirkliche Angriffe auf unsere Ehre, und das Ehrengericht selbst mit manchen conventionellen Berücksichtigungen uns gegen Verletzungen der conventionellen Ehre vertheidigen könne. Genügender noch ist der 3te Grund behandelt: Das Duell ist in dem Stande der Gelehrten eine »erbärmliche Erscheinung«, also höchst pflichtwidrig. Aber von der Erbärmlichkeit der Erscheinung, einem sehr unbestimmten und nicht sehr gewichtigen Ausdrucke, ist der Schluß auf die Pflichtwidrigkeit nicht ausgeführt. Grade dies schwächt den Schluß der Rede. Der Styl ist leicht, klar und lebendig. Erst bei dem 3ten Grunde ist der Periodenbau rhetorischer und durch gesteigerte Asyndesien nachdrucksvoller.

68. Religion, nicht aus Furcht entstanden.

(Von Schleiermacher.)

Und zwar folget mir zuerst zur äußern Natur, welche von so Vielen für den ersten oder einzigen Tempel der Gottheit, und vermöge ihrer eigenthümlichen Art, das Gemüth zu berühren, für das innerste Heiligthum der Religion gehalten wird; jetzt aber, wiewohl sie mehr sein sollte, fast nur der Vorhof derselben ist. Denn ganz verwerflich ist wohl die Ansicht, welche mir zunächst von Euch entgegentritt, als ob die Furcht vor den Kräften, die in der Natur walten, und, wie sie auch nichts Anders verschonen, selbst das Leben und die Werke des Menschen bedrohen, als ob diese Furcht ihm das erste Gefühl des Unendlichen gegeben hätte, oder gar die einzige Basis aller Religion wäre. Oder müßt ihr nicht gestehen, daß, wenn es sich so verhielte, und die Frömmigkeit mit der Furcht gekommen wäre, sie auch mit der Furcht wieder gehen müßte? Freilich müßt Ihr das; aber vielleicht scheint es Euch gar so, darum lasset uns zusehen. Offenbar ist doch dieses das große Ziel alles Fleißes, der auf die Bildung der Erde verwendet wird, daß die Herrschaft der Naturkräfte über den Menschen vernichtet werde, und alle Furcht vor ihnen aufhöre. Und in der That ist schon bewundernswürdig viel hierin geschehn. Zeus Blitze schrecken nicht mehr, seitdem Hephaistos einen Schild dagegen verfertigt hat; Hestia schützt, was sie dem Poseidon abgewann, auch gegen die zornigsten Schläge seines Tridents, und die Söhne des Ares vereinigen sich mit denen des Asklepios, um die schnell tödtenden Pfeile Apollons von uns abzuwehren.

Immer mehr lernt der Mensch, einen dieser Götter durch den anderen zu bestehen und zu verderben, und schickt sich an, bald nur als Sieger und als Herr diesem Spiele lächelnd zuzusehen. Wenn sie also einander wechselseitig als zerstörend zerstören, und die Furcht wäre der Grund ihrer Verehrung gewesen: so müßten sie allmählig als ein Alltägliches und Gemeines erscheinen, denn, was der Mensch bezwungen hat, oder zu bezwingen trachtet, das kann er auch messen, und es kann ihm nicht mehr als das Unendliche fürchterlich gegenüber stehen, so daß also, je länger je mehr, der Religion ihre Gegenstände müßten untreu werden. Aber geschah dies wohl je? wurden jene Götter nicht eben so eifrig verehrt, in wiefern sie einander hielten und trugen als Brüder und Verwandte? und in wiefern sie auch den Menschen tragen und versorgen als den jüngsten Sohn desselben Vaters? Ja, Ihr selbst! wenn ihr von Ehrfurcht noch ergriffen werden könnt vor den großen Kräften der Natur, hängt diese ab von Eurer Sicherheit und Unsicherheit? Und habt Ihr etwa ein Gelächter bereit, um dem Donner nachzuspotten, wenn Ihr unter Euren Wetterstangen steht? Und ist nicht überhaupt das Schützende und Erhaltende in der Natur eben so sehr ein Gegenstand der Anbetung? Erwäget es aber auch so. Ist denn das, was dem Dasein und Wirken des Menschen trotzt und droht, nur das Große und Unendliche, oder thut nicht dasselbe auch gar vieles Kleine und Kleinliche, was Ihr nicht bestimmt auffassen und zu etwas Großem gestalten könnt, und eben deßhalb den Zufall nennt und das Zufällige. Und ist nun dieses wohl jemals ein Gegenstand der Religion und angebetet worden. Oder falls ihr Euch etwa eine so kleinliche Vorstellung bilden wolltet von dem Schicksal der Alten, so müßt Ihr wenig verstanden haben von ihrer dichtenden Frömmigkeit. Denn unter diesem hehren Schicksal war auf gleiche Weise das Erhaltende befaßt wie das Zerstörende, und so war denn auch die heilige Ehrfurcht vor ihm, deren Verläugnung in den schönsten und gebildetsten Zeiten des Alterthums allen Beßren für die vollendetste Ruchlosigkeit galt, weit etwas Anderes als jene knechtische Furcht, welche zu verbannen ein Ruhm war und eine Tugend. Von jener heiligen Ehrfurcht nun, wenn Ihr sie verstehen könnt, will ich Euch gern zugeben, daß sie das erste Element der Religion ist. Die Furcht aber, die Ihr meintet, ist nicht nur selbst nicht die Religion, sondern sie vermag auch nicht einmal darauf vorzubereiten oder hinzuführen. Vielmehr, wenn etwas soll von ihr gerühmt werden, so müßte

es nur sein, daß sie den Menschen in die weltliche Gemeinschaft hinein nöthiget, in den Staat, um ihrer dort los zu werden; seine Frömmigkeit aber fängt erst an, wenn er jene schon abgelegt hat. Denn den Weltgeist zu lieben und freudig seinem Wirken zuzuschauen, das ist das Ziel aller Religion, und Furcht ist nicht in der Liebe.

Der Beweis stützt sich auf drei Gründe, welche leicht in hypothetische Schlüsse geformt werden können. 1) Wäre das religiöse Gefühl aus Furcht entstanden, so müßte es mit der wachsenden Kenntniß der Natur und mit der wachsenden Fülle der Mittel, ihren zerstörenden Einflüssen entgegen zu wirken, verschwinden. Dies ist aber nicht der Fall; und 2) das Schützende und Erhaltende ist eben so sehr Gegenstand der Verehrung. 3) Auch von den kleinsten Ereignissen, die wir Zufall nennen, kann unser Dasein bedroht werden, und doch wird dies nicht Gegenstand der Verehrung sein. Das Schicksal der Alten war weit mehr, als dieser Zufall, und hat auch das Erhalten befaßt. Die vorhergehenden Belehrungen erlauben uns aber hier nicht gegen den ersten den Einwurf, daß eine Ursache (die Furcht) nicht zugleich mit der Wirkung (dem Gefühle) fortzudauern brauche; und gegen den dritten, daß die zerstörenden Einflüsse kleiner Ursachen von dem Verstande gefolgert, aber nicht vom Gefühl unmittelbar wahrgenommen werden. Die Deduction ist verständlich und überschaulich und selbst lebendig fortschreitend; die Sprache, wie in so vielen Stellen dieser Reden »über die Religion«, höchst edel, und ein tiefes Gefühl, eine lebendige Anschaulichkeit der Vorstellungen giebt ihr selbst einen dichterischen Charakter, wie in »Zeus Blitze... Spiele lächelnd zusehen« und »Und habt ihr etwa ein Gelächter bereit.... Wetterstangen steht«.... Nur die Hemmung in der Darstellung des Beweises »Freilich müßt ihr das, aber vielleicht scheint es Euch gar so (daß sie nämlich wieder verschwinden mußte): darum lasset uns sehen« ist störend: denn es wird nun zuerst gezeigt, daß die Furcht verschwinden müsse; und dann erst, daß die Religion nicht zugleich verschwinde. Also wird dem Scheine ».es scheint.« nicht direct widersprochen, sondern erst erörtert und bewiesen, was wohl nicht geläugnet wurde. Wird diese Hemmung ausgelassen; so steht alles in einer einfachen Abfolge. Auch die Anknüpfung des dritten Grundes geschieht durch den Satz »Erwägt es aber auch so,« auf eine

störende, fast gesuchte Weise. — Übrigens ist der Periodenbau von vielen Eigenthümlichkeiten frei, die bei dem Verfasser der Verständlichkeit oft störend in den Weg treten.

69. Gottes Größe ist unaussprechlich. (Von Marezoll.)

Die Größe des Herrn ist unaussprechlich, das heißt erstlich: sie ist für uns Menschen mehr Empfindung als Gedanke; wir können sie ahnen, aber nicht begreifen; wir können sie lebhaft genug fühlen, aber weder mit unserem Verstande fassen, noch durch unsere Sprache Anderen mittheilen. Du blickst an einem heiteren und unbewölkten Winterabende zum gestirnten Himmel hinauf, mein christlicher Zuhörer, du siehst ihn mit tausend und abertausend glänzenden Lichtern übersäet; du stellst dir vor, daß es so viele tausend und abertausend leuchtende Sonnen sind, deren jede, so wie die unsrige, von ihren Planeten umgeben ist; du staunst über die unermeßliche Anzahl dieser Welten, welche höchst wahrscheinlich alle von lebendigen Geschöpfen, auch von vernünftigen, der Tugend und Glückseligkeit fähigen Geschöpfen bewohnt werden; du versuchst es nun auf die Größe des Schöpfers, auf die Majestät Gottes daraus zu schließen und dich zum Anschaun seiner unendlichen Macht und Weisheit zu erheben: aber deinem Geiste schwindelt, deine Denkkraft ermüdet, deine Vorstellungen verwirren sich, die Erhabenheit des Gegenstandes überwältigt deine Begriffe, du verstummst, siehst deine Schranken und siehst dich in dem hohen Fluge, welchen du genommen hattest, plötzlich gehemmt! Die Größe des Herrn ist unaussprechlich! — Du bewunderst an einem schönen Frühlings- oder Sommermorgen die prachtvollen Reize der Schöpfung, den Schmuck und Reichthum einer gesegneten malerischen Gegend; dein Auge ruht abwechselnd auf herrlichen Fruchtgefilden, auf köstlichen Auen, auf anmuthigen Hügeln, auf lachenden Thälern, auf dem sanft fortgleitenden Flusse, auf dem fernen sich in Dunkelheit verlierenden Walde. Du bist bewegt, gerührt, zum ernsten Nachdenken und zur feierlichen Andacht gestimmt; du steigst vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, vom Geschöpfe zum Schöpfer empor und willst ihn in dieser geweihten Stille, in diesem seinem Heiligthume als den, der er ist und seinen Werken nach sein muß, in seiner ganzen unverhüllten Herrlichkeit sehen: aber das Helldunkel, welches dich da umgiebt, verwandelt sich bald in Nacht. Du näherst dich desto mehr

der Erde, je weiter du dich von ihr zu entfernen glaubst; du begreifst ihn desto weniger, je länger du über ihn nachsinnst; und kehrst, an deine Schwäche erinnert, in dich selbst zurück: du hast die Größe Gottes empfunden, aber nicht erforscht; das Gefühl, welches dich in diesen Augenblicken durchströmte, war ein hohes und seliges Gefühl, aber es kann nicht Begriff, nicht Sprache bei dir werden. Die Güte des Herrn ist unaussprechlich!

Der Beweis hat schon in der Exposition den Major des kategorischen Schlusses: Was bloß Empfindung, Ahnung und Gefühl ist, nicht gedacht, begriffen und gefaßt werden kann, ist unaussprechlich. Der Minor wird nach seinen einzelnen Attributen durch Induction (§. 58, 3) aus der Erfahrung bewiesen, und der Schluß bei jedem Theile ausgesprochen. Der Beweis wendet sich an die eignen Erfahrungen der Zuhörer selbst. Der erste Abschnitt behandelt in dieser Beziehung den gestirnten Himmel, der zweite die Schönheit der Natur. Beide Abschnitte sind parallel behandelt. Zuerst die Objecte der Wahrnehmung, dann der Einfluß derselben auf das Gemüth; zuerst ein Aufstreben zur Erkenntniß, dann das Gefühl der Unerreichbarkeit, des Unaussprechlichen. In dem ersten Abschnitte ist das Object und dessen Wirkung in einer schönen Steigerung dargestellt; im zweiten nur die Wirkungen. Alles ist verständlich. Nur »du näherst dich desto mehr der Erde, je weiter du dich von ihr zu entfernen glaubst« ist es nicht, oder doch nicht sogleich. Daß das Bestreben, die Gottheit zu begreifen, mit gesteigerter Anstrengung im größeren Grade mißglückend etwa zu gröberen Vorstellungen, zu gröberm irdischen Anthropomorphismus herabsänke, ist nicht einzusehen, und daß der Ausdruck nur eine Trope der folgenden Gedanken, des in sich selbst ermattend Zurückkehrens sein sollte, sieht man auch nicht sogleich. Der Periodenbau ist, wie fast immer bei diesem Verfasser, einfach, leicht und gefällig, und dem Zwecke populärer Darstellung entsprechend.

Verwandt damit, weil sich der Redner auch an eine gegenwärtige Erfahrung und zu einer von den Zuhörern öfter gemachten Vergleichung wendet, ist die Stelle

Cicero pro Milone Cap. 34 §. 92.

Zugleich müssen wir hier die Klugheit Cicero's bemerken, durch

diese etwas grelle Vergleichung dahin zu wirken, daß die Richter die feste Haltung Milo's nicht, wie Plutarch (im Leben Cicero's Cap. 35) es that, auf Rechnung einer Frechheit der Schuld schreiben möchten.

70. Werth der öffentlichen Gottesverehrung.

1) aus den Stunden der Andacht.

Es ist auf Erden unter allen Nationen keine Religion ohne öffentlichen Gottesdienst, und ohne damit verbundene feierliche Gebräuche. Niemand, und nicht der König, und nicht der Ärmste des Volks schließt sich von der Theilnahme an der Anbetung aus. Wie? und unter den Christen, unter den Völkern, welche sich die Erleuchtesten zu sein rühmen, kann die Verachtung des öffentlichen Gottesdienstes, und die Vernachlässigung desselben Beifall finden? Unter Christen kann es allein Einzelne geben, welche eine Art Ansehens in der Auszeichnung suchen, nicht zu thun, wie Millionen ihrer Brüder und Schwestern? Wie? ist unsere Religion minder heilig, minder beseligend, als die Religion der barbarischen Völker? Sind unsere Kirchen weniger fähig, erhabene Gefühle zu erwecken? — Prüfe dich selbst, der du dich der öffentlichen Gottesverehrungen entziehst, oder sie vernachlässigest, ob deine Gründe so edel, so weise sind, als du meinst. Ist es nicht der Mangel an religiösen Gefühlen deines Herzens, daß dir das Erhabene, Heilige und Schöne als ein todtes, leeres, überflüssiges Gewohnheitswerk vorkommt? Ist es nicht Eitelkeit, die dich leitet, daß du vor manchen Leuten als aufgeklärter, einsichtsvoller gelten möchtest? Ist es nicht eine unzeitige Scham, die dich zurückhält, weil du bei Personen, die den gemeinschaftlichen Gottesdienst vernachlässigen, und denen du hohe Einsichten zutraust, auch für etwas mehr angesehen sein möchtest, als das gemeine Volk? Ist es am Ende vielleicht nicht bloß dein Leichtsinn, oder dein Hang zur Bequemlichkeit, den du mit Einwendungen gegen den Nutzen gemeinschaftlicher Gottesverehrungen beschönigen möchtest? —

Du sprichst: »die Predigt ist für mich nicht immer erbaulich und belehrend; was ich in der Kirche hören kann, das weiß ich schon.« Es sei, aber auch ein geringer Redner sagt oft nützliche Dinge; und wie manche dir in deinen Verhältnissen wohlthätige Wahrheit, an die

du in Jahren nicht gedacht hättest, wird dir unvermuthet in einer ernsten Stunde vor die Seele gerückt!

Du sprichst: Ich kann Gott eben so gut in meinem Hause, in meiner Kammer verehren, als in der Kirche. Wohl kannst du es, aber geschieht es? Bist du immer dazu gestimmt? Ziehen dich nicht hundert andere häusliche Zerstreuungen ab? Wird dein Gemüth nicht leichter zu schönen wohlthätigen Empfindungen erwärmt, wenn du den höchsten, den Vater Aller, in der Gemeinschaft deiner Mitbürger verehrst? Du sprichst: Man würde lächeln, wenn ich wieder zur Kirche ginge, und mich für einen Heuchler halten. Also nur deine Eitelkeit hält dich von der Erfüllung einer schönen Pflicht zurück. Einer Pflicht, sage ich, die du deinen Mitbürgern zu erfüllen schuldig bist, unter denen du wohnst. Sei du immerhin gelehrter, immerhin kenntnißreicher, als sie, so daß du in der Kirche des Neuen wenig mehr erlernen könntest, warum giebst du, wenn du glaubst, man sehe auf dich, man schätze dich — warum giebst du den Unwissenden, den Roheren, das erste und schlechte Beispiel, daß sie die oft für sie einzige Gelegenheit versäumen, ihr Herz zu verbessern. Tadelst du selbst nicht denjenigen, der das Ansehen der Regierungen und Gesetze schwächen will, ohne welche keine Sicherheit und Ruhe im Lande wäre? warum tadelst du dich nicht, der du das Ansehn der öffentlichen Gottesverehrungen schwächst, ohne welche das Volk in zügellose Verwilderungen zurücksinkt?

Der Sonntag ist allen Christen ein heiliger Tag. Tausend Völker in tausend verschiedenen Sprachen verehren Gott, und beten vor seinem Throne: nur du stehst einsam, als gehörtest Du nicht zu der großen heiligen Familie. Ausgeschlossen von der Gemeinschaft deiner Brüder, begleitet dich Niemand in deinem abgesonderten Wandel, als der wilde Indianer, der noch keinen Gott kennt, und seiner Nahrung und seiner Lust nachgeht, während in der gleichen Stunde Millionen Wesen im Staube vor dem Ewigen, dem Unendlichen beten.

Wenn der Glocken Feierklänge von den Thürmen aller Tempel hallten, drangen sie nicht oft mit ehernen Stimmen mahnend an dein Herz? Und war dir's nicht oft wie ein Ruf: Warum schließest du dich von der Gemeinschaft der Christen aus?

Wenn dein Blick zufällig durch die Dämmerungen des Tempels schweifte, und in der Ferne den einsamen Taufstein sah, wo du als Säugling einst die Weihe des Christenthums empfingst; wenn du die

Stellen sahest am Altare, wo du mit frommen Rührungen das erste Mal in die Vereinigung der Christen tratest, und Theil nahmst an dem Gedächtnißmale deines göttlichen Lehrers und Seligmachers; wenn du die heilige Stätte sahest, wo du einst in einem wichtigen großen Augenblicke standest, als unter dem Anrufe des Himmels eine Gattin dir zur Gefährtin des Lebens anvermählt ward — machte dies alles, machte nichts dir diesen Tempel heiliger? Unglücklicher! wenn du hier nichts empfandest, so bringt mein Wort umsonst zu dir. Deine Aufklärung hat dich ein gefühlvolles Herz, des Menschen schönstes Gut, gekostet: unter deiner Erleuchtung starben deine edleren Empfindungen. — Die Feier des Sonntags ist eine ehrwürdige Stiftung, wie das Christenthum selbst. Der Türke hält den Freitag heilig; der Jude feiert den Sonnabend; der Christ begeht an jedem Sonntage das Fest, durch welches die Hoheit seiner Religion siegreich bestätigt ward, die Auferstehung Jesu.

Der Sonntag ist ein Tag des Herrn, das heißt, der Ruhetag aller Völker, von den irdischen Geschäften und Gewerben, um von niedrigen Nahrungssorgen die Seele emporzuheben zur Quelle ihres Ursprungs, zur Gottheit und zur Betrachtung ihrer ewigen Bestimmung. Der Pflug des Landmanns ruht, die Werkstätten sind stille, die Schulen der Kinder sind verschlossen. Jeder Stand, jedes Alter schüttelt den Staub des Wochentages ab, und sucht die Feierkleider hervor. So geringfügig auch diese äußeren Zeichen der Achtung für den Tag des Herrn sind, wirken sie doch mit hoher Gewalt auf des Menschen Gemüth. Auch sein Inneres wird feierlicher und froher. Er wird geneigter zu stillen Selbstbetrachtungen, und selbst seine Erholungen von des Wochentages Mühe führen ihn zu Gott.

Lasset den Sonntag und die öffentliche Gottesverehrung aus der Welt verschwinden, und ihr werdet binnen wenigen Jahren die Verwilderung der Völker erleben. Von den Sorgen des Lebens niedergedrückt, oder von der Habgier unaufhörlich zur Arbeit gespornt, wird der Mensch selten einen Augenblick finden, der ihn an seine höhere Bestimmung ernsthaft denken läßt. Nichts fordert ihn mehr auf, für sein besseres Selbst und für das Ziel seiner Unsterblichkeit zu leben. Er wird nur für den flüchtigen Tag der Erde vorhanden sein. Er wird weder aus Liebe zu Gott groß und edelmüthig, noch aus Furcht vor dem Vergelter

recht handeln; seine Religion wird fortan kluge Arglist, sein Himmel wird befriedigter Eigennutz sein.

Die Geschäfte des Wochentages zerstreuen das Gemüth, der Sonntag sammelt dasselbe wieder, die Sorge um Nahrung verwandelt sich in Sorgfalt für die Seele. Alles schweigt, Alles ruht, nur die Pforten des Tempels stehen offen.

Und selbst wenn das Herz zu keiner frommen Betrachtung geneigt wäre, es wird durch die sanfte Macht des Beispiels in der großen Versammlung der Christen hingerissen. Wir sahen um uns Hunderte und Tausende derer versammelt, mit welchen wir an einem und demselben Orte beisammen wohnen, mit welchen wir Freude und Leid, das allgemeine Glück und Unglück des Landes tragen; wir sehen um uns her diejenigen, welche früher oder später unsern Sarg zum Grabe begleiten, und uns die Thränen der Freundschaft nachweinen.

Wir stehen unter ihnen da vor dem Allgegenwärtigen versammelt, als Mitglied einer einzigen großen Familie. Hier scheidet uns nicht mehr das, was in der bürgerlichen Welt trennt; der Hohe ist in der Nachbarschaft des Niedrigen, der Arme stehet und betet an der Seite des Reichen; wie vor Gott nicht der Rang, nicht das Ansehen der Personen gilt, so auch hier in der Zusammenkunft seiner Familie. Wir alle sind hier nur Kinder des ewigen Vaters.

Schon, daß der öffentliche Gottesdienst uns die ursprüngliche Gleichheit aller Sterblichen so lebhaft darstellt, erhebt die Seele des Christen. Es mahnt den Stolzen zur Demuth, den Niedergebeugten zum Muth. Keine andere menschliche Anstalt wirkt dies; nur die Kirche und einst der Tod führt die Sterblichen in die Gleichheit vor Gott zurück.

Wenn aber auch endlich dieser Anblick einer betenden Menge, dieser Tausende, welche mit tausend verschiedenen Angelegenheiten des Herzens vor Gott erscheinen, dich nicht zur Andacht locken könnte; wenn der feierliche Gesang, welcher von den frommen Lippen einer ganzen Gemeinde zum Himmel steigt, dein zerstreutes Gemüth noch nicht sammeln könnte: denke, an diesem Tage, in dieser Stunde, liegt auf dem weiten Kreise der Erde jeder Verehrer Jesu betend vor Gott; zahllose Nationen beten zugleich mit dir. Fürsten sind von ihrem Thron gestiegen, und beten im Gefühl ihrer Sterblichkeit zur Majestät des Unendlichen: selbst, wo auf den Wellen entfernter Meere ein einsam christliches Schiff schwebt, erhebt

sich über dem Abgrunde des Meeres, Gesang und Verherrlichung Gottes. Wie? und du allein könntest heute schweigen, kannst nicht in das Halleluja des ganzen Erdbodens einstimmen?

Denke, an dieser Stätte, wo du in der Kirche stehst, werden einst deine Enkel, deine Nachkommen anbetend stehen, wenn du nicht mehr bist. Auch hier werden sie noch dein gedenken. Vielleicht wird die Stelle, welche jetzt dein Fuß berührt, noch die Thräne eines treuen Sohnes, einer zärtlichen Tochter, eines freundlichen Bruders, einer liebevollen Schwester benetzen, wenn das Gedächtniß deiner in ihrem Herzen reger wird. Kannst du, umgeben von so großen Beispielen, durchdrungen von so großen Erinnerungen, gleichgültig bleiben im Tempel Gottes? Denke, indem dein Blick über die andachtsvolle Versammlung hinfliegt, wo der Betagte neben dem Kinde, das bleiche Antlitz eines Kranken neben der aufblühenden Gesundheit, der Ernst des geschäftvollen Mannes neben dem Flattersinn der Jugend, der trübe Blick des Bekümmerten neben den lächenden Augen des Zufriednen erscheint; denke, in hundert Jahren sind alle diese blühenden und welkenden Gestalten von der Erde weggegangen, und ganz andere Gestalten füllen diese lange Reihen aus, unter denen auch du nicht mehr sein wirst! — Auch du nicht mehr!

Von Erinnerungen dieser Art ergriffen, wirst du unwillkürlich zu dem erhabenen Zwecke hingerissen werden, zu welchem der öffentliche Gottesdienst eigentlich bestimmt ist. Sage nicht länger: auch in meiner einsamen Kammer kann ich Gott verehren, wozu bedarf es für mich des Besuchs einer Kirche? Nein! diese Empfindungen, diese Begeisterung kann dir nur der Gott geweihte Tempel gewähren. Aber das göttliche Wort wird hier von erhabener Stelle zu dir gesprochen, Ermahnungen und Beispiele eines gottgefälligen Wandels dringen an deine Seele, oder die Geheimnisse der Religion werden deinem Gedächtniß zurückgerufen. Sei es auch, daß diese Vorträge nicht immer ganz dem gegenwärtigen Bedürfnisse deiner Seele angemessen sind; sei es auch, daß ein oder der andere Vortrag nicht die Erbauung in dir erweckt, die du wohl wünschest, er wirkt dafür auf andere Gemüther, er ist für Andere beberechnet, warum willst du unzufrieden sein? Wie kann in einer gemischten Gemeinde Alles Allen gleich werth und wichtig werden? Es kommt auch ein Tag, da zu deiner Seele gesprochen wird.

Wohnst du einer Predigt bei, die dich ohne Erbauung gelassen, so

erinnere dich, daß du doch in der gleichen Zeit Anderen nützlich warst, durch das Beispiel, so du ihnen gegeben hast. Du warst zugegen, du verführtest nicht durch das üble Vorangehen in Vernachlässigung der öffentlichen Gottesverehrung schwächere Gemüther, gleich wie du zu thun. Sie haben Erbauung, Lehre, Trost gefunden in den angehörten heiligen Vorträgen. Ihnen ist es nützlich geworden, und dein Beispiel war ihnen heilsam.

Bist du darum ein Heuchler, daß du zur Kirche gekommen bist, ohne Erbauung durch die Predigt des göttlichen Wortes zu erwarten? Du, der das Glück hat, erleuchteter zu sein, als Andere, der Gott in den Wundern seiner Werke noch erhabener erblickt, als Andere — du verehrst Gott im Tempel nach deiner Weise, Andere ihn auf andere Weise, bist du darum ein Heuchler? Stammelt nicht der Mund der Kinder und erfahrner Greise das Lob Gottes auf verschiedene Art? Sind sie darum Heuchler, weil ihre Sprache verschieden tönt? Das Lallen des Kindes, und der inbrünstige Seufzer des Greises sind Gott gleich angenehm. Schäme dich nicht, Gott in Gesellschaft derselben nach deinen besten Einsichten zu verehren, und schon Verehrung ist es, wenn du durch dein Beispiel auch Andere zu derselben hinführst, Andere die nicht so viel Kraft des Geistes haben, als du, Andere, die auf dich sehen, und immer geneigt sind, dir zu folgen, wie deine Kinder, deine Zöglinge, dein Gesinde.

Schon darum verehrst du Gott, daß du die Liebe, das Vertrauen deiner Mitbürger zu dir erhältst, ohne welche du nicht im Stande bist, das Gute alles zu thun, was du thun könntest, und möchtest. Wer sich schämt, zur öffentlichen Gottesverehrung hinzuzutreten, entfernt das zuversichtsvolle Herz der Mitbürger von sich.

Wessen schämt sich der Verächter des öffentlichen Gottesdienstes? Schämt er sich der Religion Jesu, oder schämt er sich seiner Mitbürger und ihrer Einsichten? Das Erste ist eine Abscheulichkeit, das Letztere ein beleidigender Stolz.

Du schließest dich von den heiligen Versammlungen der Mitbürger aus; sie schließen dich als einen Verächter der Gottesverehrung von ihrem Vertrauen aus. Wer ist sicher mit dem, der unsre heiligsten Überzeugungen verachtet? Wovor endlich will er sich noch schämen, es sei so schlecht, als es wolle, der sich der Religion Jesu schämt? Sprich

nicht: aber ich verehre meinen Gott im Stillen. Wer sah deine Andacht dort? wer hörte dein Gebet, um dir zu glauben?

Nicht aber allein die kurze Stunde des öffentlichen Gottesdienstes, sondern der ganze Sonntag soll der Veredlung deines Gemüths gewidmet sein. Der Tag des Herrn ist ein Ruhetag. Du sollst die gewöhnlichen Geschäfte bei Seite legen, dein Körper soll sich erholen, und dein Geist neue Kräfte sammeln. Desto muthiger und fleißiger wirst du nach der Erquickung die dir anvertrauten Arbeiten wieder vornehmen. Du sollst deinem Gesinde eine Erholung gönnen, damit es des mühevollen Lebens auch in seiner Art froh werden könne. Du sollst von Allem ruhen, nur nicht vom Gutesthun. Eile immer hin, wo dich die dringende Noth deines Nächsten ruft zu seiner Hülfe: Wohlthun ist der schönste Gottesdienst. Wer an einem Sonntage barmherzigkeitslos einen Bruder verderben ließe, spottete der Heiligkeit des Tages, und stände als ein verabscheuungswürdiger Heuchler vor Gott und Menschen da (Luk. 6, 1. u. f.).

Die Entfernung deiner gewöhnlichen Wochengeschäfte giebt dir im Kreise deiner Familie und außer denselben manche einsame Stunde. Eben die ist dir vonnöthen. Du sollst sie heiligen Betrachtungen weihen, um dich durch die vorliegenden Tage der Woche in guten Entschlüssen zu stärken. Wiederhole mit den lieben Deinigen das Merkwürdigste einer angenehmen Predigt, oder nimm ein Andachtsbuch, und lies für dich lehrreiche Worte für dein Herz, oder einer lese Allen aus einer erbaulichen Schrift oder aus der Bibel Lehren, Warnungen, Aufmunterungen, und Beispiele eines heiligen Wandels vor. (Ephs. 5, 19. 20.) So wird der Sonntag wahrhaft ein Tag des Herrn, das heißt: dem Herrn geheiligt. Diese frommen Unterhaltungen werden eine heitere Stille in dein Herz gießen. Du wirst ein bessrer Mensch geworden sein, und dich getrösteter in üblen Tagen, besonnener in frohen Stunden fühlen, und freudiger wird dich immer die Erinnerung an deinen Gott überraschen. Es ist damit nicht gesagt, daß du am Sonntag, unaufhörlich mit frommen Betrachtungen beschäftigt, allem anderen Genusse und allen anderen Freuden entsagen solltest. Nein! der sterbliche Mensch hat nur ein gewisses Maß von Kraft.

Gehe hin, und nimm Theil an erlaubten Ergötzlichkeiten, auf welche du, wegen deiner Arbeiten und anderer Verhältnisse, in der Woche Verzicht leisten mußtest. Auch du bist zur Freude geboren, wie

jeder Wurm. Nur dann rette dein besseres Selbst, wenn diese Ergötzungen in rauschende Wildheit, in Anlaß zur Zwietracht, in Gelegenheit zur Sünde, zur Verführung, in Ursache zur Reue entarten. Dann sei Gebieter deines Leichtsinnes, dann Meister deiner aufwallenden Empfindungen, und du hast mit keiner schändlichen Lustbarkeit deine Seele befleckt, nicht den Tag des Herrn besudelt. Das ist die Frucht der reinen Gottesverehrung, daß sie unser Gemüth heiligt, damit es vor rohen thierischen Freuden zurückbebt, sich nicht wälzen mag im Schlamme niedriger Lüste und Leidenschaften.

2) Von Schleiermacher.

Text: Psalm 26, v. 8. In den heiligen Schriften des alten Bundes, und vornehmlich im Buche der Psalmen finden wir viele Aussprüche, welche eben, wie dieser, von der herzlichen Anhänglichkeit an die eingeführten Gottesdienste einen rührenden Beweis ablegen. Wolltet ihr aber sagen, daß eben wegen des Unterschiedes der damals herrschenden Religionsbegriffe von den unsrigen diese Anhänglichkeit uns nicht mehr empfohlen werden könne; daß man damals geglaubt habe, durch äußere Gebräuche das richtige Verhältniß des Menschen zu Gott zu erhalten, oder wieder einzurichten, jetzt aber unsere Religion eine Religion des Herzens sei, die uns lehre, daß unser Verhältniß gegen Gott nur urch unsere Gesinnungen bestimmt werde; wollet ihr sagen, daß in den heiligen Schriften andere Stellen vorkämen, welche bezeugen, daß mit allem, was an den heiligen Orten verrichtet zu werden pflegte, wenig gewonnen sei vor Gott: so mag es allerdings wahr sein, daß damals bei Vielen der Werthachtung des äußeren Gottesdienstes mancherlei unrichtige Vorstellungen zu Grunde gelegen haben; ja! es mag auch jetzt noch nöthig sein, manche zu warnen, daß sie den Gebräuchen desselben keinen unabhängigen Werth beilegen. Allein um wieviel reiner und geistiger unser Glauben ist, um so viel vorzüglicher ist auch unser Gottesdienst: er hat keine bloß äußerlichen Gebräuche; alles in ihm soll sein, und kann auch sein, ein Mittel, eben jene Gesinnungen in uns zu beleben und zu befestigen, ein Mittel, von einer ganz eigenthümlichen Kraft und Wirksamkeit. Von dieser Kraft unseres Gottesdienstes laßt uns reden. Er beweiset sie in dreierlei Hinsicht. Erstlich, insofern er eine Anstalt zu unsrer Belehrung ist, zweitens insofern er unsre

guten Entschlüsse auf's neue befestigt, drittens insofern durch ihn unsre religiösen Gefühle erneuert und gestärkt werden.

I. Unsere kirchlichen Zusammenkünfte sind erstlich eine Anstalt zur Belehrung.

Nur im Vorbeigehen will ich darauf hinweisen, daß für viele, ich möchte sagen, für alle Christen, mit Ausnahme der wenigen, welche die Angelegenheiten der Kirche zum Gegenstande ihres besonderen Berufs gemacht haben, der öffentliche Gottesdienst die einzige Gelegenheit ist, ihre Kenntniß von manchem, was zur Geschichte und zur äußeren Gestalt des Christenthums gehört, zu erweitern, ihr Verständniß mancher Lehrsätze und mancher Schriftstellen zu berichtigen. Für etwas Unwichtiges kann dies nicht gehalten werden; alles ist hier von Einfluß auf die Anordnung des Lebens, auf die Richtung des Verstandes. Soll die richtige Erkenntniß eben so nur auf Glauben angenommen, nur dem Strom einer unsicheren Überlieferung überlassen bleiben, wie es mit den entgegengesetzten Irrthümern geschieht? soll es gleichgültig sein, aus der wievielsten Hand, und wie verunreinigt ein Jeder sie empfängt? Wir sehen es ja leider vor Augen, was für unselige Folgen es hat, wenn der Leichtsinn sich das Geschäft anmaßt, Vorurtheile auszurotten, und das neue Licht der Wahrheit zu verbreiten; wenn gutmeinende, unmündige Menschen die Bearbeitung ihres Verstandes so ungeschickten Händen anvertrauen. Möchte doch Jeder die Berichtigung seines Glaubens hier suchen, und nicht in dem anmaßenden Geschwätze derer, welche sich im täglichen Leben ein unberufenes Geschäft daraus machen; nicht in den Büchern, deren richtiger Gebrauch gemeiniglich nicht ohne eine neue Belehrung möglich ist. Wer diese Berichtigung in den Vorträgen der Religionslehrer gesucht hat, ich darf es kühn sagen, der wird sie befriedigender gefunden haben, als anderswo, anwendbarer auf seinen eignen Zustand, und alles wird mit einem größeren Eindruck von der Heiligkeit der Wahrheit in sein Gemüth gekommen sein. Es ist dies keine Anmaßung besonderer Talente, sondern es liegt in der Natur dieser Vorträge, welche an einen bestimmten Kreis gerichtet, und mit einer gewissen Feierlichkeit umgeben sind; welche an vorbereitete und zur Andacht schon gestimmte Gemüther gelangen, und in welchen alles auf Erbauung und Anwendung für's Leben berechnet ist. Doch dies sei, wie gesagt, nur im Vorbeigehen. Diejenigen, welche genugsam erleuchtet zu sein glauben, über alles, was Erkenntniß in der Religion ist —

und wer glaubt es nicht? — werden doch sagen, daß sie hiezu unsrer Versammlung nicht mehr bedürfen, daß nur die Ununterrichteten zur Dankbarkeit für diesen Punkt müßten aufgefordert werden.

Aber Einsicht, immer genauere Einsicht in die allgemeineren und wichtigsten Wahrheiten, richtigere Unterscheidung dessen, was in schwierigern Fällen recht und unrecht ist, innige Bekanntschaft mit dem Zustande des eignen Herzens, das ist das Wesentliche, was durch die Belehrungen ausgerichtet werden soll, die an diesem Orte ertheilt werden. Daß hierüber wir alle noch immer Belehrung bedürfen, leidet wohl keinen Zweifel. Wer unter uns sieht nicht auf manche Handlungen des vergangenen Jahres schon jetzt mit dem Gedanken zurück, daß er hie und dort das Richtigere verfehlt habe, und es nun besser treffen würde? wem erscheint nicht der Zustand, worin sich sein Gemüth bei manchen Gelegenheiten befand, schon jetzt anders, als eben damals? So hat also, wie wir sehen, das Beßre sich uns noch einmal verborgen; so sind wir über uns selbst noch nicht immer so in Richtigkeit, als es zu wünschen wäre. Wird nicht eben hier dieser menschlichen Unvollkommenheit Hülfe geleistet? werden nicht hier die schwierigen Fragen über Recht und Unrecht nach Anleitung der Schrift erörtert? werden hier nicht allgemeine Grundsätze eingeschärft, die uns, wenn wir sie uns gegenwärtig erhalten, überall am sichersten zu einer richtigen Entscheidung leiten? werden hier nicht nach der Weisheit und Erfahrung, die einem jeden Lehrer gegeben ist, die geheimsten Falten des menschlichen Herzens aufgedeckt? O! gewiß ist jeder, der öfters hierher kam, auch oft gerade über dasjenige, dessen er bedurfte, belehrt von hinnen gegangen. Die wichtigsten Fragen über das richtige Verhalten stehen in einem so genauen Zusammenhange, und die Untersuchungen darüber kommen am Ende auf so wenig helle Puncte zurück, die Fehler der Einzelnen haben so gemeinschaftliche Quellen an den herrschenden Meinungen und Sitten; die Veranlassungen, bald über dies bald über jenes hierher Gehörige zu reden, ergeben sich von selbst, und für ein nachdenkendes Gemüth wird oft durch beiläufiges Bemerken Licht in eine Gegend des Herzens geworfen, welche von dem geraden Wege der Betrachtung ziemlich entfernt zu liegen schien, daß gewiß Jeder irgend Etwas findet, was er zu seiner Belehrung nutzen kann. Diejenigen, welche es vernachlässigen, dieses wichtige Bedürfniß hier zu befriedigen, sind freilich anderer Meinung. Sie halten es für zu unsicher, dasjenige, was gerade ihnen nöthig ist, an

einem Orte zu suchen, wo nur auf's Gerathewohl und in's Allgemeine hin kann geredet werden. Sie meinen, wer nur einen oder den anderen vortrefflichen Menschen zu einem engen Freundschaftsbündniß gewonnen habe, daß er ihm mit seiner ruhigen Überlegung zu Hülfe komme, wenn er selbst weniger aufgelegt ist zum Nachdenken; daß er ihm vorhalte, was er im Innern seines Herzens entdeckt; daß er mit ihm austausche alle seine Gedanken: der habe eine weit sicherere Quelle der Belehrung, die ihm gerade dann fließt, wenn er es bedarf, und ihm gerade das darreicht, was ihm heilsam ist. Wer sich in ruhigen Stunden nur zu dem Nachdenken erheben könne, wozu die Handlungen anderer Menschen einen Jeden genugsam veranlassen, der werde sich gewiß die Fertigkeit erwerben, in jedem Falle bald einzusehen, was das Beste ist. Herzlich wollte ich mich freuen, wenn alle diejenigen, die sich selbstzufrieden von der allgemeinen Verbindung der Christen ausschließen, in einer so engen Verbindung mit irgend einem Anderen lebten; o! es ist etwas Seltenes und Heiliges um eine solche, das Zunehmen in der Weisheit beabsichtigende, Freundschaft, und die sie gefunden haben, besitzen ein köstliches Kleinod! herzlich wollte ich mich freuen, wenn alle, die sich entschuldigen, daß ihre Geschäfte ihnen nicht zulassen, an dem Orte der gemeinschaftlichen Andacht zu erscheinen, recht viel Muße fänden, zu einem so gesegneten eignen Nachdenken. Es ist sehr schwierig, wenn man ganz in denselben Umgebungen bleibt, die die Geschäfte um uns her versammeln, und die uns an die täglichen Sorgen erinnern, alsdann die Seele anhaltend genug mit anderen Gegenständen zu beschäftigen, und die es können, verdienen großes Lob. Es ist sehr vortrefflich schon, wenn der Mensch nur den Muth faßt, sein ganzes Innere vor den Richterstuhl des vom göttlichen Worte geleiteten Gewissens zu stellen, und die es können, haben einen großen Ruhm. Aber dennoch behalten die Belehrungen, welche hier ertheilt werden, eine eigene Kraft, weil sie weniger Widerstand von der Eigenliebe zu besiegen haben, als die Vorhaltungen der Freundschaft; weil sie dem Herzen weniger Freiheit zu seinen Selbsttäuschungen gewähren, als das eigne Nachdenken.

Woher kommt es doch, daß, wenn ein Freund sich bemüht den Andern zu belehren, wo er Irrthum und Vorurtheile bei ihm zu finden glaubt, dennoch ein Jeder gewöhnlich auf seiner Meinung beharret? kommt es allemal daher, weil es nicht möglich ist, die Wahrheit auszumitteln, und weil die Vorstellung eines Jeden gar zu genau mit seiner Den-

kungsart und seinem Charakter zusammenhängen? Bisweilen vielleicht: aber meistentheis gewiß daher, weil die Eigenliebe dessen, der im Unrecht ist, zu sehr gereizt wird. Euer Freund tritt vor euch hin, und sagt euch: dies ist dein Vorurtheil, dies ist dein Irrthum, dies ist der Schein, der dich blendet; er sagt es euch gewöhnlich zu einer Zeit, wo ihr euch eben ausdrücklich zu eurer Meinung bekannt habt, oder wo sie eben euer Betragen bestimmt hat, und euch also besonders werth und besonders anschaulich ist. Werdet ihr nicht alles Mögliche aufbieten, um euch in ihrem Besitz zu behaupten? werdet ihr nicht, erhitzt vom Streit, immer neue Waffen ergreifen, wenn die alten abgenutzt sind? immer im Zurückziehen neue Verschanzungen aufwerfen? Oder euer Freund will euch den Zustand eures Herzens besser aufdecken, als ihr ihn selbst kennt; er will euch Leidenschaften zeigen, wo ihr nur Beharrlichkeit bei euren Grundsätzen zu sehen glaubt, einen Fehltritt, wo ihr alle Verbindlichkeiten erfüllt zu haben meint: gewiß, wenn ihr nur erst einen Einwurf gemacht habt, so wird die falsche Scham euch selten, ich will nicht sagen, zum Eingeständniß, sondern nur zur Erkenntniß kommen lassen. Darum kann die Freundschaft nie behutsam genug zu Werke gehen, und je leiser ihre Winke sind, desto öfter wird der warnende Sinn derselben verkannt; je schonender sie auf das Innere des Herzens hindeutet, desto leichter wird sie mißverstanden, als wollte auch sie Fehler entschuldigen, und Schwachheiten liebkosen. Hier im Gegentheil ertönt die Stimme der Vernunft zwar stärker und lauter, aber doch sanfter und lieblicher. Werden Vorurtheile und Irrthümer angefochten, es geschieht doch nicht in dem Augenblicke, wo euer Gemüth eben zu Gunsten derselben in Bewegung ist; es gilt auch keinen Streit, der Irrende wird nicht aufgefordert, sich entweder zu vertheidigen, oder überwunden zu bekennen, er kann ohne Ereiferung erwägen und prüfen und ruhig zusehen, wie die Kraft der Wahrheit seine scheinbaren Gründe zu Boden wirft. Wird der Gang seiner Verirrungen und Leidenschaften geschildert: er darf noch nicht sitzen zu dem Bilde, es wird ihm nicht besonders zugestellt, und gesagt: Das bist du, und so wird er sich selbst leichter eingestehen, daß dieser und jener Zug ihm gleicht, und in der Stille Anstalten treffen, um die verhaßte Ähnlichkeit zu vertilgen. Woher kommt es doch, daß beim eignen Nachdenken die Vergleichung mit Anderen allemal zu unserm Vortheil ausschlägt, daß die Betrachtung der religiösen Wahrheiten und der sittlichen Vorschriften, selbst wenn wir dabei die niedergeschrie-

denen Gedanken Anderer zum Leitfaden nehmen, selten die Gegend trifft, wo unsre Irrthümer und unsre Fehler liegen? daß die Musterung unsers eignen Lebens gewöhnlich in eine süße Selbstzufriedenheit endigt, und nur bei besonderen Veranlassungen eine heilsame, fast immer späte, Demüthigung hervorbringt. Alles dies kommt daher, weil das Herz ein trotziges und verzagtes Ding ist, voll Betruges; weil es mit heimlicher List den graden und ruhigen Gang des Verstandes unterbricht. Wie von selbst muß immer dasjenige Gute, welches wir schon errungen haben, oder dem überhaupt unsre Neigungen nicht widerstreiten, als das Wichtigste hervortreten; unvermerkt nimmt das Nachdenken einen Umweg, um nicht auf unsre Fehler zu treffen, oder diese werden erst mit einer feinen Schminke überzogen, die ihnen die Gestalt irgend einer Vollkommenheit giebt; und eben so werden Irrthümer entweder gar nicht bemerkt, oder unter irgend einem schönen Titel in die Gesellschaft der Wahrheiten eingeführt. Hier hingegen sind alle diese Täuschungen schon deßhalb nicht möglich, weil das Nachdenken der Hörenden einer fremden Leitung folgt. Hier werden gewiß die verstimmten Saiten, über welche ihr mit leiser Hand hinweg zu gleiten gewohnt seid, nicht nur berührt, sondern stark angeschlagen; hier werden Gedanken und Überlegungen hervorgezogen, die euer sich selbst überlassenes Nachdenken immer in den Hintergrund gestellt hätte; hier werdet ihr zu solchen Ansichten geführt, auf welche sonst euer Auge nicht leicht würde gefallen sein.

Mögen die, welche sich von solchen selbstgemachten Täuschungen, von einem solchen verborgenen Spiel der Eigenliebe ganz frei wissen, behaupten, daß sie unsrer Versammlung nicht mehr bedürfen. Ich denke, wir alle werden an diese Schilderung so manche wohlthätige Erinnerung anknüpfen können an hier empfangene Belehrungen, die sich schon wirksam bewiesen haben zu unsrer Besserung.

II. Ebenso, hoffe ich, werden sich unsre Versammlungen als ein kräftiges Mittel bewährt haben, uns zum Guten zu ermuntern, und unseren frommen Entschlüssen neue Kraft und neues Leben mitzutheilen. Gewiß haben wir alle auch in dem nun vergangenen Jahre manchen schönen Augenblick aufzuweisen, wo wir Gott und unserm Gewissen eine ausdauernde Treue gelobten; wo wir uns das Urbild aller menschlichen Vollkommenheiten auf's Neue vorhielten, und ganz durchdrungen waren von dem Willen, ihm näher zu kommen: aber wir werden auch alle erfahren haben, daß, wenn wir nun mit diesem Entschluß, wie

sich's gebührt, in die Verhältnisse des Lebens hineingingen, um ihn dort auszuführen, dann die Geschäfte, die Sorgen und die Vergnügungen des Lebens, mit denen wir uns einlassen mußten, uns nach und nach wiederum in eine Reihe von weltlichen Empfindungen und Wünschen verwickelten, in denen das Bewußtsein und die Kraft jenes Entschlusses sich allmählich schwächte. Das ist unfehlbar die Geschichte aller Menschen, und darum müssen wir jene heiligen Gedanken, und diesen frommen Entschluß immer wieder erneuern. Nun frage ich euch, war wohl unter gleichen Umständen irgend eine andere Erneuerung des Gemüths und des Willens lebendiger, fruchtbarer und dauerhafter, als die, wozu ihr hier in dem zur gemeinschaftlichen Anbetung Gottes bestimmten Hause, und mitten in der Gemeinde des Erlösers aufgefordert wurdet. Es ist ja gutgearteten Menschen eigen, alles, was sich unmittelbar auf sie selbst bezieht, mit ungleich mehr Lust und Eifer zu betreiben, wenn sie es zugleich als eine gemeinschaftliche Angelegenheit ansehen können. Spare deinen Überfluß für die Leidenden, sorge für deine Gesundheit, um deiner Kinder willen, erhalte die Munterkeit deines Geistes, um der Gesellschaft immer zu allen Diensten bereit zu sein: dergleichen sind für die bessern Menschen immer die kräftigsten Bewegungsgründe. So wird also auch der Entschluß der Besserung überhaupt am lebendigsten und kräftigsten sein, wenn er unter diesem Gesichtspuncte gefaßt wird, und wo geschähe das in einem größeren Sinne, als hier? Freilich kann auch der Anblick eures häuslichen Kreises euch täglich im Guten bestärken. Welchen Rang ihr auch darin einnehmt, Gatten, Kinder und Hausgenossen, Vorgesetzte fordern viel Tugenden von euch; aber es ist immer nur ein Theil eures Gemüths, den sie in Anspruch nehmen, und es wird euch bald vorkommen, als wären manche ihrer Forderungen schon durch einen gewissen Schein befriedigt. Auch der Gedanke, daß ihr ein Vaterland habt, dem ihr Ehre machen sollt, dem ihr mit euren Talenten und Gemüthskräften verpflichtet seid, kann ein mächtiger Antrieb sein; aber die bürgerliche Gesellschaft fordert doch nur Thaten, und eure innern Gesinnungen haben mit ihr wenig zu schaffen. Hier aber findet ihr eine Gesellschaft, die den inneren Zustand eures ganzen Gemüths für ihre Angelegenheit, und Besserung für eine Annäherung zu ihrem gemeinschaftlichen Endzweck erklärt. Hier findet ihr euch als Bürger im Reiche Gottes mit allen Heiligen, und als Gottes Hausgenossen, und das umfaßt alles, was ihr nur irgend leisten

könnt. In eurem Hause, in eurem Beruf, in allem, was ihr verrichtet, sollt ihr das Dasein dieses Reiches Gottes verkündigen, das Beste dieser göttlichen Familie fördern; und kommt ihr dann hieher, wo sie sich sichtbar versammelt, so soll an euch haften das Andenken an gute Werke, die ihr verrichtet habt, an liebliche Lehren, die von euch ausgegangen sind, an fromme Gesinnungen, die ihr geäußert, an muthige Bekenntnisse des Glaubens, die ihr abgelegt habt. Wenn ihr hier den Gedanken an die höchste menschliche Vollkommenheit faßt, wird alles, was ihr dem zu Folge thun und werden könnt, in Anspruch genommen für die Gemeine Christi; jeder gute Entschluß erscheint euch als ein theures Gelübde, abgelegt in ihre und des Erlösers Hände. Dies ist die eigentliche Ursache des tiefen Gefühls, welches euch hier so oft ergriff, dies die Quelle der schönen Wirkungen, die euer Hiersein zurückgelassen hat.

Vorzüglich aber sind diese Versammlungen dazu geeignet, uns, wenn wir sie aus dem wahren Gesichtspuncte betrachten und mit dem rechten Sinne besuchen, in den brüderlichen Gesinnungen zu stärken, zu denen wir nicht Aufmunterung genug haben können. Ach, sie stumpfen sich nur allzuleicht ab an den Ungleichheiten, die in der Welt Statt finden, und durch das Betragen der meisten Menschen noch hervorragender gemacht werden, und dann bricht die alte, nie ganz unterdrückte, Selbstsucht aus in krampfhafte Bewegungen, die wenigstens manches Gefäß unsers Gemüthes, den Gesinnungen der Liebe, die es überall durchdringen sollten, gänzlich verschließen. Da entsteht heimlicher Neid, der sich durch Härte und Kälte gegen diejenigen äußert, die sich ihrer günstigen Verhältnisse vielleicht zu überheben scheinen, Eifersucht des Standes, die keine kleine Verletzung des Schicklichen, komme sie von Höheren oder Niederen, ungeachtet lassen will, vermessener Eigendünkel, der, um den Schein der Abhängigkeit zu vermeiden, sich lieber so sehr als möglich zurückzieht, und nichts Gutes erweiset, damit er nicht wieder etwas anzunehmen genöthigt werde. Überall, wo ihr in der Welt hinsehet, findet ihr die Ungleichheiten, die das Herz so verstimmen, nur hier sind sie verbannt. Hier ist keiner, ein Reicher oder Armer, ein Herrschender oder Unterworfner, alle sind nur Jünger Christi, nach Belehrung und Besserung verlangende Menschen, und denen, die zu dieser Gesinnung vereinigt sind, erscheinen Rang und Reichthümer als zu geringfügige Gegenstände, um auf ihr Gefühl und ihr Betragen einen bedeutenden Einfluß zu haben. Hier kommen wir alle zusammen, um

Gnade von dem zu erflehen, der unsere Herzen erforscht; das gemeinschaftliche Gefühl dieses Bedürfnisses muß über jeden kleinlichen Unwillen siegen, tiefer, als irgendwo, muß uns das Wort an's Herz gehen, daß wir nicht eher mit unsern Bitten um Nachsicht hervortreten dürfen, bis auch wir das Wort der Vergebung von Herzen ausgesprochen haben, und so müssen wir Alle zu wahrer Versöhnlichkeit erweicht werden. Hier stellen wir uns Alle vor dem dar, gegen den wir Alle Staub sind; ein ehrfurchtsvoller Schauer bei dem lebendigen Gedanken an das allein heilige und weise Gesetz Gottes bemeistert sich Aller; fromme Wünsche voll Demuth und Selbsterkenntniß drängen sich aus der Brust der verschiedensten Menschen hervor und so verschwindet selbst der Unterschied, der dort den Bessern und Verständigern auszeichnet; alle verschwistern sich auf's Neue als Gefährten auf demselben stürmischen Meere der Versuchungen, als Brüder in derselben natürlichen Gebrechlichkeit, und Alle werden geneigt, einander die Hand zu reichen zur herzlichen Unterstützung. O! diese Erwärmung des in der kalten Welt nicht selten erstarrenden Herzens zu inniger Liebe, diese Erhebung von den künstlichen Anstalten, die uns auseinander drängen, zu einem höheren als dem bloß sinnlichen Gefühl unserer Gleichheit, werden wir oft als einen herrlichen Segen von hinnen gebracht haben.

III. Laßt uns endlich noch darauf merken, wie unsere Gottesverehrungen auch zur Belebung und Erhöhung unserer religiösen Gefühle gesegnet gewesen sind. Es gehört hierzu doch gewiß noch etwas Anderes, als was wir bis jetzt erwogen haben. Man kann sich auf der einen Seite eine Glaubenslehre zu eigen gemacht haben, die von Irrthümern und Vorurtheilen möglichst rein und gegen Mißdeutungen gesichert ist, und man kann auf der andern Seite eine sehr richtige Erkenntniß von den menschlichen Pflichten haben, und auf eine lobenswürdige Art sie zu erfüllen trachten, beides ohne ein von den Empfindungen der Religion beseeltes und höher gehobenes Herz. Täglich sehen wir solche aus kalten Begriffen zusammengesetzte Lehre von göttlichen Dingen, und solche von aller Frömmigkeit entblößte Tugend vor uns; und aus eigner Erfahrung, setze ich voraus, kennen wir dagegen den seligen Zustand eines von frommen Gefühlen durchdrungenen und sich ihrer immer bewußten Herzens eines Menschen, der gewohnt ist, Alles so anzusehen, wie es von Gott, der es ordnete, gemeint war. Denen, welche diese Gemüthsverfassung nicht kennen möchten, kann ich

jetzt keine ausführliche Beschreibung davon machen; ich rede nur mit denen, die mich verstehen. Diese erinnere ich daran, wie oft sowohl die Meinungen und Neigungen, die in uns hineingebracht wurden, ehe wir diesen Weg fanden, wieder erwachten und uns irre zu machen suchten, als auch, wie oft die Denkungsart derer, welche Alles in der Welt nur auf ihre beschränkten Endzwecke beziehen, dahin arbeitete, uns aus dieser Stimmung heraus zu versetzen, und wie oft es ihnen leider gelang, daß wir wurden wie sie, daß entweder die Beziehung auf Gott uns ganz verloren ging, oder wir urtheilten, was unserem leidenschaftlichen, zerrütteten Gemüthe erschien, sei seine Absicht mit den Ereignissen der Welt. Erinnert euch dankbar daran, wie oft ihr mit einer unruhigen, gereizten Seele, mit einem von der Welt gefangenen Sinn, mit einem vorwitzig klügelnden Verstande herkamt, und wie ihr hier eure Frömmigkeit, eure richtigere Würdigung der irdischen Dinge, eure treuere Ergebung in die Wege Gottes wieder gefunden habt. Die Betrachtungen, welche hier angestellt werden, können freilich nicht immer den Endzweck haben, unmittelbar auf unsere frommen Empfindungen zu wirken, aber, wenn die Lehrer der Religion auch nur Irrthümer und Vorurtheile bestritten, wenn auch nur von einer richtigern Ansicht menschlicher Verhältnisse die Rede war, und vielleicht nicht immer deutlich hervortrat, wie sich auch diese nur auf die Religion gründete, wie sollte sich nicht dennoch Manches aus ihrem Innern hervorgedrängt haben, wodurch die verstimmte Seele ihrer Verwirrung entrissen, und wieder auf die Höhe gestellt ward, wo sie sich sonst wohlbefand. Auch sage ich dies nicht mit einer gewissen Ruhmredigkeit zu Gunsten derer, welche die Lehrstühle der Religion einnehmen, als ob dieser Erfolg etwa darin seinen Grund hätte, daß sie so viel frömmer sind, als Andere; nein, sie stellen euch nur die bessere Stimmung dar, in der ihr euch sonst befandet, sie sind in den Verrichtungen ihres Amtes gleichsam das festgehaltene, neubelebte Bild eines schönern Lebens, sie geben euch, daß ich so sage, euch selbst wieder. Auch waren es gewiß nicht ihre Reden allein, denen ihr diese wohlthätigen Wirkungen zuschreiben müßt; es war diese heil'ge Stille, für welche diese Häuser eine Freistätte sind, mitten im Getümmel der Welt; es war die Andacht eurer Brüder, die sich euch mittheilte und alle bessere Gefühle nach und nach in eure Seele zurückrief. Ich berufe mich in dieser Hinsicht besonders darauf, wie oft und wodurch ihr hier auf-

gerichtet und getröstet worden seid, wenn Kummer und Widerwärtigkeit euch bestürmten. Ich glaube, daß ich euch Alle zu diesem Zeugniß auffordern kann, wenn ihr auch nur auf das vergangene Jahr zurücksehen wollt: denn wem sollte nicht in einem solchen Zeitraume der Wechsel menschlicher Dinge auch trübe und bittere Stunden gebracht haben? Wenn ihr zu Hause nur vermögend waret, die Ruhe und die Fassung eures Gemüthes wieder zu finden; wenn, umringt von Gegenständen, die euch euer Unglück immer vergegenwärtigten, das Übel stärker war, als die Arznei, die erst aus dem Gedanken an Gott und die höhere Welt bereitet werden sollte; wenn vielleicht nur flüchtige Regungen der Frömmigkeit eure Seele durchblitzten, nur abgebrochene Seufzer euch gelangen, und der Schmerz, indem ihr noch über die Gewalt klagtet, die er nur eben ausgeübt hatte, sogleich mit erneuerter Heftigkeit zurückkehrte, und schon vielfach gewüthet hatte, ehe der Balsam der Religion zu den inneren Nerven eures Geistes hindurchdrang; wenn auch die Freundschaft vergeblich euer Leiden theilte, ohne es mildern zu können, und umsonst das schwere Geschäft versuchte, durch alle Schmerzen hindurch, die sie verstärkt wieder erregen mußte, den Sitz des Übels zu untersuchen: schlug nur erst die Stunde, wo ihr euren Kummer in diese heiligen Mauern tragen konntet, so wurde der böse Geist zum Schweigen gebracht. Und wodurch? Es waren nicht allein die Worte, die euch unmittelbar beruhigend an's Herz gesprochen wurden, oder der Zusammenhang und die Anordnung der ganzen Rede, die euch erinnern mußte an den Muth, der den Frommen ziemt, an das Vertrauen, das der Gläubige seinem Gott schuldig ist, sondern alles, was ihr saht, vereinigte sich, um Licht in die dunkeln Gegenden eurer Seele zu tragen. Hier saht ihr das Gesicht eines Leidenden sich nach und nach aufheitern bei frommen Betrachtungen; dort fandet ihr Ruhe und Frieden schon wieder eingekehrt bei einem Andern, den ihr noch vor Kurzem unglücklich sahet; hier beschämte euch die Zufriedenheit eines Siechen, dort die Heiterkeit eines Dürftigen; hier saht ihr einen bewährten Frommen, der seine Tugend und seinen Glauben unversehrt durch alle Stürme des Lebens hindurch gebracht hat; dort redete die Freude eines Erretteten, der dankbare Blick eines Gebesserten euch Glauben und Vertrauen in's Herz. So ergriff auch euch die gemeinschaftliche Stimmung, der sich hier Alle nach und nach nähern; das Gebet der Brüder stärkte das eurige, und unter den Dankliedern und

Lobgesängen der Gemeinde erbebten auch in eurer Seele wieder die dazu stimmenden Saiten. Dasselbe wird euch oft begegnet sein in andern Fällen, wo nicht eben Unglück und Noth, sondern ein anderer, vielleicht angenehmerer, Einfluß irdischer Dinge euer Gemüth so bewegte, daß es seine fromme Stimmung verlor. Möchte euch nur die Ursache solcher heilsamen Veränderungen durch diese Auseinandersetzung recht deutlich geworden sein! es sind Wirkungen des gemeinschaftlichen Bekenntnisses der Religion, die auf keine andere Weise hervorgebracht werden können. Es wird jetzt gar häufig gesagt, und nur zu bereitwillig geglaubt, daß, wer sein Gemüth zu Gott erheben und den Gefühlen der Religion öffnen wolle, weit besser thun würde, wenn er sich entschlösse, sich dann und wann der Gesellschaft der Menschen zu entreißen, und Stunden der Muße in der freien Natur unter den Werken Gottes hinzubringen, als wenn er in finstern Gebäuden, mit einigen Andern, denen er nicht näher bekannt ist, einen eben so Unbekannten über diesen und jenen Theil der Religion reden hörte. Der Höchste wohne ja doch nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind, und die unmittelbare Anschauung seiner Werke wirke weit kräftiger auf das Gemüth, als die schönsten Worte zu thun vermöchten. Gewiß wäre es sehr erfreulich, wenn diejenigen, die wir, nachdem sie eine Woche den Geschäften und Sorgen des Lebens gewidmet haben, so zahlreich und fröhlich aus den Mauern unserer Städte hinausströmen sehen, wenn diese die Wälder und die Gärten, und die stillern ländlichen Wohnungen aufsuchten, um dort ihren Schöpfer zu finden, und sich nicht auch dort wieder in bunten Kreisen zusammenfänden, und ihren gewöhnlichen Vergnügen oblägen; gewiß auch das würde manche gute Frucht bringen. Aber wie wunderlich ist es nicht, den Schöpfer allein in der Natur uns aufsuchen zu wollen, welche nur so Wenige richtig verstehen, und zu der, ich darf es sagen, die Meisten nur durch einen dunkeln, fast thierischen Zug getrieben werden, da doch Alles übereinstimmt, uns zu sagen, daß der Mensch das Bild ist, welches ihm gleicht. Ist die Mannigfaltigkeit der menschlichen Natur, an die jede Gesellschaft euch erinnert, nicht eben so groß, als die in den fremden Geschöpfen der Erde, und verkündigt sie nicht lauter die Unendlichkeit des Höchsten? ist die allmähliche Entwickelung des Göttlichen im Menschen nicht etwas eben so Bewunderungswürdiges, als die Entwickelung des Lebens und der Kraft in Bäumen und Gräsern? und wo könnt ihr

das alles ruhiger betrachten, als hier? hier, wo eben die Unbekanntesten sich vereinigen in demselben Geist, hier, wo euch Alles an die merkwürdigsten Fortschritte des Menschen erinnert, hier, wo seine Verwandtschaft mit dem göttlichen Wesen euch so nahe in's Auge tritt.

(Schluß.) Ihr, deren Bewußtsein mir die Wahrheit des Gesagten bezeugt, die ihr diese verschiedenen Wohlthaten unserer öffentlichen Gottesverehrungen mehr oder minder genossen habt, es ist euch sehr leicht gemacht, euch dankbar dafür zu beweisen. Fahret nur fort, das Gute zu genießen, welches ihr kennt, schämt euch nicht, euch dazu zu bekennen, und, wo es eine Gelegenheit giebt, ein Zeugniß davon abzulegen, was sie euch werth sind. Ihr aber, die ihr sie bisher nicht geschätzt habt, findet ihr dennoch die innere Wahrheit in meiner Rede, fängt es an, euch einzuleuchten, daß wohl das Gute, welches ich euch gerühmt habe, hier erreicht werden könne: so seid nicht zu sparsam, um dem Besuch bisweilen eine Stunde zu widmen; wir wollen eure bisherige Vernachlässigung, vielleicht auch euren Spott gern hingehen lassen mit den andern Verirrungen der vergangenen Zeit. Findet ihr aber diese Wahrheit nicht: so laßt euch ja nicht etwa zu einer mitleidigen Großmuth verleiten! überredet euch nicht, daß es doch heilsam sein könne, wenn ihr des Beispiels wegen euch bisweilen hier einfindet, um diejenigen anzulocken, die wirklich hier Nutzen finden können. Dieser vermeintlichen Pflicht, die euch nur ein lästiger Dienst wäre, entlassen wir euch gern. Sollte sich auch die Anzahl derer, die sich hier zusammenfinden, noch mehr verringern: nie komme Jemand hieher, der es nicht um seiner selbst willen und aus freiem Triebe des Herzens thut. Folgt ihr eurem Sinn, und fördert das Gute in euch auf eigne Weise: wir wollen hier Gott ehren und uns in der Nachfolge des Erlösers befestigen; er wird auch ferner mitten unter uns sein, wie wenige auch in seinem Namen versammelt sein mögen.

In beiden Reden sollen uns Aufmunterungen und Verpflichtungen zur Theilnahme an den öffentlichen Gottesverehrungen mitgetheilt werden. Offenbar sind die Gründe und Beweggründe in der ersten Darstellung abgerissener, ungeordneter, stehen in keinem klaren Verhältnisse zu einander, so daß sie selbst zu einigen störenden Wiederholungen verleiteten, und sind in sich selbst nicht erschöpfend, ja einige selbst sehr schief dargestellt. Abgerissener: man vergleiche

die Anreihung der einzelnen Abschnitte, bei welchen man nicht immer leicht die verbindenden Ideen erkennt, die man sonst eben durch die Übergänge, wie wir sie bei der 2ten Darstellung finden, ausdrückt. Ungeordnet: denn zuerst wird von den gemeinschaftlichen Gottesverehrungen; dann »Die Feier des Sonntags...« bis »... nur die Pforten des Tempels stehen offen.« von der Sonntagsfeier im Allgemeinen gehandelt; dann »Und selbst, wenn...« bis »... wer hörte dein Gebet, um dir zu glauben« wieder von der gemeinschaftschaftlichen Verehrung, und am Schlusse, vor dem Gebete, wieder von der Sonntagsfeier im Allgemeinen; ja! innerhalb dieser Abschnitte vermißt man die Ordnung, wie man z. B. aus der Vergleichung der Stelle »Du sprichst: »»Die Predigt ist für mich nicht immer erbaulich...«« mit »Wohnst du einer Predigt bei, die dich ohne Erbauung gelassen...« sieht. Die Gründe stehen in keinem klaren Verhältnisse zu einander: »Die Feier des Sonntags ist eine ehrwürdige Stiftung,..... Der Sonntag ist der Tag des Herrn, das heißt...«. Wiederholungen finden wir schon bei dem eben angeführten »Wohnst du einer Predigt bei...«, noch mehr bei den Hindeutungen auf die Nichtchristen. Nicht erschöpfend: man vergleiche »Die Predigt ist für mich nicht erbaulich.... vor die Seele gerückt«, denn läßt sich das dort Gesagte nicht auch von jeder nützlichen und frommen Lectüre sagen? Schief dargestellt sind die Gründe: Man solle des Beispiels wegen, ja! um nicht der Menschen Vertrauen zu verlieren, den Gottesverehrungen beiwohnen, und dort »auf seine Weise« Gott verehren. Denn wenn man, wie gesagt wurde, »für einen Heuchler gehalten würde«, so könnte ja das Beispiel nichts Gutes fördern, kein Vertrauen gewinnen; und die Verehrung »auf eigne Weise« in protestantischen Kirchen immer schwer; in allen oft nicht ohne den Vorwurf der Erheuchelung der geltenden Ansichten, würde, wenn wir sie nicht verheimlichten, dem Vertrauen noch mehr schaden. Aber nicht bloß reich an solchen Gründen und Beweggründen ist die Rede, welche zunächst den Verstand befriedigen; sondern auch an solchen, welche zunächst das Gefühl anregen, und eben hier ist sie reicher, als die 2te Rede, welche nicht allein die ersteren vorherrschen läßt, sondern alle Aufregungen des Gefühls verschmäht, die nicht aus klaren Gründen hervorgehen und sich durch diese erhellen lassen. Zu tadeln ist es aber, daß diese Anregungen

zerstreut unter solchen stehen, welche sich entschiedener an den Verstand wenden, so daß die Wirkungen beider sich gegenseitig schwächen (I. §§. 81. 91. 105.), während sie, vereint und in eine andere Beziehung zu einander gestellt, den Verstand mehr befriedigten und zugleich entschiedener auf das Gemüth wirken würden. Man vergleiche in dieser Hinsicht: »Wenn der Glocken feierliche Klänge.... Wenn dein Blick zufällig..... machte nichts dir diesen Tempel heiliger.« und später: »Wenn aber auch endlich dieser Anblick.... Denke, auf dieser Stätte... Denke, indem dein Blick.... Auch du nicht mehr!« Wie weit wirksamer wären diese Vorstellungen etwa in einer Verknüpfung: welche zuerst erinnerte, wie die Seele nicht bloß durch das Auge des Verstandes, sondern durch alle Lebenswege vereint zu den höchsten Ideen der Gottheit und unserm Verhältnisse zu ihr emporstrebe; dann bemerkte, daß dies ja für die Eindrücke der großen Natur, in ihrem weiten Tempel eingestanden sei; zuletzt zeigte, wie es die 2te Rede im 3ten Theile: »Es wird jetzt gar häufig..... in's Auge tritt« thut, daß auch die, uns so nahe liegenden, menschlichen Verhältnisse nicht ärmer an so fruchtbaren Eindrücken seien, und nun auf jene Eindrücke einer gemeinschaftlichen Gottesverehrung und des Tempels hinwiese. Und gerade in dieser Verbindung erhielten diese Vorstellungen ihre volle, rechte, und auch vom Verstande unbestrittene Bedeutsamkeit und Geltung. Der Ausdruck ist aber bei aller Kraft und Fülle der Gedanken klar und bis auf »Ausgeschlossen von der Gemeinschaft deiner Brüder, begleitet dich Niemand.... als der wilde Indianer,« gleich verständlich; der Periodenbau leicht und gefällig.

2) Die 2te Rede hat den Stoff weit mehr geordnet, den Werth des öffentlichen Gottesdienstes für unsere Belehrung, dann für die Ermunterung zum Guten und die Stärkung unserer guten Entschlüsse, und dann für die Belebung unserer religiösen Gefühle erweisend. Auch innerhalb dieser Abschnitte sind die Gedanken zusammenhängender, geschlossener und zweckmäßiger in ihrer Folge. Wenn es nun auch hier sichtbar Zweck war, diese Wirkungen des öffentlichen Gottesdienstes diesem vorzugsweise zuzueignen, als nicht in gleichem Maße aus belehrenden Büchern, dem eignen Nachdenken, der Unterhaltung und dem Rathe der Freunde zu gewinnen; so tritt doch dieser Zweck, der wesentlichste dieser Reden, und das Ziel ihrer

Wirksamkeit, entschiedener bei der ersten Rede hervor, und würde in ihr, bei einer andern Stellung der Gründe, vollständiger und dauernder erreicht worden sein. Der Redner hat diesen Zweck wohl erkannt: denn schon bei dem ersten Abschnitte des ersten Theils, die historischen Belehrungen über das Christenthum betreffend, strebt er zu ihm hin: »man solle die Belehrung nicht aus dem anmaßenden Geschwätze im täglichen Leben, nicht aus Büchern suchen, sondern in den Vorträgen der Religionslehrer (demnach aus den mündlichen kirchlichen); denn »diese seien an einen bestimmten Kreis gerichtet, mit einer gewissen Feierlichkeit umgeben, gelangten an vorbereitete und zur Andacht gestimmte Gemüther, und es sei in ihnen alles auf Erbauung und Anwendung im Leben berechnet«. Aber eben in dieser Stellung treten diese Gründe nicht stark genug hervor und gewinnen hier nicht die volle Überzeugung. Im Vergleich mit der Lesung gedruckter Predigten, von denen so Vieles, was in dem Folgenden von den Wirkungen des öffentlichen Gottesdienstes gesagt wurde, gleichfalls gilt, wirkt das mündliche Wort in den Andachtsübungen und besonders im öffentlichen Gottesdienste zunächst auf das Gefühl. Wären nun diese Wirkungen zuerst aufgeklärt und dargestellt, so könnte von den andern Wirkungen auf Belehrung und Ermunterungen zur Sittlichkeit gezeigt werden, daß sie durch jene erhöht und durchdringender würden. In Beziehung auf die Belehrungen über die allgemeinern, besonders sittlichen Wahrheiten wird nun zuerst gezeigt, wie nöthig sie seien und wie sie in den öffentlichen religiösen Betrachtungen gewonnen würden und dann in näherer Beziehung auf jenen Zweck durch sehr reiche psychologische Gründe erwiesen, wie durch das vertraute Wort der Freundschaft und durch das eigne Nachdenken kein gleicher Erfolg vorausgesetzt werden könne, und eben hier erkennen wir in der Tiefe und Fülle der Kenntnisse des menschlichen Herzens des Redners Weihe und Beruf zu einem Seelsorger im ausgezeichneten Sinne des Wortes. Aber wenn nun Jemand, der diese Predigt nur lies't, behauptet, daß er bei dem ruhigen Nachdenken, wozu er gerade im Lesen mehr Muße habe, oder gerade von solchen Predigten mehr gewinnen könne, als von weniger ausgezeichneten Predigern, welche er hören könne, wäre ihm dieser Einwurf gegen die Vorzüge des öffentlichen Gottesdienstes in dem Vorhergehenden entschieden widerlegt? Entschiedener

dafür spricht sich der 2te Theil aus, die Ermunterung zum Guten vornehmlich aus dem Bewußtsein einer Gemeinschaft mit Allen, eines Bürgerthums im Reiche Gottes herleitend, wo »der innere Zustand unsers Gemüthes für die gemeinschaftliche Angelegenheit und unsere Besserung zum gemeinschaftlichen Zwecke erklärt wird; wo ferner alle äußere bürgerliche Ungleichheit aufgehoben erscheint und das Gefühl der Brudergleichheit unser Herz zu einer thätigen Bruderliebe erwärmt: denn das wird hier »als die eigentliche Ursache des tiefen Gefühls erklärt, welches uns hier (in der Kirche) so oft ergriff.« Aber eben, daß dieses Gefühl entschiedener aus der Theilnahme am öffentlichen Gottesdienste, und nicht im gleichen Grade aus dem Nachdenken und den Privatandachten hervorquillt, mußte wohl noch mehr hervorgehoben werden. Dem Zwecke vorzüglich entsprechend ist der schöne 3te Theil. In diesem, der wiederum so reich ist an tiefen Belehrungen über den Zustand des menschlichen Herzens, wird von den Wirkungen entschiedener und besonders hervorgehoben, als solchen, gesprochen, die nur aus der wirklichen Theilnahme am öffentlichen Gottesdienste hervorgehen: » : es war die heilige Stille.... in eure Seele zurückrief«. und noch entschiedener und höchst trefflich »Es waren nicht allein die Worte.... (bis ans Ende des Abschnitts) ..euch so nahe in's Auge tritt«. Wohl aus dem tiefen und bescheidenen Bewußtsein treuer und in die Tiefe des Geistes seiner Gemeinde wirkender Berufsthätigkeit hervorgegangen ist die Stelle: »Auch sage ich dies nicht.... euch selbst wieder«; aber dennoch dunkel in der Allgemeinheit. In dem Schlusse, der durch den Schein einer stolzen Ironie gegen diejenigen, welche den öffentlichen Gottesdienst aus Gleichgültigkeit vernachlässigen, etwas Verletzendes und Störendes hat, wird, und zwar in einem, wie wir angedeutet haben, begründeten Widerspruche gegen die Ansicht der ersten Darstellung, die Pflicht, um des Beispiels willen den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, eine »vermeintliche« genannt. Bemerkt muß in Ansehung des Ausdrucks und des Periodenbaues werden, daß sie frei von den Eigenthümlichkeiten sind, die wir in andern Darstellungen des Redners (vergl. besonders die »Ketzereien u. s. w.«) als störend bemerkt haben.

71. Das natürliche Recht der ersten Mühle. (Von Möser.)

Ich verlange weiter nichts, meine Freunde und Mitbürger, als daß ihr mich höret; ihr könnt dann noch immer machen, was ihr wollt. Die Mühle, welche ich hier angelegt habe, kostet mir mein ganzes Vermögen. So oft wir zusammen kamen, sagtet ihr: O, wenn wir doch auch eine Mühle haben möchten! Sie war euer einziger Wunsch, und nun, da ich solche angelegt, da ihr täglich mit Freuden zugesehen habt, wie der Bau von Zeit zu Zeit fortging, da ihr mich tausend Mal eurer ewigen Dankbarkeit versichert habt, da ich mein ganzes Vermögen dazu verwendet und auf diese eure Dankbarkeit, auf den allgemeinen Wunsch und auf die offenbarste Billigkeit mehr, als auf ein königliches Privilegium, oder auf einen schriftlichen Contract gerechnet habe; nun sage ich, wollet ihr meinem Nachbar nicht verbieten, noch eine Mühle anzulegen? Er darf sich des Modells, das ich mit vielen Kosten angeschafft, und der Bauleute, die ich mit großen Belohnungen aus England herübergezogen habe, zu seinem Bau bedienen und öffentlich sagen, daß er, nachdem er solchergestalt weniger Unkosten gehabt, als ich, wohlfeiler mahlen wolle? Ihr wollet es nicht unbillig finden, daß ich auf diese Weise in meinem besten Vertrauen, was ich öffentlich durch meinen Bau zu erkennen gegeben habe, und was ihr durch euren öffentlichen Beifall immerfort unterhalten habt, auf das schändlichste hintergangen werde? Ihr wollet behaupten, daß ein Jeder die Freiheit habe, auf dem Seinigen zu thun, was er wolle; daß ich kein Zwangrecht erlangt habe, und daß ein Anderer sich eben der Freiheit bedienen könne, deren ich mich bedient habe? Ihr wollet es zum Gesetz machen, daß die Anlegung einer Mühle zu den freien und willkührlichen Handlungen gehöre, die, so lange ihr euch eurer Freiheit nicht begeben habt, keinem verwehret werden könne? ..... O, meine lieben Freunde! bedenket wohl, was ihr thut. Ihr habt noch eine Kirche, viele Brücken, verschiedene Heerstraßen, einen Canal, eine Wasserleitung — ihr habt noch eine Bauerei, ein Wirthshaus, eine Schönfärberei und viele andere kostbare Anlagen nöthig, ehe ihr in den Stand kommt, dasjenige, was euch die Natur hier bescheert hat, auf das Beste zu nutzen, eurer Händearbeit die gehörige Vollkommenheit zu geben, und euch nur einigermaßen zu einem Staate zu bilden. Wer wird es aber wagen, dergleichen auf seine Kosten aufzuführen, wenn ihr ihm auf gleiche Art

begegnen wollt? Wer wird die Kirche bauen, wenn Jeder seine Stube zur Capelle machen will? Wer wird den Bau einer Brücke oder Heerstraße wagen, wenn ihr, sobald solches geschehen, einem Anderen gestatten wollet, neben der Brücke nur ein Fährschiff zu halten, oder, so oft er kann, den Zoll auf der Heerstraße zu verfahren? Wer wird die kostbare Wasserleitung, die von jenem Berge über eine Stunde Weges hieher gehen müßte, anlegen, wenn ihr diese Unternehmung, die jetzt einem Jeden frei steht, sobald sie vollführet ist, Anderen nicht verbieten wollt? Bedenkt es wohl, sage ich noch einmal, was ihr thut: nichts ist jetzt freier und unwillkührlicher, als die Anlegung einer Post zu unseren benachbarten Colonien. Tausend wünschen sie und tausend können es versuchen: niemand wehrt es ihnen, aber, meine Freunde, wenn einmal ein Patriot die Anstalt und Einrichtung dazu gemacht hat; so erwartet er von eurer Vernunft, von eurer Billigkeit, von eurer Dankbarkeit und von eurem großen Interesse, daß ihr es nach ihm allen Anderen verbieten sollet. Denkt er nicht daran, sich über seine Post ein Privilegium zu erwerben, oder vorher einen Contract mit euch zu errichten, so werden doch die Ursachen, worauf sich das Privilegium, wenn es anders bestehen soll, gründen mußte, nachher eben so wirksam sein, wie sie vorher gewesen sein würden. Und wer verdient denn den größten Dank — der Mißtrauische, der sich von euch Brief und Siegel zuerst geben läßt, oder der Großmüthige, der auf eure Dankbarkeit und Billigkeit mit völligem Vertrauen rechnet? Es ist die Natur gemeinnütziger und kostbarer Unternehmungen, welche ein Patriot öffentlich unternimmt und ausführt, daß sie ihr Privilegium von sich selbst mit sich führen, und alle Andere von gleichen Unternehmungen so lange ausschließen, bis die gemeine Nothdurft eine Veränderung erfordert. Das Urtheil über diese Veränderung gebührt euch, meine versammelten Mitbürger, nicht aber einem Privatmanne, der nach dem ersteren eine gleiche oder ähnliche Anstalt machen will. Eben diese Unternehmung, die zuerst einem Jeden offen stund, steht also dem zweiten nicht mehr offen; die erste Besitzergreifung entscheidet hier, wie in anderen Fällen, und es ist ein Eingriff in euer Urtheil, eine Beleidigung eurer Majestätsrechte, und eine Beschimpfung der Nationalvernunft und Dankbarkeit, zu behaupten, daß dasjenige, was dem ersten in diesen Fällen frei gestanden, dem anderen ebenfalls unverwehrt sein müsse. Die Richter würden freilich, wenn eine solche Sache vor sie gebracht würde, auf

andere Gründe verfallen müssen, weil sie mit euch keine gleiche Befugnisse haben, Privilegien zu ertheilen oder einzuschränken, sondern nach wirklich ertheiltem oder erlangtem Privilegium ihr Urtheil abmessen müssen. Aber wer von euch wird eine Sache zur richterlichen Erkenntniß bringen, die ihrer Natur nach nicht dahin gehören kann? Der Himmel behüte mich, zu sagen, daß nun, sobald die Post angelegt, keiner zu Fuß oder zu Pferde gehen solle, ohne sich derselben zu bedienen, oder daß ein Jeder durchaus das Quellwasser kaufen solle, was durch die Wasserleitung in die Stadt kommen wird. Ich zwinge Niemand auf meine Mühle zu kommen, und derjenige, der die Kirche anlegen will, soll nicht fordern, daß ich durchaus hineinkommen und ihm die Miethe für den Platz bezahlen soll. Nein, meine Freunde! diese sträfliche Absicht habe ich nicht. Jeder von euch mag sich so gut behelfen, wie er sich beholfen hat, ehe Mühle, Kirche und Wasserleitung angelegt worden. Das Wasser der Quelle am Berge mag unverkauft bleiben, wenn uns der Himmel noch eine spätere Quelle mitten in der Stadt bescheert. Ich fordere nur das Recht, daß keiner nach mir eine mit der meinigen ähnliche Anstalt ohne eure gemeine Bewilligung anlegen soll; ich verlange nur, daß es nicht in eines Jeden freien Willkühr stehen soll, das zu thun, was ich gethan habe. Diese einzige Einschränkung ist Alles, was ich fordere, und mit Recht zu fordern glaube. Es ist das Recht, was die Natur in solchen Fällen dem Ersteren gegeben hat, es ist gleichsam das Recht der Erstgeburt.

Euer Urtheil ist allezeit frei. Wenn die Bevölkerung sich vermehrt, wenn der Staat sich vergrößert, wenn der Handel zunimmt, und die Umstände eine Erweiterung der vorhandenen Anstalten erfordern, so beruhet das Maß der Erweiterung bei euch. Ihr könnt eine zweite Mühle zulassen, noch ein Wirthshaus, noch eine Schönfärberei bewilligen, zehn Straßen und Brücken für eine genehmigen, mehrere Posten, mehrere Wasserleitungen und mehrere Kirchen oder Capellen zulassen, nachdem ihr solches dem gemeinen Wesen nützlich findet. Nur in eurer oder eurer Repräsentanten Hand muß diese Erlaubniß unverrückt bleiben, nicht aber auf der freien Willkühr eines jeden Mitbürgers oder auf dem Ausspruch eines bloßen Richters beruhen. Ihr könnt zuletzt, wenn unsere Colonie so blühend wird, daß man ihre Bedürfnisse nicht mehr abmessen kann, die vollkommenste natürliche Freiheit wieder herstellen, und jede Anlage wieder willkührlich machen; aber ob und wann diese

Freiheit eintreten soll, muß eurer Überlegung, eurer hohen Ermäßigung vorbehalten sein.

Glaubt ihr, daß ich des Mahllohnes auf meiner Mühle zu viel nehme, findet ihr, daß der Mann, der die Wasserleitung anlegen wird, den Eimer zu theuer verkaufe, oder daß das Postgeld zu hoch gesetzt werde, so wehret euch Niemand, jede Anstalt, wodurch dieser Gottlosigkeit Einhalt geschehen kann, zu wählen, zu begünstigen und ausführen zu lassen; aber euer muß diese Obererkenntniß bleiben, und ohne deren Vorgang muß Niemand befugt sein, seine Willkühr in ein Recht zu verwandeln, und nach diesem sich ohne Anfrage und Bewilligung eben dasjenige anzumaßen, was der erste ohne Anfrage und Bewilligung mit vielen Kosten aus bloßem Vertrauen auf die öffentliche Dankbarkeit und Billigkeit angelegt hat.

Noch eins, meine Freunde! Gesetzt, ihr hättet die Mühle auf gemeine Kosten angelegt, und ein Jeder hätte das Seinige dazu beigetragen, würdet ihr wohl in diesem Falle einem von euren Mitbürgern gestatten, ohne eure Erlaubniß noch eine zweite anzulegen? Nein! das würdet ihr nicht thun. Ihr würdet euch dagegen aus eben den Gründen setzen, woraus ich mich darüber beklage. Was ist aber besser und mehr zu begünstigen, daß Privatmänner dergleichen gemeinnützige Anstalten auf ihre Gefahr und Rechnung übernehmen, als daß Alles und Alles aus gemeinem Beitrage, der im Anfang unserer Colonie noch sehr schwach und gar nicht aufzubringen war, kostsplitterig ausgeführt werde? Euer Wunsch war gestern, noch einen geschickten Wundarzt zu haben. Gesetzt, es wagte Einer aus Europa sich hieher, er käme ohne Ruf und ohne Besoldung, er rechnete gewiß darauf, daß kein Anderer in unserer Colonie wäre, und auch wahrscheinlich nicht kommen würde, so lange er nur allein dort leben könnte. Würdet ihr nicht in der Folge aus Dankbarkeit und Billigkeit einem zweiten Wundarzte so lange die Praxis verbieten, als ihr mit dem Ersten zufrieden wäret? Gleichwohl hat der Erste kein ander ausschließliches Privilegium, als das ihm das gemeine Beste, die öffentliche Dankbarkeit, und eure billige Überlegung gewähret.

Es soll das natürliche Privilegium der ersten Mühle vertheidigt werden. Der Verfasser (in seinen »patriotischen Phantasien«) denkt sich hier einen Mann redend, der in einer eben gegründeten freien

Niederlassung zuerst eine Mühle angelegt hatte, ohne seine Vorrechte durch ein Privilegium, oder einen Contract mit der Gemeinde gesichert zu haben. Ein Anderer will eine zweite Mühle anlegen. Ein Gericht hätte wegen Mangels eines gesetzlichen Contracts gegen den erstern entscheiden müssen. Daher trägt er seine Sache bei der Gemeinde vor, durch ihre Entscheidung das Privilegium zu ersetzen. Er habe auf seine Kosten, zum anerkannten Nutzen der Gemeinde, durch ihre Wünsche bestimmt, die Mühle angelegt. Würde das Recht, eine zweite anzulegen, dem Andern eingeräumt, so könne der zwar nach seinem Risse und mit seinen, auf seine Kosten hergebrachten, Bauleuten wohlfeiler bauen, und wohlfeiler mahlen lassen, aber er selbst müßte den größten Schaden leiden. Dies wäre 1) unbillig. Es wäre aber auch 2) unklug, dem Vortheile der Niederlassung nachtheilig, und 3) wenn dieser die Gemeinde bestimmen müsse, gemeinnützige Unternehmungen durch Privilegien aufzumuntern, so verdienten die, schon im Vertrauen auf die dankbare Benutzung der Gesellschaft vollendeten Anlagen schon um des größeren Vertrauens willen nachträglich durch Privilegien gesichert zu sein. In sofern habe er demnach 4) stillschweigend ein Privilegium erlangt; und er bitte, da ein Anderer auch eine Mühle anlegen wolle, und er denselben nicht im Wege richterlicher Entscheidung hindern könne, die Gemeinde um nachträgliche Ertheilung eines Privilegiums. Jetzt beschränkt erst der Redner den Umfang des Privilegiums, um nicht die auf ihre Freiheiten eifersüchtige Gemeinde zu reizen: 1) daß es Keinen zwingen solle, sich der Mühle zu bedienen; 2) daß es der Gesellschaft frei stehe, wenn es dem Gemeinwesen nöthig sei, noch mehr Mühlen zuzulassen, und dies besonders 3) dann, wenn er seine Mitbürger im Mahllohn übervortheilen wolle. Nachträglich und um die Gemeinde in seine Stelle zu versetzen, stellt er den Fall auf, wenn die Gesellschaft auf gemeinschaftliche Kosten die Mühle erbaut hätte. Dann würde sie das Privilegium für sich in Anspruch nehmen. Der Gesellschaft müßten aber Privatunternehmungen der Art willkommener sein. Er schloß mit den Vortheilen, die es haben würde, durch ein Privilegium einen Wundarzt in die Colonie zu ziehen. Er erhielt nun das Privilegium.

Die Aufgabe, das natürliche Recht der ersten Mühle zu erweisen, ist nun allerdings in der Darstellung klar, deutlich, und in einem

sehr leichten und gefälligen Style gelöst und durch die Individualisirung eines bestimmten Falles das Interesse gesteigert; aber eben als Rede in dem concreten Falle gehalten, läßt sich noch manches daran anders wünschen. Es wird freilich dabei vorausgesetzt, daß die Sache in Beziehung auf den Andern res integra sei, derselbe nicht unter der Geltung eines gleichen Rechtes schon den Bau begonnen, oder Anschaffungen für den Zweck gemacht habe, in welchem Falle das Privilegium eine Beeinträchtigung desselben sein würde; aber eben über dies Verhältniß ist man, obgleich darauf hinführend: »die Richter würden freilich.... kann?« zu flüchtig hinweggegangen. Es wäre ferner für den Zweck der eigentlichen Rede angemessener gewesen, die Hoheitsrechte und Freiheiten der Gesellschaft einräumend vorauszustellen, dann die Beschränkungen des Privilegiums folgen zu lassen, und nachdem so die Bedenklichkeiten der Gesellschaft rücksichtlich ihrer Freiheiten beseitigt wären, zu den Vortheilen solcher Privilegien für das Gemeinwohl überzugehen, und dann erst, aber nicht am Anfange, an ihre Billigkeit zu appelliren. Solche Umformungen sind übend und für die Anordnung des Stoffes sehr belehrend.

72. Die Liebe der Sünder ein Zeugniß für die Herrlichkeit des Heilandes. (Von Dräseke.)

Mit Menschen, über welche das öffentliche Urtheil den Stab gebrochen hat, unterhält man nur in dem doppelten Falle eine nähere Gemeinschaft, wenn man entweder mit ihnen eine gleiche Verdammniß theilt, oder auch zu hoch steht, um von der Verachtung erreicht werden zu können. Dort hat man keine Ehre zu verlieren; hier hat man keinen Tadel mehr zu fürchten. Personen, deren Ansehen noch nicht gegründet ist, fliehen solchen Umgang. Jemehr ihnen daran liegt, die Meinung der Welt für sich zu haben, mit desto mehr Geräusch sondern sie von denen, die man gering schätzt, sich ab. Wohl wissend, daß sie selbst noch nicht fest stehen, lehnen sie sich lieber an irgend eine gepriesene Säule der Gesellschaft, damit von fremdem Verdienst ein Abglanz, dessen sie bedürfen, auf ihre eigene Person falle. Auch verschmähen sie es nicht, durch Verdammungsurtheile sich geltend zu machen, wie wenn ihr Werth dadurch stiege, daß sie ihrem Mitbruder den seinigen

entreißen. Vollends aus der Fassung würde es sie bringen, wenn Jemand von üblem Rufe vertraulich und mit Mienen und Ton eines alten Bekannten zu ihnen heranträte. Wer diese kleinliche Ängstlichkeit der Rücksichten nun nicht kennt, gleichwohl eben so wenig ein Leichtsinniger genannt, als zu den Verworfenen selbst gezählt werden kann, der ist ein Edler im ausgezeichneten Grade. Tragt ihr Bedenken, meine Brüder, dieses von unserem Meister gelten zu lassen. Die Sünder lieben ihn, denn — er weis't sie nicht von sich. Und warum nicht? Mitten unter ihnen steht er da, heilig, unschuldig, unbefleckt von den Sünden, abgesondert und höher, denn der Himmel. Er fühlt seine Tugend durch diese Nähe nicht bescholten. Sie trägt in sich selbst eine zu hohe Vollendung, als daß sie nicht in jeder Gesellschaft ihren eigenthümlichen Werth behaupten sollte. Die Liebe der Sünder ist ein Zeugniß für seine Herrlichkeit, denn — sie ist Zeugniß seines reines Bewußtseins. Für eine gewöhnliche Seele reicht es hin, daß von den Tonangebern ein Mensch vernachlässigt werde, um gleich auch also zu thun, denn sie hat kein eigenes Urtheil. Um so mehr fiel es den Pharisäern auf, daß ihren Entscheidungen zum Trotze hier dennoch ein Fremdling, ein Lehrer aus der Provinz, von dem bis dahin Niemand gehört, es wagte die Scheidewand zwischen den rechtlichen Leuten und der Hefe der Nation niederzureißen, und als Meister in Israel gleichwohl mit Zöllnern und Sündern zu verkehren, ein Zöllner und Sündergeselle (Matthias 11, V. 19.). Jesus aber fragt nicht, wen man preise, wen man geringschätze, wo er ausmachen soll, wer seinen Umgang verdiene, wer dessen bedürfe. Überall prüft er selbst, und, wofür die Gottesstimme in seinem Herzen spricht, das thut er. Eben darum darf er unter Menschen von zweideutiger Sitte für seine eigene Denkungsart nichts fürchten. Wer freilich auf sich selbst nicht bauen darf, der die große Wahl am Scheidewege des Lebens vielleicht noch überall nicht that, wem das Gemüth noch schwankt und den verschiedenartigsten Eindrücken, wenn sie nur lebhaft sind, mit gleicher Willigkeit sich öffnet, der sehe wohl zu, daß er nicht unglücklich werde durch die Wahl seines Umgangs. Jesus schwankt nicht mehr; längst weiß er, was er soll. Es ist ihm klar geworden durch ernste, fortgesetzte Berathung mit dem Geiste Gottes. Und geweihet feierlich, unwiderruflich geweihet hat er sich dem Auftrag dessen, der ihn gesandt. Wie kann der Menschen Beispiel ein solches Gemüth umstimmen! Er ist allenthalben versucht

sehr leichten und gefälligen Style gelöst und durch die Individualisirung eines bestimmten Falles das Interesse gesteigert; aber eben als Rede in dem concreten Falle gehalten, läßt sich noch manches daran anders wünschen. Es wird freilich dabei vorausgesetzt, daß die Sache in Beziehung auf den Andern res integra sei, derselbe nicht unter der Geltung eines gleichen Rechtes schon den Bau begonnen, oder Anschaffungen für den Zweck gemacht habe, in welchem Falle das Privilegium eine Beeinträchtigung desselben sein würde; aber eben über dies Verhältniß ist man, obgleich darauf hinführend: »die Richter würden freilich.... kann?« zu flüchtig hinweggegangen. Es wäre ferner für den Zweck der eigentlichen Rede angemessener gewesen, die Hoheitsrechte und Freiheiten der Gesellschaft einräumend vorauszustellen, dann die Beschränkungen des Privilegiums folgen zu lassen, und nachdem so die Bedenklichkeiten der Gesellschaft rücksichtlich ihrer Freiheiten beseitigt wären, zu den Vortheilen solcher Privilegien für das Gemeinwohl überzugehen, und dann erst, aber nicht am Anfange, an ihre Billigkeit zu appelliren. Solche Umformungen sind übend und für die Anordnung des Stoffes sehr belehrend.

72. Die Liebe der Sünder ein Zeugniß für die Herrlichkeit des Heilandes. (Von Dräseke.)

Mit Menschen, über welche das öffentliche Urtheil den Stab gebrochen hat, unterhält man nur in dem doppelten Falle eine nähere Gemeinschaft, wenn man entweder mit ihnen eine gleiche Verdammniß theilt, oder auch zu hoch steht, um von der Verachtung erreicht werden zu können. Dort hat man keine Ehre zu verlieren; hier hat man keinen Tadel mehr zu fürchten. Personen, deren Ansehen noch nicht gegründet ist, fliehen solchen Umgang. Jemehr ihnen daran liegt, die Meinung der Welt für sich zu haben, mit desto mehr Geräusch sondern sie von denen, die man gering schätzt, sich ab. Wohl wissend, daß sie selbst noch nicht fest stehen, lehnen sie sich lieber an irgend eine gepriesene Säule der Gesellschaft, damit von fremdem Verdienst ein Abglanz, dessen sie bedürfen, auf ihre eigene Person falle. Auch verschmähen sie es nicht, durch Verdammungsurtheile sich geltend zu machen, wie wenn ihr Werth dadurch stiege, daß sie ihrem Mitbruder den seinigen

entreißen. Vollends aus der Fassung würde es sie bringen, wenn Jemand von üblem Rufe vertraulich und mit Mienen und Ton eines alten Bekannten zu ihnen heranträte. Wer diese kleinliche Ängstlichkeit der Rücksichten nun nicht kennt, gleichwohl eben so wenig ein Leichtsinniger genannt, als zu den Verworfenen selbst gezählt werden kann, der ist ein Edler im ausgezeichneten Grade. Tragt ihr Bedenken, meine Brüder, dieses von unserem Meister gelten zu lassen. Die Sünder lieben ihn, denn — er weis't sie nicht von sich. Und warum nicht? Mitten unter ihnen steht er da, heilig, unschuldig, unbefleckt von den Sünden, abgesondert und höher, denn der Himmel. Er fühlt seine Tugend durch diese Nähe nicht bescholten. Sie trägt in sich selbst eine zu hohe Vollendung, als daß sie nicht in jeder Gesellschaft ihren eigenthümlichen Werth behaupten sollte. Die Liebe der Sünder ist ein Zeugniß für seine Herrlichkeit, denn — sie ist Zeugniß seines reinen Bewußtseins. Für eine gewöhnliche Seele reicht es hin, daß von den Tonangebern ein Mensch vernachlässigt werde, um gleich auch also zu thun, denn sie hat kein eigenes Urtheil. Um so mehr fiel es den Pharisäern auf, daß ihren Entscheidungen zum Trotze hier dennoch ein Fremdling, ein Lehrer aus der Provinz, von dem bis dahin Niemand gehört, es wagte die Scheidewand zwischen den rechtlichen Leuten und der Hefe der Nation niederzureißen, und als Meister in Israel gleichwohl mit Zöllnern und Sündern zu verkehren, ein Zöllner und Sündergeselle (Matthias 11, V. 19.). Jesus aber fragt nicht, wen man preise, wen man geringschätze, wo er ausmachen soll, wer seinen Umgang verdiene, wer dessen bedürfe. Überall prüft er selbst, und, wofür die Gottesstimme in seinem Herzen spricht, das thut er. Eben darum darf er unter Menschen von zweideutiger Sitte für seine eigene Denkungsart nichts fürchten. Wer freilich auf sich selbst nicht bauen darf, wer die große Wahl am Scheidewege des Lebens vielleicht noch überall nicht that, wem das Gemüth noch schwankt und den verschiedenartigsten Eindrücken, wenn sie nur lebhaft sind, mit gleicher Willigkeit sich öffnet, der sehe wohl zu, daß er nicht unglücklich werde durch die Wahl seines Umgangs. Jesus schwankt nicht mehr; längst weiß er, was er soll. Es ist ihm klar geworden durch ernste, fortgesetzte Berathung mit dem Geiste Gottes. Und geweihet feierlich, unwiderruflich geweihet hat er sich dem Auftrag dessen, der ihn gesandt. Wie kann der Menschen Beispiel ein solches Gemüth umstimmen! Er ist allenthalben versucht

worden, gleich wie wir, doch ohne Sünde; vierzig Tage in der Wüste sind ihm verstrichen unter den gefährlichsten Lockungen, und er ist hervorgegangen aus dem prüfenden Feuer, wie geläutertes Gold. Wer das Größere bestanden hat, kann der auch nicht unverzagt mit dem Geringeren es aufnehmen? Ehre der schwachen Tugend, wenn sie schüchtern ist und nicht Jeglichem sich naht. Das zarte Flämmchen löscht der Wind leicht aus, doch großes Feuer bläs't er an zu größerer Gluth und wie er drunten stürmt — die hohe Sonne leuchtet! Sehet in diesem Lichte Jesum den Sündern gegenüber. Sie lieben ihn: denn — wie er sich ihrer nicht schämt, so darf er sie auch nicht fürchten. So wird er durch ihre Liebe verherrlicht: denn — sie bürgt für seine hohe Selbstständigkeit. u. s. w.

Das Thema hat, so ausgesprochen, eine Zweideutigkeit (hier soll Liebe zu den Sündern verstanden werden) und in dem Begriffe der »Herrlichkeit« eine Dunkelheit, die nicht aufgeheilt wird. Wenn der Beweis zuerst die Gründe enthält 1) »denn sie (jene Liebe) ist Zeugniß seines reinen Bewußtseins«; 2) »sie bürgt für seine hohe Selbstständigkeit«; so sieht man nur Attribute eines sehr unbestimmten Begriffes »Herrlichkeit«, ohne das Verhältniß derselben zu dem unbestimmten Wesen des Begriffes zu erkennen. Noch auffallender ist aber, daß, was hier von seinem Verhältnisse zu den Sündern gesagt ist, und aus dem jene Attribute gefolgert werden, reines Bewußtsein und Selbstständigkeit, auf die Liebe der Sünder zu ihm übertragen wird. Wie lose, zum Theil schief, jeden Falls ungenügend diese Übertragung ist, sieht man aus der Übertragung selbst: »Sie lieben ihn, denn er weis't sie nicht von sich; denn, wie er sich ihrer nicht schämt, so darf er sie auch nicht fürchten«, wo wohl der Adverbialsatz, nicht der Hauptsatz in einem klaren causalen Zusammenhange zur Liebe steht. Dieser Begriff war um seines sentimentalen Gehalts willen, und wohl in Ahnung der tiefen Beziehungen, die zwischen ihm und dem hohen Zwecke Jesus liegen, aufgenommen. Das Thema forderte die Entwickelung dieser Beziehungen. Dieser Forderung ist nicht entsprochen! Dies Stück dient hier als Beispiel einer analytischen Methode des Beweises, wie sie I. §. 58. erörtert wurde. Wir lernen hier zuerst die Thatsache kennen, Jesus Herablassung zu den Sündern. Indem nun die Beweggründe des

Betragens gewöhnlicher Menschen gegen die von der Menge verachteten dargestellt werden und gezeigt wird, daß sie nicht bei Jesu, Statt finden, wird auf das Vorhandensein edlerer Gründe geschlossen, welche zu erweisen, der Zweck dieser Unterabtheilung war. Die so gewonnenen Resultate, die Eigenschaften Jesus, sollten dann den Beweis des Satzes, vorzüglich in collectiver Vereinigung bilden. Dieser Beweis aber ist nun schon in der ersten Unterabtheilung lückenhaft und kündigt sich der oberflächlichen Wahrnehmung als ungenügend an. Die, welche »zu hoch stehen, um von der Verachtung erreicht werden zu können,« kennen auch »jene kleinlichen Rücksichten nicht,« brauchen nicht nothwendig »zu den Leichtsinnigen oder zu den Verworfenen« (eine unvollständige Disjunction I. §. 58 u. §. 72) gehören, und also ist der Schluß: »der ist ein Edler« erschlichen; die Steigerung aber »in ausgezeichnetem Grade« den Zuhöhern noch weit mehr unbegründet. Wenn nun auch die einzelnen Gedanken und anerkannten Wahrheiten erbaulich sein können, ja der Zuhörer von der Wahrheit des Thema zuvor überzeugt sein wird, so sind doch solche Mängel für ihn immer störend, ja vielleicht trübend für seine Überzeugung.

73. Daß die fromme Begeisterung einer Leitung bedarf.

(Von Julius Müller.)

Beispiel der analytischen Methode, vergl. I. §. 58.

Großes, davon zeuget die Geschichte der ältesten christlichen Kirche, Großes hatte die fromme Begeisterung gethan und geduldet. Die Apostel waren ausgegangen in alle Welt und hatten im Kampfe mit Beschwerden und Gefahren aller Art die Länder mit dem Evangelium von Christo erfüllet; die durch ihre Predigt gläubig gewordenen hatten Alles für Schaden geachtet, um nur Christum zu gewinnen, hatten weltliche Ehre und irdischen Besitz und Genuß und die theuersten Verhältnisse seiner Nachfolge willig aufgeopfert; die Märtyrer hatten lieber den qualvollsten Tod erduldet, als daß sie ihren Heiland verläugnet hätten. — Aber die Scheiterhaufen rauchten noch, die Erde war noch feucht vom Blute der Märtyrer, da erwachte in der christlichen Kirche derselbe stürmische Eifer, dieselbe Neigung zu gewaltsamen Maßregeln, von der sie selbst so viel erlitten, jener verzehrende Feuergeist, dessen erste Äußerungen den Donnerskindern der sanfte Heiland so ernst und nachdrücklich zurückgewiesen. Die warnenden Stimmen derer, die sein

Wort verstanden hatten, wurden überhört; immer heftiger, immer wilder entbrannte die Flamme einer ungestümen Begeisterung und loderte fort durch lange Jahrhunderte hindurch und wandte sich mit zerstörender Wuth gegen Alles, was den erstarrten Satzungen der Kirche widerstrebte, und Tausende von Schlachtopfern mußten mit ihrem Blute die unselige Verirrung der Kirche büßen. Wohl war es oft nur die berechnende Klugheit ihrer Machthaber, die das wankende Gebäude ihrer Herrschaft nicht mehr anders zu stützen wußten, als durch Scheiterhaufen und aufgethürmte Leichen; wohl hat auch nicht selten der schlaue Eigennutz weltlicher Herrscher sich diese Verirrung der Kirche zu Nutze gemacht, und unter ihrem Deckmantel mit kaltem Blute gemordet, was seinen Zwecken im Wege stand; aber zu läugnen ist es doch nicht, die mächtigste Triebfeder war eine Begeisterung, die sich selbst für eine fromme hielt, und Gott einen Dienst zu thun meinte, wenn sie die vernichtete, die sie für seine und seiner Kirche Feinde ansah. An dem verzehrenden Eifer der Verfolger entzündete sich der der Verfolgten: so stritt fromme Begeisterung wider fromme Begeisterung; ein furchtbarer Wahnsinn hatte die Zeit ergriffen, und trennte feindselig die Gemüther, die sich in demselben Glauben an Christum, den Sohn Gottes, den Heiland der Welt, hätten Eins fühlen sollen, und trieb die in grimmigem Kampfe gegen einander, die zum Frieden und zur wechselseitigen Liebe berufen waren. Selbst solche, die sich durch wahre Frömmigkeit auszeichneten, vermochten sich nicht immer frei zu halten von diesem entsetzlichen Wahn; wir sehen sie selbst verläugnende Liebe und Barmherzigkeit üben gegen Jedermann, aber so wie es gilt, einen Irrlehrer zu verfolgen, so wissen sie nichts von Schonung und Erbarmen. Und wenn wir die lange Geschichte der Schwärmerei und ihrer Wirkungen von den ältesten Zeiten bis herab auf die Gegenwart überschauen, welch ein trauriges Bild der seltsamsten Verirrungen, in die die Verblendeten eine wilde leidenschaftliche Begeisterung stürzt, stellt sich unserm Blicke dar! Gibt es irgend etwas, das einen schmerzlichern, niederschlagendern Eindruck auf uns zu machen vermöchte, als dies? Gibt es eine größere Demüthigung für das menschliche Geschlecht, gibt es ein stärkeres Zeugniß, wie fest und tief die Sünde in ihm wurzelt, als diese Erfahrung, daß es selbst in seiner Richtung auf das Höchste in solche Verkehrtheiten, ja Gräuel sich zu verirren mag, daß die Begeisterung für den Milden, Liebreichen, der nicht gekommen ist, der Menschen Seelen zu verderben, sondern

zu erhalten, der sein Leben gelassen auch für seine Feinde, zur zerstörenden Wuth zu werden vermag, wenn sie sich selber überlassen bleibt, und jede Leitung verschmäht?

Aber so ist es: die fromme Begeisterung, auf die rechte Weise geleitet, ist ein mächtiger Strom, der, in sichere Dämme eingeschlossen, segnend und befruchtend zwischen üppigen Triften dahinfließt; aber wo die Dämme fehlen, da vermag dem immer ungestümen Andrange seiner Wogen bald nichts mehr zu wehren; brausend ergießt er sich über die Ufer und überschwemmt die weite Flur, und verbreitet überall Unheil und Zerstörung.

Und muß es nicht so sein, m. gel. Fr.? Wer der frommen Begeisterung eine unumschränkte Herrschaft über sich einräumt, ohne irgend ein Maß, irgend eine Leitung derselben anzuerkennen, giebt er sich nicht blindlings einer Gewalt hin, die er nicht zu erkennen vermag? Diese Gewalt kann ursprünglich eine reine und heilige sein; aber auch dann wird das leidenschaftliche und rücksichtslose Wirken eines Solchen mannigfaltige Verwirrung und Unordnung, Streit und Zwietracht erzeugen, indem es eben nur sich selbst geltend macht, unbekümmert um das, was der Gemeinschaft wahrhaft frommt. Und das ist es eben, was der Apostel Paulus der Begeisterung der Korinthischen Christen zum Vorwurfe macht, und weßwegen er sie in den Worten unsers Textes so nachdrücklich daran erinnert, daß Gott nicht ein Gott der Unordnung, sondern des Friedens ist. Nur der dient ihm also wahrhaft, dessen fromme Begeisterung der Leitung nicht widerstrebt, und sich in Demuth dem, was für das Ganze ersprießlich ist, unterzuordnen weiß. Aber was noch schlimmer ist, wer bürgt uns dafür, daß die Gewalt, der der Mensch sich blind und willenlos dahingegeben, eine gute ist und eine gute bleibt? wer bürgt uns dafür, daß sie sich nicht unmerklich für den, der sie nicht kennen, sondern nur fühlen will, der jeden Maßstab von sich geworfen, um das Reine von dem Unreinen, das Heilige von dem Unheiligen sicher zu unterscheiden, in ihr Gegentheil verkehrt? Verstellt sich nicht der Satan selbst in einen Engel des Lichts? Verlockt nicht der Abgrund unberathene Seelen von der Bahn des Rechts und der Wahrheit durch Verzerrungen des Heiligsten, die ganz geeignet sind, jene trübe Begeisterung, jene dumpfe Schwärmerei zu erregen, die binnen Kurzem jedes Licht im Gemüthe auslöscht? Was erhaben und überschwänglich begann, endigt es nicht

zuweilen in den Tiefen des gräulichsten Verderbens? Was in kühnem Adlersflug dem Himmel zuzustreben schien, seht ihr es nicht manchmal plötzlich herabfallen in den Sumpf der ekelhaftesten Gemeinheit? —

Aber Manche unter uns werden sagen: Eine solche wilde, unduldsame Begeisterung, wie die vorher beschriebene, ist doch eigentlich gar nicht mehr eine fromme zu nennen, sondern eine unheilige; sie gilt nicht dem reinen Christenthum, der Religion der Liebe und Gnade, sondern einem Truggebäude menschlichen Wahns, oder doch einem durch Menschensatzung kläglich entstellten Christenthume. Wohl wahr; aber der Mensch hält sie doch für eine fromme, christliche, und wie kann er anders, wie soll er ihre Entartung erkennen und sich mit Erfolg vor ihr hüten, wenn die Begeisterung als das unbedingt Höchste sich geltend machte, wenn sie jede Leitung verschmähen und jedes Maß verachten darf? — Andere sind vielleicht erschrocken über jene Warnungen, und haben bei sich selbst gedacht: ist das nicht eine furchtbare Lehre? So treten denn also die Mächte des Abgrundes unvermerkt an die Stelle der himmlichen Mächte, und der Arme, der sich diesen mit ganzer Seele und mit vollem Vertrauen dahingegeben in frommer Begeisterung, wird ein Spiel jener, ohne es zu wissen! Und warum? Bloß darum, weil seine Frömmigkeit von einer gewissen Einseitigkeit nicht frei war, weil sie nur in starken, heftigen Erregungen des Gefühls alles Heil und alle Befriedigung suchte. Wenn dies Wahrheit ist, wenn das edelste Bestreben sich uns unter der Hand, wir wissen nicht wie, in Aberwitz und Gräuel verwandeln kann, wo ist da noch Rettung gegen Verzweiflung? Wie? der gute Baum sollte so böse Früchte tragen? Aus einer reinen Hingebung an Gott sollte so Verkehrtes und Ungöttliches sich erzeugen können? — Gewiß nicht, m. Fr., wenn nur die Hingebung wirklich rein wäre! Aber daran eben mangelt es; es hat gewiß bei jenen Verirrten von Anfang an Trägheit, Eitelkeit, Selbstgefälligkeit im Grunde der Seele verborgen gelegen oder sich doch nachher in ihr Streben eingeschlichen; der unlautere Sinn scheute die unerfreuliche Anstrengung und den herben, vernichtenden (?) Ernst der strengen Selbstprüfung und Selbsterkenntniß; er zog es vor, sich in anmuthige Träume zu wiegen, dahinzuleben in halb bewußter, halb unbewußter Selbsttäuschung; sonst hätten freilich Wahn und Leidenschaft nimmer eine so furchtbare Gewalt erlangen können. Aber erhellt nicht grade hieraus um so deutlicher, wie sehr die fromme Be-

geisterung einer Aufsicht, einer Leitung bedarf, daß diese uns schütze und bewahre vor jener Selbsttäuschung, die uns die anfängliche Unlauterkeit oder die allmähliche Ausartung der Begeisterung verbirgt?

Nachdem der Redner aus der historischen Veranlassung der Textesworte 1 Korinth. 14, 32, 33 zu dem Satze übergegangen war, von der Leitung zu reden, deren die fromme Begeisterung bedarf, und den Beweis angekündigt hatte, daß sie einer Leitung bedürfe (im 2ten Theile wollte er untersuchen »wem diese Leitung gebühre«), construirt er den Beweis auf eine analytische Weise also: Begeisterung wirkte sehr viel Gutes bei den Aposteln und den ersten Christen. Aber bald nachher artete sie in Verfolgungssucht, selbst bei sonst frommen Gemüthern aus, oft von Eigennutz und Herrschsucht zu bösen Zwecken benutzt. Die ganze Geschichte der Schwärmerei zeigt ein trübes Bild der Verirrungen, Verblendungen und Gräuel der Verkehrtheiten des Geistes, wenn er selbst in seiner Richtung auf das Höchste, »sich selbst überlassen, der Leitung verschmäht.« Die Vergleichung mit einem, sonst segnenden und befruchtenden Strome, der, die Dämme durchbrechend, verheerend wirkt, macht die Nothwendigkeit der Leitung noch anschaulicher. Sich eng an das Bild schließend, folgt der Tadel einer blinden Hingebung in eine Gewalt, die man selbst nicht zu erkennen vermöge. Der Redner spaltet wieder diesen Begriff, dilemmatisch (I. §. 58, 3. β). Ist sie rein und heilig, so darf doch ihr rücksichtsloses Wirken, nur sich selbst geltend machend, nicht die Unterordnung unter das vergessen, »was für das Ganze ersprießlich ist.« Aber wer bürgt, daß sie, die Begeisterung, gut ist und gut bleibt? und nun zeigt der Redner in treffenden, bedeutsamen Zügen die Verirrungen zu Gräueln und ekelhaften Gemeinheiten. Eine wahrhaft edle Begeisterung könne sich freilich wohl nicht verirren, aber auch die Verirrten hätten die ihrige für fromm gehalten und könnten nicht anders, wenn »Begeisterung sich als das unbedingt Höchste geltend machen wolle.« Unreine Motive hätten sich eingeschlichen. Daß dies nun nicht geschehe, dazu bedürfe sie der Leitung. So ist also nach einer stufenweisen Analyse, gleichsam durch ein heuristisches (I. §. 58.) Verfahren der Satz hervorgegangen und als erwiesen hervorgegangen, daß »die Begeisterung einer Leitung bedürfe.« —

Die Folge der Gedanken, ihre Übergänge, der Periodenbau, die Angemessenheit jedes Ausdruck ist musterhaft. Nicht, wie oft, ist die Rede bloß stellenweise schön, oder einige Stellen überstrahlen die anderen an Glanz und Fülle der Gedanken, sondern es ist ein schönes Ganzes. Vorzüglich müssen wir aber eine hohe Popularität loben, die, während sie auch den Ungebildeten zugänglich ist, doch auch für die Gebildeten, bei aller Einfachheit und, ich möchte sagen, Schlichtheit des Ausdrucks, eine Fülle und Tiefe der Gedanken entfaltet, die uns von der gründlichen Einsicht des Redners in den schwierigen Stoff seines Themas überzeugt. Wohl den jungen Schülern der geistlichen Beredsamkeit, denen solche Meister lehrend zur Seite stehen!

74. Die edle Festigkeit des Charakters. (Von Ammon.)

Beispiel eines indirecten Beweises, vgl. I. §. 74.

Denn stellt euch vor, daß wir die Grundsätze einer reineren Erkenntniß gerade da verläugnen, wo wir sie durch das himmlische Band der Freiheit an unseren Willen knüpfen sollen; nehmet an, daß uns in dem Augenblicke, wo uns Stärke und Thatkraft des Geistes der Gottheit näher bringen soll, Schwachheit, Menschenfurcht und Sinnenlust zum Widerstreite mit uns selbst verleiten: wird sich da nicht plötzlich die Einheit unseres vernünftigen Bewußtseins in Kampf und Zwietracht verwandeln? wird nicht der Gedanke an unsere Feigheit oder an unsere Untreue wie ein Engel des Verderbens in unserem Innern wüthen? Werden nicht die Vorwürfe des Gewissens und die drückende Schmach der Selbstverachtung uns auf allen unseren Schritten begleiten? O, ihr Unglücklichen, die ihr doppelsinnig und unbeständig eure Handlungen gegen eure Grundsätze immer nur durch die Umstände und durch die wechselnden Vortheile des Augenblicks bestimmen laßt! Gesteht es, daß ihr euch noch nie zu jener Gott ähnlichen Würde erhoben habt, welche uns die Freiheit der Vernunft und des Willens in uns selbst gewährt; gesteht es, daß ihr dem Schwachen und Unbesonnenen gleicht, der sein Antlitz im Spiegel betrachtet, und dann sofort vergißt, wie er gestaltet war; gesteht es nur, daß selbst eure guten und pflichtmäßig scheinenden Handlungen nur Früchte des Zufalls und von allem inneren Werthe entblößt sind, weil ihr euch nie ermannen mochtet, euren Willen frei und kühn zu dem ewigen Ziele der Wahrheit und reinen Güte emporzurichten. Nur der Mensch, der in das vollkommene Gesetz der

Freiheit mit Zuversicht hineinblickt, weil sich die Reinheit seines Herzens in seinem geistigen Bewußtsein spiegelt, kann sich eines erhebenden Selbstgefühls und einer seligen Harmonie seines Verstandes und Willens freuen, und eine edle Festigkeit des Charakters muß ihm schon deswegen unschätzbar sein, weil sie eine wesentliche Bedingung seiner Tugend und seiner geistigen Würde bleibt.

Der Redner zeigt hier zuerst den Gemüthszustand des feigen, sich nur den Umständen fügenden Charakters, die innere Zwietracht, Bewußtsein der unwürdigen Feigheit und die Vorwürfe des Gewissens, und läßt ihn darüber traurige Selbstgeständnisse machen. Erst hieraus läßt er uns auf den Gemüthszustand des Charakterfesten schließen. Der Ausdruck ist edel, gedankenreich und der Sache angemessen, gebildeten Zuhörern (in einer Universitätskirche) verständlich; der Periodenbau einfach und überschaulich; die Theile wohl geordnet. Nur der Ausdruck: »der Gedanke an unsere Feigheit wird wie ein Engel des Verderbens in unserm Innern wüthen,« bedarf einer größeren Klarheit, in wiefern der Gedanke zerstörend, entsprechend der Personification, »Engel des Verderbens«, und nicht bloß beunruhigend sei, wie die folgenden Vorwürfe des Gewissens. Der Satz »eine edle Festigkeit des Charakters sei eine wesentliche Bedingung der Tugend« streift an eine Tautologie (I. §. 49, 3) der Erklärung.

Vierte Abtheilung.

Andere populäre und wissenschaftliche begründende Darstellungen.

(Vergl. I. § 201.)

---

75. 1) Frisch gewagt, ist halb gewonnen. 2) Einmal keinmal. (Von Hebel.)

Frisch gewagt, ist halb gewonnen — daraus folgt: Frisch gewagt, ist auch halb verloren. Das kann nicht fehlen. Deßwegen

sagt man auch: wagen gewinnt, wagen verliert. Was muß also den Ausschlag geben? Prüfung, ob man die Kräfte habe zu dem, was man wagen will, Ueberlegung, wie es anzufangen sei, Benutzung der günstigen Zeit und Umstände, und hintennach, wenn man sein muthiges A gesagt hat, ein besonnenes B und ein bescheidenes C. Aber so viel muß wahr bleiben, wenn etwas Gewagtes soll unternommen werden, und kann nicht anders sein, so ist ein frischer Muth zur Sache der Meister, und der muß dich durchreißen. Aber, wenn du immer willst, und fängst nie an, oder du hast schon angefangen, und es reut dich wieder, und willst, wie man sagt, auf dem trocknen Lande ertrinken, guter Freund, dann ist schlecht gewagt, ganz verloren.

Einmal ist keinmal — dies ist das erlogenste und schlimmste unter allen Sprüchwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein schlechter Rechnungsmeister oder ein boshafter. Einmal ist wenigstens einmal, und daran läßt sich nichts abmarkten. Wer einmal gestohlen hat, der kann sein Lebelang nimmer mit Wahrheit und frohem Herzen sagen: Gottlob, ich habe mich noch nie an fremdem Gute vergriffen; und wenn der Dieb erhascht und erhenkt wird, alsdann ist Einmal nicht keinmal. Aber das ist noch nicht Alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: Einmal ist zehnmal und hundert- und tausendmal. Denn wer das Böse einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gerne B, und alsdann tritt zuletzt ein anderes Sprüchwort ein, daß der Krug so lange zum Brunnen geht, bis er bricht.

Es sollen hier Sprüchwörter, das erste berichtigt, das andere als falsch dargestellt werden. Die Schlußweise ist in beiden einfach, und ebenso die Anknüpfung nützlicher Lebensregeln. Eben so einfach ist der Styl, angemessen dem Zwecke einer einfachen Belehrung des weniger gebildeten Theils des Volkes. Darin ist der Verfasser höchst musterhaft. Nur in 1) »und kann nicht anders sein« ist die Construktion nachlässig.

76. Vom Übersetzen. (Von Herder.)

(Vergl. I. S. 32.)

Ein großer Theil der Schularbeiten betrifft Sprachen und klassische Autoren; eine der schönsten Schulübungen wird hierbei offenbar, näm-

lich Übersetzung derselben, aber Übersetzung, die mit den Schriftstellern in der Ursprache wetteifert, die ihren Geist, ihre Form von Gedanken und Schreibart so edel, so rein und schön auszudrücken strebt, als es die Muttersprache nur erlaubt. Nach dem Urtheil aller Verständigen stehen diese Übungen sehr hoch, und sind sehr nützlich. Sie sind aber auch sehr schwer für Jeden, der es versucht hat, wenn ihm der Himmel nur einiges Gefühl der Vollkommenheit einprägte. Über das erste mag der größte Held und Regent unserer Zeiten, der König von Preußen, Zeuge sein, dem wohl Niemand in Europa einen klaren, weitsehenden Blick absprechen wird. Gute Übersetzungen aus den Alten hält er für das erste Hülfsmittel zur Bildung einer Nation und Sprache. Wie nützlich sie Jünglingen sein können, ist kaum zu sagen. Sie lernen hohe, wahre, edle Gedanken in den schönsten, wohlklingendsten Worten; sie lernen Beides in eine fremde, von der Griechischen und Römischen so verschiedene, Sprache übertragen; sie lernen wahre Natur und Stärke des Ausdrucks, wahre Form und Periode der Rede. Dem wilden Maulesel werden, wie Huart sagt, Seile angelegt, daß er im Gleise gehen lerne, und nicht ausschlage; oder edler zu sagen, die große Form von Gedanken und Sprache der Griechen und Römer geht, wenn der deutsche Jüngling derselben nur einigermaßen empfänglich ist, durch diese Übungen unvermerkt in ihn über. Nur müssen diese Übungen liberal sein, d. i. mit allem Fleiß und Trieb der Seele, mit Lust und Liebe, mit vorhergehenden Kenntnissen beider Sprachen und Völker, und mit nachfolgenden tüchtigen Verbesserungen geschehen, damit sie nicht bloß, wie leider der Vorwurf oft gemacht wird, gezwungene Exercitien, Schul- und Knabenwerk bleiben. Und, o wie ladet hierzu die Materie ein, die übersetzt und in unserer Sprache nachgebildet werden soll! Die schönen Sachen, die schöne Gestalt, die großen Geister, die sie aufschreiben und geben, ihr Nachruhm, ihr ewig gepriesener Name, wie freundlich und edel laden sie Jeden ein, dessen Seele aus besserem Stoff gebildet ist, und der, ihre Schönheit zu verstehen, nur einigermaßen nachzubilden, werth ist! Glückliche Jugendzeiten, die daran gewandt werden! Glücklicher Jüngling, der seine Jugendzeiten auf solche Übungen anwandte! — Der Jüngling, der sich daran gemacht, der sich darin auch mit stillem Privatfleiß bemüht hätte, fühlte, daß er eine schöne Vorarbeit gethan, und, wenn kein Lob ihn belohnte, fühlt er

das beste Lob, den Nutzen, den er während der Arbeit daraus geschöpft hat, in seiner Brust. Noch in männlichen Jahren würde er diese Jugendübungen lieb haben und mit Freuden aufzeigen; das erste Exemplar dieser Autoren, noch mit Tropfen seines jugendlichen willigen Schulschweißes bedeckt, würde ihm so lieb sein, als dem großen Alexander das Exemplar seines Homer, woraus er unter Aristoteles gelernt hatte. Und wie? wenn ein fleißiger Lehrling seinen Lehrer und uns mit Übersetzungen und Übungen überraschte, die er für sich gemacht, die ihm nicht aufgegeben worden, dazu ihn Lust und Liebe allein drang. Diese würden ihm und vielleicht uns Allen die liebsten sein, man würde an ihnen wahrnehmen, wohin sein Geist, sein Herz, seine Art, sein eigener Eifer strebe, schöne Blüthen zukünftiger Früchte, um so schöner, weil sie unerwartet wären, weil sie, wie im goldenen Alter der Welt, der reiche Schooß der willigen Erde von selbst, und mit aller Mutterfreude hervorgebracht hätte! — Traurig wäre jede Schule, wo alles dies liegt, wo Nichts von selbst, Nichts durch edle Nacheiferung, Nichts durch eigene Lust und Mühe hervorkäme, wo der reichste Boden so viel trüge, als der ärmste.

Herder gehört unter die begabtesten und ausgezeichnetsten Männer unserer Nation. Eine große Fülle ausgebreiteter Kenntnisse beherrschte er mit einer seltenen Schärfe, einer Forschergabe, die nicht selten in nie geahnte Tiefen drang, und in den Übersetzungen der Psalmen und Propheten hat ihn oft ein feiner Geschmack richtiger und sicherer geleitet, als viele Andere eine ausgebreitetere Kenntniß der Sprache. Aber nicht selten bemerken wir, daß da, wo ein glücklicher Scharfsinn rastlos in die Ferne und Tiefe strebt, das immer aufgeregte Streben die ruhige Besonnenheit in der Durchdringung und klaren Auffassung des Einzelnen verschmäht. Daher eine gewisse Unbestimmtheit der Begriffe und ihrer Beziehungen im Einzelnen, und als Folge davon nicht selten eine oft anstößige Ungeschmeidigkeit des Ausdrucks. Wie weit gelungener und vollendeter Herder's Darstellung in andern Stellen wird, soll das zunächst folgende Stück erörtern. Die Hauptgedanken des mitgetheilten Stückes sind verständig und wahr, und verständlich ausgesprochen. Schon in der ersten Periode verletzen uns »eine Schulübung wird dabei offenbar«, »eine Schreibart ausdrücken« als unangemessen (I. §. 161); die Verbindung

mit »aber Übersetzungen...« (er wollte nicht jede schön und nützlich nennen) zur bloßen Beschränkung des als prädicativ behandelten Adjectivs »schön» oder wohl auch der »Übung«. Was heißt: »die Übersetzung wetteifert mit dem Original«, wenn sie treu zu sein strebt? Was heißt? »die Übungen stehen sehr hoch«, neben dem »sind sehr nützlich«? und nun die wiederholte Beschränkung »sie sind aber auch sehr schwer«, wovon doch zunächst nicht geredet wird. Wie incongruent ist Bild und Sache in »Seile anlegen« und »die große Form geht in ihn, den deutschen Jüngling, über«! Was aber ist alles in den Begrrff »liberal« gewirrt: denn wenn es auch in der weitern antiken Bedeutung, liberalis, genommen werden soll, so sind doch die speciellen Vorkenntnisse und Correcturen dem Begriffe zu fremdartig. Wie sehr der Verf. in der Fülle seiner Gedanken zu jener ungesichteten Überladung neigt, zeigt dann die folgende Periode noch deutlicher »schöne Sachen«? »schöne Gestalt«, »große Geister«, »ihr Nachruhm«, »ihr ewig gepriesener Name« sollen »freundlich und edel einladen zum Übersetzen«; »die großen Geister schreiben schöne Sachen und Gestalten auf und geben sie«. Andere Fehler bleiben der eigenen Auffindung der Schüler überlassen. Der anziehendste und gedankenreichste Inhalt soll ihn nicht über die Mängel der Darstellung täuschen! Ich habe nach solchen Fehlern nicht gesucht, und das Stück aus einer Sammlung genommen, wo es als musterhaft aufgeführt wird, und zwar habe ich es auch deßwegen gewählt, weil es zum Theil eine weitere Ausführung dessen ist, was I. §. 32, vom Übersetzen gesagt wurde. Das folgende Stück über einen mit dem rhetorischen Zwecke des Buches gleichfalls verwandten Gegenstand, ist aber weit freier von ähnlichen Fehlern, so daß man es kaum demselben Verfasser zutrauen möchte.

77. Über die Verbindung von Poesie, Musik und Tanz.

(Von Herder.)

Der Engländer Brown hat die Hypothese gewagt, daß Poesie, Musik und Tanzkunst nie stärker als in Vereiniguug wirken, daß sie bei allen Naturvölkern noch in diesem Bande stehen und daher bei ihnen so viel Gewalt äußern. Hätte er sich mit wahren Thatsachen begnügt und seine Meinung nicht auch auf Zeiten und Gegenstände

ausgebreitet, wo sie nicht mehr Statt findet, hätte er insonderheit die Gesetzgeber aus dem Spiele gelassen, und nicht Alles in jeder Art der Dichtkunst aus ihr erklären wollen: so wüßte ich nicht, was man ihm entgegensetzen könnte. Die Verbindung dieser Künste bei allen rohen Völkern ist ziemlich erwiesen: selbst bei den Griechen ist das Drama nur aus dem Chor, d. i. aus Poesie mit Tanz und Musik begleitet, entstanden. Daß in einem schmalen ersten Umfange alle drei natürlich zusammengehören, ist unläugbar: denn eine gewisse Poesie ist todt ohne Töne, und die natürlichste Musik ist todt ohne Dichtkunst. Jene giebt nur eine Reihe dunkler, unbestimmter Empfindungen, die aufgehellt, die durch Worte bestimmt werden wollen, oder sie machen zuletzt, wenn sie nicht mit einem bloßen Künstlerohr gehört werden, überdrüssig, schläfrig, traurig. Daß beide Künste zu Tanz führen, sieht man an allen Kindern. Musik will Tanz, lebhafte Empfindungen, in Worten ausgedrückt, wollen Ausdruck der Geberden. Also ist's wahr, was Milton sagt:

> Glücklich Syrenen-Paar, Musik und Worte,
> Himmelgeborne Schwestern, Zwillinge
> der reinsten Freude, tanzend Hand in Hand,
> wird Euer Gang und Klang und Götterwort
> dreifach belebender —

In unsrer Natur sind mancherlei Sinne vereint und wirken auf Eine Seele; warum müßten sie außer uns getrennt sein? Warum sollte nicht das innere Auge, das Himmelgesichte sieht, von dem innern Ohr, das Himmelstöne hört, unterstützt werden? und warum sollen beide zu ihrem lebendigsten Ausdrucke sich nicht der Geberden für die Bilder des Tanzes, für den Rhythmus der Töne bedienen dürfen? Sowohl in Poesie als Musik ist der Rhythmus nichts als Tanz: die Bilder der ersten sind nichts anderes als Geberden der großen, allgemein belebten Natur, die sich im Antlitze und der Seele des Menschen spiegeln. Also sind alle drei Künste so verschlungen in einander, daß selbst eine philosophische Auseinandersetzung ihrer Begriffe nicht möglich ist, ohne daß eine im Felde der andern sammele. Und sobald dies nicht geläugnet werden kann, muß es einen Punkt der Zusammentreffung zwischen ihnen geben, der, wenn er meisterhaft erreicht wird, nothwendig von der größesten Gewalt sein dürfte. Er wirkt nämlich auf alle sinnliche Kräfte, er schleicht zur Seele oder bestürmt sie durch

alle Organe; er trifft das sensorium commune, in dem Bilder, Töne, Empfindungen und Bewegungen schlafen, und rührt dasselbe als eine Harmonie überirdischer Naturen.

Eben hieraus ergiebt sich aber auch, daß der Punct der Vereinigung dieser mächtigen Künste sparsam (?) und zart sei. Nicht alle Bilder der Poesie erzeugen Geberden, nicht alle Töne der Musik erwecken den Tanz der Empfindungen. Geht eine weit vor sich, so bleiben die andern zurück, und das harmonische Dreieck, das nur durch eine täuschende Übereinstimmung seiner Seiten schön ward, kann auf vielfache Weise ein Ungeheuer werden; in welchem Fall es ungleich besser ist, daß jede Kunst für sich ihren Gang verfolge. Dies war der Augenblick, da jede dieser Schwestern für sich Kunst ward. Was sie durch Trennung von ihren Gespielinnen verlor, mußte sie sich durch eignen Schmuck ersetzen: sie studirte also sich selbst, bildete sich aufs beste aus, da sie konnte, und wirkte jetzt eigenmächtig, da sie voraus immer auf andere, die doch nicht ganz ihr Wesen waren, hatte Rücksicht nehmen müssen. Unläugbar ist's also, daß jede dieser Künste, als Kunst, (objectiv,) durch die Trennung gewonnen; ob sie wohl eben so unbezweifelt, (subjectiv) als Organ der Natur verloren.

Also wird es auch nur gewisse Zeiten geben, da diese Künste mit Gleichgewicht vereinigt werden können, wenn nämlich keine derselben noch eigentliche, verfeinte Kunst ist. Alsdann hat die Poesie noch keine Luftschlösser gemalt, wo ihr weder Tanz noch Ton nachkann: alsdann ist die Musik noch nicht so kunstreich, daß es einer Vogelsprache bedürfte, ihre Gänge und Töne mit Worten zu bezeichnen: auch der Tanz ist in diesem Zustande weniger Kunstlabyrinth als ein natürlicher, von der Musik geführter Ausdruck der Leidenschaft und Handlung, eine lebhafte Geberdensprache. Ist aber einmal die Trennung geschehen, ist Jahrhunderte durch jede Kunst auf ihrem einsamen Gange fortgeschritten und hat das menschliche Organ zu ihrer Feine mit fortgebildet: so ist die Wiedervereinigung schwer und auf Einmal unmöglich. Setzt den künstlichen Tanz sinnlicher Völker, setzt selbst den griechischen Dithyrambus vor unser Auge, unser Ohr ist entwöhnt, so vielerlei Dinge zu Einer augenblicklichen Empfindung zu binden, es will jedes auf seinem Wege verfolgen. Also verfehlt es das Moment des Eindrucks, die schnelle Association von Ideen, von sinnlichen Regungen und keimenden Gefühlen, in der allein der mächtige Zauber liegt.

Also wird das Zeitalter dieser Verbindung auf Nationen treffen, die noch lebhaften Gefühls in wenigen, aber starken Empfindungen leben, und sich von Kindheit auf gewöhnten, mehrere in Vereinigung zu genießen. Bei Völkern, deren Poesie dem engen Kreise ihres Geschlechtes, des Vaterlandes, der Thaten ihrer Väter, der Wünsche und Handlungen ihres beschränkten Lebens treu geblieben, und die diese einfachen Gegenstände von Kindheit auf mit aller Wahrheit der Geberden, allen Lieblingsgängen ihres Ohrs, ihrer Musik zu verbinden gewöhnt wurden: bei Völkern, deren Musik also frühzeitiger Chorgesang war, und sich weniger aus diesem Kreise wagte, deren Geberden endlich von keinen Regeln einer Scienz, sondern vom Wohlstande der Leidenschaft und gewissen Conventionen der Verständlichkeit bestimmt sind; bei ihnen, bei ihnen allein ist der Platz dreier zusammenkommenden Wege, auf dem die Zauberschwestern ihre Chöre feiern. Sobald die Nation in ihrer Bildung fortrückt, fliehet das schöne Phantom von selbst.

Die Darstellung beginnt mit einer Hypothese eines gelehrten Engländers und beschränkt deren Gültigkeit auf bestimmte engere Verhältnisse. Jene Künste gehörten »in einem schmalen ersten Umfange« allerdings zusammen, »Musik giebt nur eine Reihe dunkler Empfindungen, Worte sollen sie aufhellen (Empfindungen wollen sich in Worten kund geben: also lyrische Poesie »eine gewisse«). Beide Künste führen zum Tanz, zum Ausdruck des Rhythmus und der Mimik. Der Verfasser will dies durch das gleichzeitige harmonische Zusammenwirken der verschiedenen Sinne auf die Seele begründen. Was das innere Auge und das innere Ohr vernimmt, in gegenseitigem Zusammenwirken, sollen Geberden für die Bilder, der Tanz für den Rhythmus äußerlich darstellen; und auch die Poesie giebt in ihren Bildern nur die »Geberden der allgemein belebten Natur«, wie sie sich im Antlitze und in der Seele des Menschen spiegeln, wieder. Hätte der Verfasser die »Geberden« nur als Ausdrücke der Empfindungen angesehen, so hätte er des etwas gesuchten Bildes nicht bedurft; aber die Verbindung der Poesie mit dem Auge wäre dann aufgehoben und jene Begründung durch das Zusammenwirken der beiden Sinne hätte sich nicht in seiner Weise auf die Poesie ausgedehnt.

Was nun ferner der Verfasser in Berichtigung der oben angeführten Brown'schen Hypothese, erst von der Wirksamkeit (was hernach für die hebräische Poesie noch besonders erläutert wird), dann von dem Zeitpuncte und den Bedingungen sagt, in welchem und unter welchen die drei Künste vereint gefunden werden, ist in consequenter Ordnung klar und mit großem Scharfsinn dargestellt, so daß man »des harmonischen Dreiecks, das zum Ungeheuer werden kann« gern entbehren möchte. Man folgt dem Verfasser mit Theilnahme in die geistige Tiefe seiner Forschungen und gefühltesten Wahrnehmungen. Freilich stoßen wir auch hier auf einige Fehler, welche die im vorigen Stücke gemachte Bemerkung bestätigen: die Beziehung des »ihr« in »aus ihr erklären wollen« auf »Hypothese« oder »Meinung« ist sehr schwer und nicht gleich deutlich; »Er (der Punct) schleicht zur Seele«, »der Punct ist sparsam und zart« sind fehlerhafte Tropen; »das harmonische Dreieck (vielleicht eine Allusion auf pythagorische Ideen), das zum Ungeheuer wird« ist ein gesuchtes Bild; »die natürlichste (?) Poesie ist todt ohne Dichtkunst« theils dunkel, theils unwahr«: aber, bis auf das letzte, thun sie doch der Klarheit der Vorstellungen keinen Eintrag. Das Bild am Schlusse aber ist mit der Allusion auf den Miltonschen Vers schön und bezeichnend.

78. Über die deutsche Sprache.

(Vergl. I. S. 171.)

1) Von Garve.

Die Erfordernisse einer vollkommnen Sprache sind, so viel ich sie einsehe, folgende drei: erstlich, daß sie für alle wichtige Begriffe die Wörter und Ausdrücke, versehen mit allen Schattirungen, enthalte, deren die verschiedenen Gemüthsstimmungen des Redenden, oder die verschiedenen Absichten der menschlichen Rede bedürfen können; zweitens, daß diese Wörter genau bestimmte Bedeutungen haben, oder mit Begriffen verbunden seien, die, gleichförmig und entschieden in den Gemüthern aller, welche die Sprache verstehen, durch sie erweckt werden; drittens, daß die Sprache zur Verbindung dieser Wörter hinlänglich zahlreiche, dem Zusammenhange der Ideen angemessene und dem Geschmacke gefällige Formen darbiete. Man könnte die beiden ersten Stücke die lexikographische, das dritte die grammatische

Vollkommenheit einer Sprache nennen, weil Anzahl und Bedeutung der Wörter durch Wörterbücher, die Regeln ihrer Zusammensetzung durch Sprachlehren aufbehalten werden. Reichthum, Bestimmtheit und Gewandtheit der Sprache sind drei andere, auch nur unvollkommne, aber doch auf die Sache hinweisende Ausdrücke jener Vollkommenheiten. — Was den Reichthum der deutschen Sprache betrifft, so scheinen mir ihre Schätze eben so groß, als die von irgend einer Sprache, aber noch lange nicht allgemein bekannt genug zu sein. Sie enthält für alle wichtige Gegenstände des Denkens, und für alle Arten der Behandlung dieser Gegenstände, verständliche und geschmackvolle Ausdrücke. Aber da die Anzahl der Menschen, welche sich in Deutschland beeifern, ihre Sprache gut zu reden und zu schreiben, bisher geringer, als bei den zuvor genannten Nationen gewesen ist; so sind auch seine Ausdrücke und Wörter noch nicht bei uns in so allgemeinem Umlaufe, als die ähnlichen bei diesen; sie sind von den unschicklichen, zweideutigen oder geschmacklosen, im Sprachgebrauche der gesitteten Stände nicht so rein abgesondert; sie können von Schriftstellern und Rednern, welche nach der Vollkommenheit der Schreibart streben, für jetzt noch nicht anders, als durch eine Arbeit gefunden werden, welche die Meisten scheuen, und zu der auch nur Wenige die nöthigen Talente mitbringen. Über keinen Gegenstand irrt sich das menschliche Urtheil mehr, wenn es das Mögliche nach dem Vorhandenen abmißt, als über die Sprache. Schon oft hat man eine Sprache für unfähig zu gewissen Gattungen des poetischen oder rednerischen Styls gehalten, bis in der Nation, welche diese Sprache redete, der Mann erschien, der das Genie jener Gattungen besaß. Sobald dies geschah, fand sich, daß die Farbe und das Eigenthümliche des Ausdrucks in kleinen Schattirungen liege, die in einzelnen Wörtern nicht bemerkbar sind und nur durch die Auswahl und Zusammenstellung vieler ähnlichen einen auffallenden Eindruck machen; es fand sich, daß eben dasjenige Talent, welches die Ideen einer gewissen besondern Gattung hervorbringt, zugleich das Talent sei, die Wörter und Wendungen in der Sprache aufzufinden, welche der Natur dieser Ideen entsprechen. Als Lessing's eigner philosophischer Witz, sein schneidender Scharfsinn und seine Gedankenfülle sich unter uns zeigte, war allen Besonnenheiten seines Genies unsere Sprache so angemessen, und sie nahm die seltsamsten Formen seiner Ideen mit solcher Geschmeidigkeit an, daß es

schien, als wenn nur Er ein recht originaldeutscher Schriftsteller wäre. Und doch bot zu eben dieser Zeit eben diese Sprache dem ruhigen Denker Moses Mendelssohn, der die größte Deutlichkeit mit einem sanften Flusse der Rede suchte, alle Wörter und Redensarten eines rein philosophischen Styls an. Mit Göthe wurde unsere Sprache, auf eine vorher noch nie gesehene Weise, launig, erhaben und rührend, ohne doch weniger ächt deutsch zu bleiben. Bei Wieland erscheint sie mit allen Farben des Ausdrucks, die eine üppige Einbildungskraft, und mit allen Feinheiten versehen, die der edle Geschmack eines Weltmannes verlangt. Sie versagte Engel'n nicht die Fülle ihrer Beredsamkeit. Jeder neue große Kopf hat immer seine eigenthümliche Geistesgestalt in ihr sichtbar machen können. Und wenn die Folgezeit noch Talente unter uns erwecken wird, wovon wir bisher noch kein Beispiel gesehen haben, so wird unsere Sprache der Ausübung derselben gewiß kein Hinderniß in den Weg legen. —

2) Von Börne.

Welche Sprache darf sich mit der deutschen messen, welche andere ist so reich und mächtig, so muthig und anmuthig, so schön und so mild, als unsere? Sie hat tausend Farben und hundert Schatten. Sie hat ein Wort für das kleinste Bedürfniß der Minute, und ein Wort für das bodenlose Gefühl, das keine Ewigkeit ausschöpft. Sie ist stark in der Noth, geschmeidig in Gefahren, schrecklich, wenn sie zürnt, weich in ihrem Mitleide, und beweglich zu jedem Unternehmen. Sie ist die treue Dollmetscherinn aller Sprachen, die Himmel und Erde, Luft und Wasser sprechen. Was der rollende Donner grollt, was die kosende Liebe tändelt, was der lärmende Tag schwatzt, und die schweigende Nacht brütet; was das Morgenroth grün und golden und silbern malt, und was der ernste Herrscher auf dem Throne des Gedankens sinnt; was das Mädchen plaudert, die stille Quelle murmelt, und die geifernde Schlange pfeift, wenn der muntere Knabe hüpft und jauchzt, und der alte Philosoph sein schweres Ich setzt und spricht: Ich bin Ich — alles, alles übersetzt, und erklärt sie uns verständlich, und jedes anvertraute Wort überbringt sie uns reicher und geschmückter, als es ihr überliefert worden. Der Engländer schnarrt, der Franzose schwatzt, der Spanier röchelt, der Italiener dahlt, und nur der Deutsche redet.

1) Die Anordnung und Folge der Gedanken ist klar und verständlich, ihre Verbindung leicht, der Ausdruck ungeschmückt und ungesucht, wie wir dies schon früher Synt. II. S. 247 u. f. an Garve rühmen mußten. Hier sind nun aber die Begriffe der Hauptabtheilungen nicht scharf unterschieden, so daß sich die Theile nicht ausschließen: denn enthalten die Wörter für die Begriffe alle erforderlichen Schattirungen, so sind sie auch möglichst bestimmt, und Reichthum und Bestimmtheit fallen zusammen. Der dritte Theil bezieht sich auf die Flexionsformen der Wörter und Formen der Fügung; diese aber sind gerade für die Bestimmtheit und die Schattirung der Gedanken besonders wichtig, und keineswegs bloß für die Gewandtheit, welche ohnehin nicht den Begriff der Schönheit »der dem Geschmacke gefälligen Formen« erschöpft. Dies alles rührte daher, daß das innerste Wesen der Sprache und die Gesetze ihrer Ausbildung nicht deutlich und gründlich vom Verfasser erkannt waren. Das sieht man auch im Folgenden der Abhandlung an so manchen dunkeln Vorstellungen: denn was bedeuten »geschmackvolle Ausdrücke?« wie läßt sich die geforderte Sichtung derselben durch die Gebildeten und die »Arbeit dieser dabei« denken? Dies führt dann wieder kleine Nachlässigkeiten im Style herbei, welche man sonst bei dem Verfasser nicht findet. So bezieht sich im 2ten Absatz die 2te Periode »Sie enthält...« nicht auf den mit »aber« eingeleiteten logischen Hauptsatz, sondern auf die ihm vorhergehende logische (nicht grammatische) Unterordnung, und mußte schon um des spätern »Aber da...« willen dem »scheinen« grammatisch untergeordnet werden.

2) Um Börne's geistreiche Lobrede auf die deutsche Sprache besser zu verstehen, bemerke man, daß hier ganz die Sprache des Gefühls redet, dieses sich vorzugsweise, wie auch der Schluß zeigt, mehr an die phonetische Seite, den, besonders relativen, Wohllaut und die, besonders relative, Wohlbewegung hält. In diesem Sinne nur ist hier auch das Meiste zu verstehen, wie »Sie ist die treue Dollmetscherinn aller Sprachen, die Himmel und Erde, Luft und Wasser sprechen.« Man vergleiche Klopst. Messias XVI. 306—320; die contrastirenden Stellen und alles, was Syntax I. 70—75, II. 30—32 vom Wohllaut und der Wohlbewegung gesagt ist (I. §. 164—170) und der Deutsche wird dem gefühlvollen Lobredner gern

beistimmen, ohne die Begründung nach §. 171 auch in andern Beziehungen aufzusuchen.

79. Wie hat sich der Mensch zu dem Begriffe der Götter und Dämonen erhoben. (Von Wieland.)

Zwei unverträglich scheinende Eigenschaften unserer Natur vereinigen sich, die Idee von dem, was man Dämonen oder Götter nennt, in unserer Seele zu erzeugen: auf der einen Seite, ein angeborner instinktmäßiger Drang, uns über diese sichtbare Welt, den für unsern Geist allzuengen Kreis der Sinne, Bedürfnisse und Leidenschaften, ins Unendliche empor zu schwingen; auf der andern, die Unmöglichkeit, jemals, wenigstens in diesem Erdenleben, aus den Schranken herauszukommen, die unserer Vorstellungskraft von innen und außen gesetzt sind.

Nichts von allem, was wir sehen und hören, und keiner von den angenehmsten Eindrücken, womit diese Erscheinungen in unserm Innern verbunden sind, kann jenem wunderbaren Triebe genug thun. Nichts erscheint uns so schön, so groß, so vortrefflich in seiner Art, daß wir nicht etwas noch Schöneres, Größeres und Vortrefflicheres in dieser Art denken könnten, oder, oft sogar wider unsern Willen, ahnen müßten. Wenn es auch einige Gegenstände und Gefühle giebt, die unsere ganze Seele auszufüllen und zu befriedigen scheinen; so ist es doch in der That nur im unmittelbaren Augenblicke des Genusses. Dieser ist kaum vorüber; so dehnt sich die von ihm zusammengedrückte Einbildung, mit ihrer ganzen Schnellkraft, wieder aus, und was uns unübertrefflich schien, dient ihr jetzt bloß zur Springfeder, um sich zur Idee einer noch höhern Vollkommenheit zu erheben, wovon sich ein mehr oder weniger täuschendes Bild in ihrem Zauberspiegel darstellt.

Diese Ungenügsamkeit unsers Geistes mit dem, was uns die Welt der Erscheinungen und Täuschungen, welche man sich irriger Weise als die wirkliche vorzustellen gewohnt ist, darbietet, erstreckt sich nicht allein auf alle einzelne Gegenstände der Natur für sich, oder bloß in ihrem besondern Verhältnisse gegen uns betrachtet; auch der Zusammenhang und die Ordnung dieser Dinge, es sei nun, daß wir sie als Theile eines Ganzen, oder als Wirkungen gewisser Ursachen, oder als Mittel zu gewissen Zwecken betrachten, vermag uns, aus eben

demselben Grunde, nie mehr, als eine vorübergehende Befriedigung zu geben. Immer fehlt etwas darin, was wir wünschen; immer finden wir irgend eine Erwartung getäuscht; alles sollte sich, meinen wir, besser schicken und in einander fügen, alles leichter und schneller zum Zweck eilen, reiner zusammenklingen, kurz, schöner und vollkommner sein, als es nach unserm Maßstabe ist. — Daher diese lieblichen Träume der Dichter und Philosophen von einem goldnen Weltalter, von Götterwelten und Heldenzeiten, von Unschuldswalten und platonischen Republiken, womit die Menschen sich von jeher so gern haben einwiegen lassen, und die, so oft man sie im Ernst zur Wirklichkeit bringen wollte, allemal so viel Unheil angerichtet haben.

Es ist ein wunderbares Etwas in uns, das immer geneigt ist, die Dinge außer uns als bloßen Stoff zu behandeln, und sich unaufhörlich beschäftigt, Welten nach seinem eigenen Entwurfe und seinem eigenen Zwecke daraus hervorzurufen. Aber auch dann, wenn es, von der vergeblichen oder verderblichen Arbeit ermüdet, seine Schöpfungskraft ruhen läßt, und das Göttliche in der Natur anerkennt, aber nun mit gleicher Vermessenheit in ihr Geheimniß einzudringen, und die innere Beschaffenheit, die wirkenden Ursachen und den wahren Zusammenhang der Dinge zu erforschen strebt, wird es durch eine unwiderstehliche Nothwendigkeit immer wieder in sich selbst zurückgezogen, wo es sich, nach dem hartnäckigsten Herumtreiben in den Gewinden und Irrgängen der Speculation, immer wieder auf der alten Stelle findet, unvermögend sich von seinem Ich loszuwinden, und wider Willen genöthigt, immer sich selbst zum Maße, Muster und Urbilde der Wesen, die ein undurchdringlicher Schleier ihm verbirgt, zu nehmen.

Diese Nothwendigkeit ist es denn, was in jenem jugendlichen Alter der Welt, als der menschliche Geist, aus der Betäubung der Kindheit erwachend, seine, ihm selbst noch unbekannten, Kräfte zu versuchen und zu entwickeln anfing, den Dämonen, als unsichtbaren Bildnern, Bewegern und Beschützern der sichtbaren Dinge, in seiner Ideenwelt das Dasein gab. Denn da es ihm eben so unmöglich war, an einem dummen thierischen Anstaunen der Natur sich genügen zu lassen, als sich die Erscheinungen derselben aus den Ursachen, die zunächst in die Sinne fallen, zu erklären; wie hätte er sich anders helfen können, als den Grund dieser Erscheinungen in dem Willen und der Macht gewisser unsichtbarer Wesen zu finden, die er sich auf eben diese Weise als

die Werkmeister derselben vorstellte, wie er sich bewußt war, Urheber der Werke seiner eigenen Hände zu sein?

Aber mit unsichtbaren Dämonen können sich die Menschen nicht behelfen. Auch das Unsichtbare muß ihnen, wenn es etwas für sie sein soll, sichtbar werden können; muß eine Gestalt bekommen, ohne welche es weder ihrer Einbildungskraft erscheinen kann, noch ihrem Verstande denkbar ist. Wenn also die Dämonen, die man sich als Beweger der Natur und Beschützer der Menschen vorstellte, eine Gestalt haben mußten; so konnten sie schicklicher Weise unter keiner andern als der edelsten und vollkommensten aller Gestalten gedacht werden; und wo in der ganzen Natur hätte der Mensch eine schönere, edlere, vollkommnere, als seine eigene gefunden? Auch würden alle Versuche, sich z. B. den Vater der Götter und Menschen unter einer andern als der menschlichen Form vorzustellen, ewig fruchtlos bleiben. Zwar kann und soll der Dichter und der bildende Künstler, um uns würdige Göttergestalten zu zeigen, die Menschen, die er zu Modellen zu nehmen genöthigt ist, von allen der Einzelnheit anklebenden Mängeln befreien; er kann und soll sie in ihrer reinsten Schönheit denken, und sie größer, edler und kraftvoller darstellen, als vielleicht jemals ein wirklicher Mensch gewesen ist; er kann die Blüthe der Jugend mit der Reife des vollendeten Alters in ihren Formen vereinigen; kann sie mit Ambrosia nähren, in ätherischen Schimmer kleiden, durch himmlische Wohlgerüche und einen leichtern, als menschlichen, Gang als Wesen höherer Art sich ankündigen lassen: aber nichts destoweniger werden seine Götter, sobald er sie erscheinen läßt, zu dem, was sie in seiner eigenen Einbildung zu sein genöthigt sind, zu Menschen.

Eben darum finden wir auch, daß die Vorstellungen von den Göttern mit der Cultur immer gleichen Schritt gehalten haben. Die homerischen Götter sind noch eben so roh, als seine Menschen, und daher auch eben denselben Bedürfnissen und Leidenschaften unterworfen. Homer, wie gewaltig auch seine Dichtungskraft war, konnte so wenig über die Schranken der Menschheit, als über seine eignen hinausgehen. Seine Götter waren alles, wozu sie ein Geist, wie der seinige, in einem Zeitalter, wie das seinige, machen konnte. Fünfhundert Jahre später würde ein Dichter von gleich mächtigem Geiste uns schwerlich ein majestätischeres Bild des Vaters der Götter auf seinem Throne haben geben können, als jenes, das die Seele des großen Phidias mit

der Idee des olympischen Jupiters schwängerte; aber gewiß hätte sich ein Dichter aus der Zeit des Phidias nicht einfallen lassen, seinem Jupiter so grobe Schmähungen und so kyklopenmäßige Drohungen gegen die Königinn der Götter in den Mund zu legen, wie sich der homerische im Angesichte des ganzen Himmels erlaubt. Die Götter Homers schimpfen einander, wenn sie aufgebracht sind, eben so ungezogen, als seine Helden; und seine Helden sprechen mit den Unsterblichen in einem Tone, als ob sie recht gut wüßten, daß sie mit ihres Gleichen sprächen.

Der Verfasser legt diese Erklärung in seinem »Agathodämon« einem griechischen Weisen in den Mund. Die Begründung zeichnet sich durch Klarheit und einen verständlichen Zusammenhang der Gedanken aus. Nachdem er den Gegensatz zwischen dem Streben zum Unendlichen und seiner Beschränkung als die Quelle des Götterglaubens angegeben hat, erläutert er beide Factoren des Gegensatzes, dies Streben zum Idealen; und wie es in der Wirklichkeit nie befriedigt werde. Dann erst, erklärt er weiter, bildet die Phantasie sich eine Götterzeit, und wird der Mensch gezwungen, in vergeblichem Streben, den »Stoff« nach seinen Zwecken und Idealen befriedigend zu gestalten, das »Göttliche« in der Natur anzuerkennen; aber in dem Bestreben, sich dieß zu erklären und zu gestalten, kann er wiederum nicht über sein »Ich« hinaus: er muß ihm lebendige Gestaltungen, die des Menschen, geben, und diese veredeln sich mit dem Wachsthume seiner Bildung. Prüft man diese Begründung genauer, so erkennt man darin die physikotheologische, auch die moralische Begründungsweise, nach welcher wir von der Ordnung, die wir finden oder unseren moralischen Bedürfnissen und unabweisbaren Forderungen gemäß fordern, auf einen Ordner schließen. Dieser Begründungsweise liegt aber die kosmologische zum Grunde, nach welcher von einem Dasein in der unendlichen Reihe seiner Ursachen zu einem unendlichen fernen unbekannten Gliede fortgeschlossen wird, welches die Phantasie, im Gefühle ihrer Endlichkeit, in einen unendlichen Raum, eine unendliche Zeit, und eine wenigstens unbeschränkbare Fülle der ursachlichen Kraft setzt, und so die Grundidee des Göttlichen erzeugt. Gerade diese Begründung ist aber nicht ausgeführt. Daher der logische Sprung bei der

Periode »Daher diese lieblichen Träume....«, worin der Begriff der »Götter« in dem der »Götterwelten«, noch dazu unter so vielen Umgebungen, erschlichen erscheint. Dieser Sprung wurde vom Verfasser gefühlt und so das »Dasein« der Dämonen von der »Nothwendigkeit« abgeleitet, »sich selbst zum Urbilde dieser Wesen zu machen«, welche Nothwendigkeit doch eigentlich nur ihre Gestaltung, nicht ihr Dasein, erklärt. Abgesehen von dieser Lücke und Verworrenheit der Schlußweise sind aber die Gedanken geordnet und lichtvoll entwickelt. Der Styl des Verfassers, der sonst wohl zu leiterförmigen Abstufungen, Einschachtlungen und zu unförmlichem Baue der Perioden neigt, (Vgl. Synt. II. S. 238 № 8 u. 9) ist hier leicht, lebendig, klar und anmuthig.

80. Die Wichtigkeit der hebräischen Litteratur. (Von Eichhorn.)

Dies alles sei nicht zum Nachtheil der Denkmäler gesagt, welche wir von den Hebräern noch übrig haben. Wer sie verachten wollte, weil sie von einer Nation herkommen, die keine hohe Stufe der Aufklärung erstiegen, und ihre Geistesfähigkeiten nur sehr einseitig geübt hat, der müßte gegen die wichtigsten Verdienste entweder undankbar, oder so ungerecht sein, daß er von der ersten schwachen Morgendämmerung schon das volle Licht des hohen Mittags fordern könnte.

Vielmehr wird jeder freie, unbefangene Leser, der überhaupt für Schriften aus dem uns so fremden Asien und aus so frühen Zeiten einen Sinn hat, durch ihren Inhalt und durch ihren alten und originellen Geist zu ihnen mächtig hingezogen werden, und sie nie ohne Ehrfurcht und ohne Dank an das günstige Schicksal, das sie erhalten mochte, aus der Hand legen. Wollen wir auch nicht sie als Urkunden der vernünftigsten Religion des Alterthums betrachten, in denen wir das allmählige Aufsteigen des menschlichen Verstandes bis zu der erhabenen Lehre von Einem Gott, und den Kampf des Polytheismus mit derselben durch so viele Jahrhunderte hindurch verfolgen können; so giebt es doch noch so mancherlei Gesichtspunkte, aus welchen die Schriften der Hebräer als Werke von der größten Wichtigkeit erscheinen. In ihnen finden wir eine reiche Sammlung ächter Naturpoesien, die jeder Kenner der Dichtkunst in hohen Ehren halten wird, und unter ihnen Gattungen, von denen, selbst unter den weit reicheren Nachlässen der griechischen

Litteratur, nichts von Erheblichkeit die Zeit überlebt hat. Orakel, zum Beispiel, hatten alle Nationen auf einer gewissen Stufe ihrer Geistesbildung, und wer hatte ihrer mehrere, als das älteste Griechenland? Und doch sind von seinem Reichthum nur unbeträchtliche Bruchstücke übrig geblieben; von den hebräischen Orakeln hingegen hat sich eine beträchtliche Zahl vollständiger Weissagungen erhalten. Wer gäbe nicht einen Theil von Pindar's Siegeshymnen für seine verlornen gottesdienstlichen Lieder hin, weil von griechischen Liedern dieser Art fast alles untergegangen ist? Von den Hebräern haben wir nur alte Tempellieder in einem feierlich-devoten, höchst originellen Ton. Und diese und andere Gattungen hebräischer Poesien hat Niemand noch mit Dichtergefühl, und mit der Kraft, sich alte Zeiten zu vergegenwärtigen, gelesen, ohne den alten morgenländischen Geist, den sie hauchen, lieb zu gewinnen, und sich zu freuen, daß wir ihn wenigstens noch aus Proben einer morgenländischen Nation, wenn gleich nur sehr unvollkommen, kennen. —

Einen andern hohen Werth erhält der größte Theil dieser Denkmäler durch sein graues Alter. Die meisten sind aus Zeiten her, aus welchen sonst keine Zeile mehr vorhanden ist. Der älteste Geschichtschreiber der Hebräer ist um einige Jahrhunderte älter, als die erste Bekanntschaft der Griechen mit der Schreibkunst; und ihr jüngster Geschichtschreiber ist ungefähr ein Zeitgenosse Herodot's, des Vaters der griechischen Geschichte. Überdies sind die hebräischen Geschichtsbücher und Poesien, als uralte Geisteswerke aus Asien, die schätzbarsten Urkunden für die Geschichte der menschlichen Entwickelung, weil, der Tradition und anderen Gründen zufolge, das Menschengeschlecht auf dem Boden von Asien entstanden ist, und auf demselben langsam sich emporgearbeitet hat. Sie enthalten also nicht bloß Geschichte der Hebräer, und ein Gemälde ihrer Cultur und Aufklärung, sondern durch ihre Sammlung der Sagen aus der Vorwelt, auch Beiträge zur Geschichte des gesammten Menschengeschlechtes. Wo wären sonst noch die Bücher, welche uns so reine Sagen aus dem im Nebel der Zeit sich verlierenden Kindheitszustande des Menschengeschlechts aufbehalten hätten? oder die Denkmäler, die eine gleich schöne Philosophie über den Ursprung des Universums lieferten? oder überhaupt die Stelle der hebräischen Bibliothek in der Geschichte der Menschheit ersetzten? Wie weit ärmer würde unsre ohnedem noch immer arme Staaten- und Völkergeschichte der

älteren Zeiten an würdigen und glaubwürdigen Berichten ohne die schriftlichen Nachlasse der Hebräer sein? Und wäre es nur nicht zu weit abführend und dem Zwecke des gegenwärtigen Werks vollkommen angemessen: so könnte die Wichtigkeit der noch vorhandenen Fragmente der hebräischen Litteratur durch die Aufzählung der großen Summe von den mannigfaltigsten Kenntnissen, die in ihnen zerstreut liegen, und wir ihnen allein verdanken, in das hellste Licht versetzt werden. Goguet und Gatterer haben einen schönen Anfang dazu gemacht; diese mögen ihnen statt meiner das Wort reden. Also, statt zu spotten und zu verachten, wollen wir lieber dem Schicksal für diese noch vorhandenen Blüthen des morgenländischen Geistes danken und dabei beklagen, daß die Zeit, die mit so vielem litterarischen Unrath so säuberlich umgegangen ist, von den wichtigsten Schätzen der Litteratur, wozu gewiß die hebräischen Denkmäler gehörten, so vieles verschlungen hat, und auf der andern Seite uns wieder wundern, daß nur noch so viel, als wir besitzen, ihrem gierigen Zahne entgangen ist. Egypter und Chaldäer, Phönicier und Hebräer, die vier ältesten Völker von Cultur, spielten geraume Zeit neben einander merkwürdige Rollen auf dem Schauplatz der Völker, und hinterließen ihren Nachkommen viele schriftliche Denkmäler ihrer Cultur und ihres alten Glanzes. Keines unter allen hat einen Zirkel von größeren und alles zerstörenden Veränderungen durchlaufen müssen, als die Hebräer. Sie wurden von ihren Siegern, nach alter wilder Sitte, aus ihrem Wohnsitz herausgerissen und in ein anderes Land verpflanzt, und hörten hier, unter fremde Völkerstämme zerstreut, sogar eine Zeitlang auf, ein eignes Volk zu sein. Und doch sind jene alle sogar dem Namen nach verschwunden; diese aber haben ihren Staat überlebt, und sind, obgleich in alle Welt zerstreut, doch noch nach Jahrtausenden kenntlich: von jenen sind entweder alle Denkmäler ihrer Litteratur bis auf die letzten Bruchstücke verloren gegangen, oder es haben sich doch nur traurige Trümmer so einzeln erhalten, daß sie den Verlust der übrigen um nichts verringern; von diesen hingegen ist eine ganze Bibliothek der wichtigsten und so alter Schriftsteller noch jetzt vorhanden, daß selbst die Schriften der Griechen mit ihnen verglichen zu einer tiefen Jugend herabsinken. Wie bei den Hebräern, so waren in Egypten, Phönicien und Babylon, alle früheren Kenntnisse und die wichtigsten Schriften in den Schoß der Priester zur Verwahrung niedergelegt; und dem Schicksal des Priesterordens und

der Tempel folgte in allen drei Staaten die ganze Litteratur. Sobald ihr Priesterstand aufgehoben war, so war es zugleich um alle herabgeerbte Kenntnisse der Nation und um die Früchte ihres Fleißes und die Erfahrungen vieler Jahrhunderte auf einmal geschehen: sobald ihre Tempel zerstört wurden, so wurden alle Werke der Litteratur zugleich unter dem Schutte begraben. Die Erhaltung so vieler und so beträchtlicher Bruchstücke der hebräischen Litteratur bei gleichen und zum Theil noch zerstörenderen Schicksalen, als diese Völker betroffen haben, scheint allerdings ein Wunder der Zeit: wie läßt sich dasselbe auf eine natürliche Weise erklären?

An die vorangehende Begründung der Behauptung, daß die Hebräer, obwohl eine »originelle«, aber doch keine ausgebildete Litteratur besäßen, und ihre Bildung bald gehemmt worden und herabgesunken sei, reiht der Vf. die begründende Darstellung der Wichtigkeit der hebräischen Litteratur. Er übergeht ganz, dem Standpuncte seiner Überzeugung gemäß, und wohl mit größerem Rechte, weil eine kritische Untersuchung ohne eine vorgefaßte, erst zu begründende, positive Ansicht, begonnen werden und unbefangen zu ihrem Gegenstande treten muß, die positive theologische Bedeutsamkeit der Schriften, als Quelle einer geoffenbarten Religion. Ja! auch ihre theologisch historische Bedeutsamkeit, als zur Geschichte des Monotheismus des Alterthums dienend, stellt er in den Schatten: »Wollen wir auch nicht...... verfolgen können«. Er gründet ihre Wichtigkeit auf 1) ihren poetischen Werth, 2) auf ihren Werth als Urkunden zur Weltgeschichte, der durch den Mangel der Urkunden der so bedeutenden gleichzeitigen Völker, und durch ihre wunderbare Erhaltung unter dem Schutze der Priester noch erhöht wird. In dieser Begründung fällt nur der zweite Grund, ihr Werth als historische Urkunden, da zugleich von denselben als von Denkmälern ihrer philosophischen »Aufklärung und Sagen« gesprochen wird, mit dem oben in den Schatten gestellten Grunde, daß sie die ältesten Urkunden der Geschichte des Monotheismus seien, zusammen; und dieser Mangel klarer Scheidung der Elemente der Begründung hindert immer ihre Durchschaulichkeit und Wirksamkeit. Ferner wird das, was den zweiten Grund verstärken kann, »von den andern Völkern gingen die Urkunden verloren, von den Hebräern (bei allen ihren feindlichen

Schicksalen) nicht«, nur als Grund zum »auf der andern Seite müssen wir uns wundern«, aufgeführt, und so dem Thema »Wichtigkeit«, welches hier Thesis ist, entfremdet. Die Darstellung verfällt hier aus der Begründung in eine Erzählung von der Erhaltung der Urkunden, von denen in den folgenden Paragraphen gesprochen wird; und was die Priester hierbei thaten, sollte diesen historischen Umstand, wie es in dem nächst folgenden Paragraphe näher angeführt wird, erläutern. Wir sehen demnach, daß der letzte Abschnitt nur als ein Übergang zu dem Inhalt des folgenden Paragraphen anzusehen ist, und, besonders aus dessen Überschrift, daß die Überschriften hier nicht eigentlich als Themen, sondern als mnemonische Anzeigen des Wichtigsten des Inhalts, wie man dergleichen sonst auch wohl an die Seite drucken ließ, betrachtet werden müssen, und den Zusammenhang nicht unterbrechen sollen. Was nun diesen Zusammenhang des classischen Werkes »Einleitung in das alte Testament«, betrifft, so ist er in den Haupteintheilungen so verständig und überschaulich geordnet, so leicht und natürlich, daß man unwillkürlich und durch ein immer neues und gesteigertes Interesse fortgezogen wird. Dabei ist auch der Periodenbau leicht, gefällig, leicht überschaulich und fließend in seinen Bewegungen, und von Seiten der Klarheit ist die Darstellung ein Muster, an welches man andere neuere Compendien, die bei dem Streben nach Gedrängtheit und noch mehr nach Neuheit und pikanten Ansichten und Wortverbindungen oft unverständlich werden, verweisen möchte. Falsche Stellungen, wie »Wollen wir auch nicht sie als Urkunden betrachten« (Synt. I. §. 46.) stören nur sehr selten.

81. 1) Gegen die ideale Staatslehre.

2) Wie weit man mit der Bildung der untern Classen der Bevölkerung gehen dürfe? (Von Dahlmann.)

1) Da die Menschheit kein anderes Dasein hat, als dieses, welches, im steten Entwickelungskampfe räumlich und zeitlich begriffen, in unserer Geschichte vorliegt; so entbehrt eine Darstellung des Staates, welche sich der historischen Grundlagen entäußert, aller ernsten Belehrung und gehört den Phantasiespielen an. Der Idealist, zeit- und ortlos hinstellend, was den guten Staat bedeuten soll, löset Räthsel, die er sich

selber aufgegeben hat; er vollbringt mit Menschen, die es nie gegeben hat, die Aufstellung einer Gegenwart, welche keine Fähigkeit, zu sein, besitzt. Die Politik muß, um lehrreich zu sein, ihre Aufgaben nicht wählen, sondern empfangen, wie sie im Drange von Raum und Zeit hervorgehen aus jener tiefen Verschlingung der gesunden Kräfte der Menschheit mit allem dem krankhaften Wesen, welches in der physischen Welt Übel, in der moralischen Böses heißt. Die Politik ist Gesundheitslehre, nicht weil sie Gesundheit geben, sondern weil sie die Ursachen der Krankheit entdecken und oft vermindern kann.

Darum mag auch selbst die Erklärung, was der Staat bedeute, in den Fluß der Zeit hingestellt sein.

2) Wie weit man mit der Bildung der untern Classen der Bevölkerung gehen dürfe. Die Beantwortung dieser Frage hängt weit weniger von der Anlage, die keinem Volke fehlt, von dem Begehren nach Bildung, das sich wecken läßt, als von dem Bildungs v e r m ö g e n ab. Das Angebot der Bildung soll Statt finden, Bibel und Katechismus drängen sich dem Protestanten auf, und so wenig der Vater jetzt sein Kind tödten darf wie in den alten Römertagen, so wenig darf die Gleichgültigkeit und der Eigennutz der Ältern seinen Geist abtödten: Der Staat hat ein Einsehen darin. Die Reformation ist die Mutter aller lesenden und schreibenden Völker: den Beweis giebt Schottland, wo ihr Geist das ganze Volk durchdrang, ein unsägliches Grübeln und Streiten über Dogmen weckte, und Buch und Feder in jede Hütte brachte. Nicht so in England, noch weniger natürlich in Irland. Man könnte in jedes irländische Dorf ein Schulhaus stellen, einen Schullehrer hinein, ohne die Volksbildung einen Schritt weiter zu bringen; warum? weil das Bildungsvermögen fehlt. Die äußern Anstalten ohne diese sind nicht mehr als die Decorationen von Dörfern und Heerden, mit denen Kaiserinn Katharina bei ihrer ersten Reise in die Krimm geblendet ward. Der Zustand des niedern Landmanns, des Lohnarbeiters, muß ihm erlauben, von der Erde aufzusehen, die heranwachsenden Kinder eine Weile zu entbehren, die Ursachen und Stützen seines arbeit(s)vollen Elends. Denn wer beständig für(?) den Bedarf zu trachten hat, der betrachtet die Fristung des sinnlichen Daseins als des Lebens Ziel; ohne die auflösende (was?) Wohlthat der Nacht wäre er geistig ganz dahin. Man kann die Arbeit eines zu reizbaren Gehirns durch körperliche

Arbeit mäßigen, Grillen wegspaziren; allein eben so gewiß nimmt das Übermaß der Körperarbeit dem Geiste die Schwingen, bringt Räuber- oder Sclavennaturen hervor und die Irrlehre von billig erblicher Knechtschaft. Immer aber behält für den Hausstand des Armen jede geraubte Arbeitsstunde großen Werth; ihm darf nur mäßige Zeit durch vorgeschriebenen Unterricht der Seinen entwandt werden. Darum verdienstlich das Bemühen in kurzer Zeit viel zu leisten, wie der wechselseitige Unterricht verspricht, welchen der Schotte Andreas Bell bei den Hindus fand, und den russische Reisende später auch in Tibet entdeckt haben. Dergestalt hat er den Beweis seiner Ausführbarkeit schon mitgebracht, dazu Zeitersparung, Wohlfeilheit, und Manchem empfiehlt sich vielleicht auch die ihm eigene soldatische Subordination. Wirklich scheint diese Methode Empfehlung in den Landen zu verdienen, wo für Elementarschulen wenig gethan ist (?), wie in einem großen Theile von Großbritannien, von Frankreich, und besonders in Rußland und dem früher spanischen Amerika, weil es gut ist, daß Lesen, Schreiben, Rechnen verbreitet werde, da, wohin es sonst nicht käme. Wo auf Massen mit wenigen Mitteln in der kürzesten Zeit gewirkt werden soll, da ist Mechanik die einzige Methode. Allein, wenn man früher die spielenden Unterrichtsmethoden zu bekämpfen hatte, so bekämpfe man jetzt mit allem Ernste die mechanischen, mögen sie Jaccotot, Hamilton oder Bell-Lancaster heißen: denn zweckwidriger könnte wohl nichts sein, als, was wir doch erlebt haben, die Zerrüttung eines verständig geordneten, nur zu kostspieligen Landschulwesens, um mit neuen Kosten die summende, schnurrende Wechselseitigkeit einzuführen.

1) Der geistvolle Verfasser, welcher in seinem Werke »die Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt« mit freisinniger, erfahrungsreicher Prüfung den wichtigen Stoff behandelt hat, spricht sich im 12ten §. der Einleitung gegen die idealistischen Staatstheorien aus. Die Darstellung ist compendiarisch, gedrängt und reich an Gründen; jedes Wort, wie »zeit- und ortlos«, läßt, obwohl an sich deutlich, wie es der compendiarische Styl verlangt, eine weitere und an Belegen reiche Erörterung zu: und umfaßt alles, was sich gegen sanguinische Ideale von Musterstaaten und Stubentheorien sagen läßt. Der Styl ist hier tadellos und selbst anmuthig, und die Vergleichung in der letzten Periode

lebendig und folgerungsreich. Eben an diesen Vergleich läßt sich aber eine Frage knüpfen, welche auf eine gewisse Dunkelheit des Princips hindeutet. Bringt man zu der physiologischen Untersuchung über Gesundheit und Krankheit nicht schon die Begriffe von einem gesunden Organismus mit, oder entwickeln sie sich nicht bei der Untersuchung? Diese wären wohl nicht ideale Spiele der Phantasie! wären ein System ethischer Gesetzgebung und das auf dieselben gegründete System einer allgemeinen reinen Rechtslehre, wie die Rechte doch wohl im Menschen liegen müssen, wohl nicht leere Ideale! und wenn auch kein Staat factisch ein Vertragswerk ist, dürfte nicht, und warum nicht? eine solche Rechtslehre zur kritischen Untersuchung über den Staat gestellt werden, wie es Kant gethan hat? Das eben deutet auf eine Dunkelheit des Princips. Diese hat der Verfasser auch im ersten §. nicht aufgehellt. »Dem Staate geht kein (solcher!) Naturstand vorher, der von blinden Trieben und vernunftlosen Menschen handelt a). Der Naturstand des Menschen ist, Vernunft zu besitzen b), und ein Über- und Untersich zu unterscheiden c). Der Staat ist also...... kein aus einem frei aufgegebenen Naturleben hervorspringendes Vertragwerk... d)«. a und b sind in allen Hinsichten verständlich und wahr; c) ist undeutlich in Beziehung auf die Folgerungen: Soll er auch ursprünglich Menschen über und unter sich, Herren und Sclaven, wie Löwen und Lämmer, unterscheiden? Das will der freisinnige Verfasser nicht; ein Familienverhältniß »die Urfamilie ist Urstaat« schwebt ihm vor. Wer soll aber der absolut Mündige sein? Auch d ist mit »also« historisch recht geschlossen; aber soll es auch die reine Rechtslehre als einen bloß zu kritischer Prüfung dessen, was im Staate sein sollte, postulirten Vertrag ausschließen?

2) Wir treten hier zur Beleuchtung einer weit specielleren Frage. Auch hier hat der Verfasser die Resultate einer reichen Erfahrung und einer besonnenen Prüfung, die zur Entscheidung führen können, zusammengestellt. Diese jedoch wollte er nicht bestimmt aussprechen; und selbst die Resultate mit andern verwandten sind mehr einzeln dargelegt, als zu einem geschlossenen Ganzen geordnet, was der mündliche Unterricht freilich ergänzen kann. Gleich Anfangs stoßen wir aber auf eine sehr störende Dunkelheit. Die Beantwortung der

Frage soll weniger abhängen von der »Anlage« und »von dem Begehren nach Bildung,« als von dem »Bildungsvermögen.« Wie ist dies von »Anlage« verschieden, und worin besteht es? Der Verfasser sagt »in Irland fehle das Bildungsvermögen? Etwa dergleichen, wie Bibel und Katechismus, weil der Katholicismus diese Bildungs mittel nicht begünstigt? und weil, wie er sagt, »der Protestantismus die Mutter der lesenden und schreibenden Völker sei?«. Es wäre also hier vielleicht nur ein unwichtiger, wenigstens zweideutiger, Gebrauch des Wortes »Bildungsvermögen« zu berichtigen? Fragt man aber nun weiter, ob es denn nicht möglich sei, solche Bildungsmittel, wie einen von der katholischen Oberbehörde gebilligten Katechismus, oder einen Bibelauszug (wie von Sailer) herbeizuschaffen; so muß man vermuthen, daß hier gerade die wesentlichsten, zur Beantwortung der Frage gehörenden, Ideen übergangen und der mündlichen Erörterung vorbehalten seien; und gehört denn nicht solch ein Mittel auch zu den »äußeren Anstalten«, die hier nicht ausreichen sollen? Soll Bildungsvermögen so viel als Muße zur Bildung heißen, wie es fast aus dem Folgenden hervorzugehen scheint, Freiheit von drückender körperlicher Arbeit; so ist das Verhältniß dieser Idee mit der vorhergehenden »Die Reformation ist ... Irland« unklar. — Es folgen nun eine Reihe von Bemerkungen über die äußeren Bedingungen wachsender Bildung (Entfernung drückender Armuth), die Methoden, dabei die zum Erwerb nöthige Zeit und die Kosten zu ersparen (Bell-Lancaster), die höheren Zwecke der Volksbildung und der wohl bei allem Unterricht zu befördernden Tugend der Beharrlichkeit, denen man gern beipflichtet. Sie stehen hier als einzelne wichtigere Materialien zur umsichtigen Beantwortung der Frage. Die Fehler: »Immer aber behält für den Hausstand des Armen jede geraubte Arbeitsstunde großen Werth« und »denn .... Wechselseitigkeit einzuführen«, was sich auf die drei vorhergehenden Namen beziehen müßte, sind weniger bedeutend, als die anderen obigen Eigenthümlichkeiten der Darstellungsweise. Aber auch diese werden durch die herrlichen Vorzüge des geistreichen, tief denkenden, in seinen Gesinnungen und seiner Freimüthigkeit (vergl. §. 287 u. 288 des Buchs) so edeln Verfassers weit überwogen, und nur unser Zweck und pädagogische Rücksichten

hielten uns ab, die musterhaftesten Stellen dieser Art besonders zu erläutern.

82. Vom Humor.

1) Von Griepenkerl.

Kein Reich der Thorheit und des Widersinnigen ist größer, als das ganze menschliche Leben und Treiben, und nichts steht ihm vollständiger entgegen, als das Reich der Ideen, die Vernunft in ihrer erschöpfenden Thätigkeit. Das Erste umgiebt den Menschen mit seiner starken sinnlichen Gegenwart; das Zweite beherrscht sein geistiges Dasein, bestimmt sein Streben und Wollen, und zeigt ihm in ferner Zukunft das wahrhaft Wünschenswerthe, was hier in der sinnlichen Welt nicht wirklich werden kann. Das Erste vermag niemand ohne innige Theilnahme, das Zweite nicht ohne Erhebung des Geistes, zu denken. Das Eine soll werden, wie das Andere ist, und darum kann aus dem Zusammendenken beider keine andere Gemüthsstimmung hervorgehen, als herzliches Mitleiden mit der Bedürftigkeit, Thorheit, Schlechtigkeit, Widersinnigkeit, ja selbst mit den Freuden der Menschen; und der innigste Wunsch, zu helfen, wird sich in ein eifriges Streben verwandeln.

Dieses Streben aber mißlingt; die Thorheit wird immer neu geboren, und drängt mit ihrer starken Prätension selbst jenes edele Mitleid zurück. Der Mensch erkennt auch, daß er selbst in der Mitte des Widersinnigen der wirklichen Welt steht, daß er selbst so unheilbar ist, als alle übrigen. Und nun verkehrt sich die Ansicht ins schnurgrade Gegentheil, die Wirklichkeit richtet sich höhnend auf gegen die Ideenwelt, als wäre sie das Rechte und hätte zu gebieten, als dürfte sie ihren Maßstab legen an die Vernunft. — Hier zeigt sich der komische Weltgeist des Humors, wie J. P. F. Richter ihn nennt, hier entspringt die allgemeine Weltverlachung. Nur von diesem großen Contraste erhält eine einzelne Äußerung den Charakter des Humoristischen, und nichts ist humoristisch, was nicht in Beziehung mit ihm steht, nicht an ihn fortwährend erinnert.

Doch nicht immer schwebt dieser Contrast auf seiner höchsten Spitze, nicht immer ist Ironie und Satire in ihm von gleicher Schärfe; sondern es giebt eine Menge von Abstufungen zwischen dem behaglichen Selbstbelächeln und dem gänzlichen Verlachen der Welt, zwischen der

Laune und dem eigentlich sogenannten Humor. Auch der Affect, den jede dieser Stufen erregt, ist bei jeder einzelnen verschieden. Nur selten bewirkt der Humor ein ganz reines fröhliches Lachen, viel öfter ein bitteres, ein mit Grauen und Furcht und Thränen gemischtes. Man erinnere sich aus dem Titan an Schappe's Wahnsinn und Krankheit — an dessen nächtliche Predigt in der Blumenbühler Kirche, zu seiner eigenen Erbauung, und an den Erzähler derselben — an die Dohle des Kahlkopfs; aus dem Siebenkäs an die Rede Christi vom Weltgebäude herab — an Leibgebers Brief über das Einschachtelungssystem; aus den Palingenesien an die Statuten der historischen Gesellschaft in Bayreuth, Hof, Erlangen u. s. w.

2) Von Börne.

Freiheit und Gleichheit lehrt der Humor und das Christenthum — beide vergebens. Auch Jean Paul hätte vergebens gelehrt und gesungen, wäre nicht das Recht ein liebes Bild des todten Besitzes und die Hoffnung eine Schmeichlerinn des Mangels. Jean Paul hat gut gemalt, er hat uns zart geschmeichelt. Der Humor ist keine Gabe des Geistes, er ist eine Gabe des Herzens, er ist die Tugend selbst, wie ein reichbegabtes Herz sie lehrend übt, weil es sie nicht übend lehren darf. Der Humorist ist der Hofnarr des Königs der Thiere, in einer schlechten Zeit, wo die Wahrheit nicht tönen darf, wie eine heilige Glocke, wo man ihr nur ihr Schellengeläute vergiebt, weil man es verachtet, weil man es belächelt. Der Humorist lös't die Binde von den Füßen des Saturns, setzt dem Sclaven den Hut des Herrn auf, und verkündigt das Saturnalische Fest, wo der Geist das Herz bedient, und das Herz den Geist verspottet. Einst war eine schönere Zeit, wo man den Humor nicht kannte, weil man nicht die Trauer und nicht die Sehnsucht kannte. Das Leben war ein olympisches Spiel, wo jeder durfte seine Kraft und Hurtigkeit erproben. Der Schwäche war nur das Ziel versperrt, nicht der Weg; der Preis verweigert, nicht der Kampf.

1) Nachdem der gelehrte und scharfsinnige Aesthetiker den Begriff des Humors unter das Komische, welches auf dem Contraste des Vernünftigen und Ungereimten beruht, gestellt hatte, entwickelt er im vorstehenden Bruchstücke das unterscheidende Wesen desselben (vgl. oben I. §. 104). Die Anordnung der Gedanken ist so vollendet, daß kein Satz — man möge es versuchen — auf einer andern

Stelle stehen könnte; jeder Gedanke an sich so lichtvoll und so erleuchtend für das Ganze; der Styl auch von Seiten des Periodenbaues, des Wohllautes und der Wohlbewegung so untadelhaft, daß wir es als ein Muster dieser Art von didaktischer Darstellung ansehen können. Alles, was hier gesagt ist, dient einzig dem Zwecke ästhetischer Belehrung.

2) Der andern Darstellung liegen dieselben Ansichten vom Humor zum Grunde; aber sie sollen nur (in einer Lobrede auf Jean Paul) dem Zwecke dienen, eines liebenswürdigen Humoristen Lob zu erhöhen. Der Begriff des Humors ist ferner, was der eigenthümlichen Stimmung des Redners zusagte, und der nach einer besonderen Beziehung aufgeregten Zeit zusagen konnte, sehr beschränkt, nämlich auf den Contrast politischer Ideale. Diese Beschränkung ist aber wohl nicht ohne Absicht im Dunkeln gehalten. Denn die drittletzte Periode »Einst war eine schönere Zeit...« ist ganz allgemein gehalten, ja streift mit ihrer Allgemeinheit in den Ausdrücken »weil man nicht die Trauer und nicht die Sehnsucht kannte,« selbst über die Sphäre jenes Contrastes hinaus, der das Wesen des Humors ausmacht: die beiden letzten aber kehren zu der politischen Beschränkung auf eine politische Saturnalische Zeit zurück, auf welche auch »der Hofnarr des Königs der Thiere« selbst im bitteren Humor hinspielt. Wie sehr diese Bitterkeit aber den Redner getäuscht und irregeleitet hat, zeigen die ersten beiden Perioden, wo in höchst vagen Begriffen von Freiheit und Gleichheit, und Christenthum, Humor und Christenthum und, fast verletzend steigernd, der belobte, Jean Paul, zusammengestellt werden. Welche Freiheit, welche Gleichheit lehrt das Christenthum? und wenn dessen Ideale auch nie und nirgends erreicht sind, so haben wir sie doch ihm vor allem zu verdanken; und der Gleichheit vor dem Gesetze können sich die Bürger deutscher Staaten wohl mehr rühmen, als viele unglückliche Menschen in manchen gepriesenen republicanischen Staaten.

Fünfte Abtheilung.
Poetisch didaktische Darstellungen.
Vergl. I. §. 202.

---

83. Der Genius. (Von Schiller).

(Der Text mußte schon I. S. 186 gegeben werden.)

Die Frage, ob man nicht lieber statt der todten und durch mühsames Forschen gewonnenen Regel dem innern, von der Natur selbst in uns gegründeten, lebendigen Gesetze vertrauen solle, ist hier, wie wir sehen, in den Attributen der Regel und des innern Gesetzes selbst logisch motivirt; noch entschiedener die Antwort, daß mit dem Verluste der Unschuld (»jene glückliche Zeit ist dahin«) das Bewußtwerden des innern Gesetzes durch den Zwiespalt der Empfindungen getrübt sey, und man sich auf seine Stimme weder im Allgemeinen, noch immer und in dem entscheidenden Augenblicke verlassen könne. Die Regel müsse die verlorene Natur ersetzen. Was aber macht nun die Darstellung zu einer dichterischen? Nicht bloß die tropische allegorische Bezeichnung der einzelnen Vorstellungen und Gedanken, durch welche der sinnlichen Anschauung der Phantasie gegeben wird, was der Verstand als Antwort auf jene Frage erwartete; nicht bloß die dadurch bewirkte größere Lebendigkeit der Anschauung, welche an sich schon das Gefühl in ein begleitendes Interesse zieht. Solche Mittel könnten auch, wie die fast katechetische Form der Frage und Antwort, bloß zum Zwecke der Popularität angewandt sein. Es ist vielmehr die erhabene ideale Ansicht von dem Gesetze des Sittlichen, des Schönen, in uns als das Gesetz des Weltorganismus, das im Sonnenlauf, wie im Pünctchen im Ei, den ersten kleinen Regungen des Lebens, waltet; die im innersten Wesen elegische Darstellung des goldenen Zeitalters und des Verlustes dieser Harmonie mit dem ewigen Gesetze im gestörten Frieden und innerer Entzweiung (wir haben schon früher auf diese Stimmung als eine bei dem Dichter eigenthümlich vorherrschende hingewiesen); und damit zusammenhängend die erhabene Weihe des schöpferischen und in unbestrittener Oberherrlichkeit waltenden Genius, als einzig in dem erhaltenen Frieden mit dem All begründet; es ist ferner die Gestaltung der erhabenen Idee des Gesetzes und seines

Verhältnisses zu uns in die Formen einer lebendigen Anschauung, wodurch eben die Idee zum Ideale wird, und nun erst die Zusammenstimmung aller jener tropischen Bezeichnungen zur Einheit der Anschauung, durch welches alles die Darstellung zu einem Werke schöner Kunst wird, zu einem Gedichte. Die Lebendigkeit der Darstellung erhöht nun in allen einzelnen Zügen die klare, lebendige Auffassung des Ganzen und seinen harmonischen Eindruck. Schon die beiden ersten Verse führen uns in das Leben der Schulen und »sicher und fertig beschwört« in seine Schattenseiten: dann folgen mehre anschauliche Gegensätze: »des System's Gebälk stützend Glück und Recht«, »die Natur mir in den Busen geprägt« und »das Siegel der Schule«, »der Formel Gefäß« und »der flüchtige Geist«, »der Lebenden Trost« bei »den Mumien in der Gruft dunkeler Wörter«, »der nächtliche Weg« zu »Wahrheit und Recht« durch Nacht zum Licht. Noch lebendiger und anziehender ist die Zeit des Friedens der Unschuld in rührender Einfachheit geschildert: wir sehen Götter unter den Menschen wandeln, und diese walten rein, still, sicher, in sich unbewußter Unschuld. Damit im Contrast, den der forschende Weise auszugleichen strebt, der Zustand eines gleichsam verlorenen Paradieses: Willkür, gestörter Friede, entweihtes Gefühl, entadelte Brust, des Zweifels Empörung, der Empfindungen Streit, der schützende Engel, Adrastea, von der Erde entflohen. Die Antwort findet dann erst die volle Befriedigung am Schlusse. Das Genie, das sich der innern Stimme überlassen dürfe, wird selbst zu einem ersehnten, aber nie erreichten Ideal, mit den Attributen einer göttlichen Majestät geschmückt, ausgerüstet mit der alle Geister unterwerfenden Gewalt, frei von jenem Widerspruch, einfach und still wandelnd durch die eroberte Welt.

Auch didaktische Formen lassen sich in Epigramme zusammenziehen.

84. 1) An die sterbende Agathe. (Von Klara Schmidt.)

Dein Gott so groß! dein Geist so schön!
Wie könnten wir zum letzten Mal uns sehn!

2) Augen, Ohren und Mund. (Von Logau.)

Aug' und Ohren sind die Fenster, und der Mund die Thür im Haus.
Werden diese wohl verwahret; geht nichts Böses ein noch aus.

3) Die Wage gleicht der großen Welt:
Das Leichte steigt, das Schwere fällt. (Lessing.)

4) Und grämt dich, Edler, noch ein Wort
Der kleinen Neidgesellen?
Der hohe Mond, er leuchtet dort,
Und läßt die Hunde bellen,
Und schweigt und wandelt ruhig fort,
Was Nacht ist, aufzuhellen. (Herder.)

5) Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sei du es wollend! Das ist's! (Schiller.)

Was Epigramme und Sinngedichte sind, ist schon I. §. 207. erörtert. Die hier angeführten vier letzten sind didaktisch, das erstere zugleich erregend. Im ersten überrascht die gedrängte Folgerung, erhebend und schmeichelnd zugleich. In der zweiten ist es die belehrende Folge aus einer etwas derben Vergleichung. In der dritten ist die Begründung der Vergleichung die ganze Spitze. Das vierte, von Herder, ist zu breit, und die rhetorischen Figuren der epigrammatischen Kürze nicht zusagend. Noch störender ist es, daß der Begriff »Edler« erst am Schluß auf die Verbreiter der Wahrheit, des Lichts, beschränkt wird; diese nicht grade mit »den Neidern« im Gegensatze stehen, und die Hunde, wie sie in einer dem Epigramm verwandten sprichwörtlichen Redensart passend sein mögen, hier nur als ein unfeines Schimpfwort aufgefaßt werden können, da sie auch nicht, wie etwa die Eulen, einen Gegensatz bilden. Das fünfte, von Schiller, spricht in energischer Kürze das erhabene Philosophem aus, daß in dem großen Weltorganismus Allem seine Bestimmung angewiesen sei, wohin der vegetabilische Trieb das Leblose (der Instinct das Thier), den Menschen der freie Wille leiten müsse. Aber die Begriffe »des Höchsten«, dessen Apposition »das Größte« auch coordinirt aufgefaßt werden könnte, und gleichfalls nicht klarer Bedeutung ist, giebt keine anschauliche Auffassung dieses ethischkosmischen Verhältnisses.

85. Auf die Raubsucht des Krieges. (Von Logau.)

Vergl. Adelung. Styl. I. §. 22.

Als Venus wollte Mars in ihre Liebe bringen,
Hat sie ihn blank und bloß am besten können zwingen:

Denn wär' sie, wie sie pflegt, im theuern Schmuck geblieben,
Hätt' er sie dürfen mehr berauben, als belieben.

Adelung sagt: »Dies Epigramm ist dem Hauptgedanken nach schön, aber die Wahl und die Anordnung der einzelnen Theile, oder, wenn ich so sagen darf, das Detail derselben ist fehlerhaft. Daher macht der Gedanke hier eine so alberne Figur, als ein gesunder blühender Mann in einer theils veralteten, theils niedrigen Tracht, welche hier zu enge, dort zu weit, hin und wieder gar mit schmutzigen Lappen besetzt ist. Ein eigentlicher Fehler des Ausdrucks kann nur der sein, wenn ein Wort auf eine falsche Weise ausgesprochen und geschrieben wird.« Und vorher sagt Adelung: »unter dem Ausdrucke muß man immer die einzelnen Theile des Hauptgedankens, die Neben-Ideen verstehen.«

Was nun zuerst Adelungs Urtheil und dessen Darstellung betrifft, wovon wir hier noch in Beziehung auf I. §. 144. Note a) sprechen müssen, so bemerken wir, die Vergleichung »Mann« und »Tracht« (Kleid) ist hier dem Verglichenen, der Hauptgedanke den Nebengedanken, die Theile des Hauptgedankens sein sollen, nicht äußere Bekleidungen, nicht adäquat, und erläutert nicht, was es doch in diesem Lehrvortrage soll. Andere Theile geben ein anderes Ganzes. Hält man nun ferner die Elemente des Urtheils Adelung's zusammen »Es gehört zu einem schönen Ausdrucke allerdings Einheit in der Mannigfaltigkeit«, »der Hauptgedanke dieses Epigramms sei schön, da doch die einzelnen Theile zu dem Mannigfaltigen, dem Ausdrucke, gehören«; so sieht man hier eine unaufhellbare Unverständlichkeit des Urtheils, einen Widerspruch in seinen Elementen, und wie so jene schwankenden Unterscheidungen folgen mußten. Vergl. I. §. 144. Der Hauptgedanke »Mars hätte selbst die Venus beraubt« kann nicht schön genannt werden, und streift mit dem darin enthaltenen Gegensatze an das Gemeine. Er erscheint (»denn«) in einem logischen Nebensatze (Synt. II. §§. 68 u. 83.), der gleichwohl die Spitze des Epigramms (Styl. I. §. 207. d) am Schlusse enthält. Daß Venus »pflegt im theuern Schmuck zu bleiben«, ist weder in der Mythe, noch im Begriffe des Wesens der Venus gegründet, und gewaltsam herbeigezogen, die Putzsucht der damaligen Schönen zu tadeln, wie der Hauptgedanke die Plündereien in den damaligen († 1655) Kriegen. »In Liebe bringen« zu unbestimmt im Begriff;

»blank« (von »blinken«) hier, da Venus zugleich »bloß« ist, gegen I. 9. unpassend; »bloß« anstößig; so »belieben«, was mit »berauben« spielt, unedel (I. §. 162.); »Hätt' er sie dürfen« weitschweifiger Ausdruck. Logau hat manche Epigramme, die platt und unanständig sind. Schön ist dagegen sein Epigramm auf den Mai.

Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde,
Daß sie jetzund seine Braut, künftig eine Mutter werde.

Vierter Abschnitt.

Darstellungen, in welchen der besondere Zweck hervortritt das Begehrungsvermögen zu bewegen und zu lenken.

Erste Abtheilung.

Bruchstücke aus ethischen und religiösen Reden.

Indem wir hier zuerst solche Darstellungen in ihrer Beziehung auf das Begehrungsvermögen erörtern, welche sich zunächst an den Verstand wenden, erinnern wir an eine Reihe früherer Stücke, die in gleicher Beziehung benutzt werden können: 1) das Gericht des Unglaubens von Schuderoff, 2) der Ausdruck tugendhafter Gesinnung von Dräseke, 3) über Duelle auf Universitäten von Reinhold, 4) Werth der öffentlichen Gottesverehrungen von Schleiermacher und in den Stunden der Andacht, 5) die Mühle von Möser, 6) von der edlen Festigkeit des Charakters von Ammon, 7) die fromme Begeisterung bedarf einer Leitung, von J. Müller.

86. Aufmunterung zur Vertheidigung des Vaterlandes.

1) Von Dusch.

Strato an seinen Sohn.

Zieh' hin mein Sohn, die Stimme des Vaterlandes ruft Dich zu seiner Vertheidigung, eine Stimme, der ein tugendhafter Bürger alle andren Betrachtungen nachsetzen muß. Man gehorcht ihr leider schon gar zu ungern, und sucht sich durch elende Sophismen von einer der heiligsten Verbindlichkeiten loszumachen, und den schwachen Funken des alten patriotischen Feuers völlig auszulöschen; aber laß die Elenden, welche nicht Muth genug haben, ihr Leben für ihr Vaterland zu wagen und aufzuopfern, falsche Gründe und Einschränkungen ersinnen, und ihrem eignen Stolze schmeicheln, um sich selbst ihre schändliche Feigheit zu verbergen. Dein Leben und dein Blut gehören dem Staate, wenn er sie fordert. Für ihn hab' ich Dich gezeugt, für ihn erzogen: denn er hat Deinem Vater, er hat Dir selbst das Leben, das ohne gesellschaftliche Hülfe ein langes Elend sein würde, angenehm gemacht. Alle seine Hände haben für Deine Bequemlichkeit, Ruhe, und Glückseligkeit gearbeitet. Deine Mutter gab Dir das Dasein, der Staat hat Dir erst das Leben gegeben. Er hat Dich in seinem Schoße verpflegt, er hat Deine Bedürfnisse befriedigt, er hat alle Freuden, alle Vortheile eines gesellschaftlichen Lebens über Dich ausgegossen. Es ist billig, daß dem Dein Leben geweiht sei, ohne dessen Hülfe es vielleicht nicht hätte bestehen können, oder doch nichts mehr, als ein unglückliches Dasein gewesen sein würde. Wenn anders die Dankbarkeit, wenn die Tugend überhaupt keine Chimäre ist, so verpflichtet Dich die Dankbarkeit, Deinen Staat mit eben so großer Liebe zu schützen, als Deinen Vater.

Wie hat immer eine so edle Pflicht, die unsern Vätern so heilig war, bei ihrer Nachwelt so sehr in Vergessenheit gerathen, wie hat jener schöne Enthusiasmus, womit Patrioten unter einander wetteiferten, wer am ersten für sein Vaterland sterben wollte, so ganz in einer Zeit erlöschen können, welche wir uns getrauen, eine gesittete, eine weise Zeit zu nennen? Hat man etwa gefunden, daß der Eifer für das Vaterland nichts als eine Chimäre, eine politische Erfindung, eine Art von Aberglauben war, welche die listigen Stifter der Staaten unter ihren Bürgern auszubreiten für nöthig hielten, um die Verfassung,

welche sie entworfen, die Gesetze, welche sie gegeben hatten, durch den Muth und das Leben Anderer aufrecht zu erhalten? Das möchte man uns einbilden. Aber alle die Gründe, welche man mit Mühe erfunden hat, es zu beweisen, sind elende Schlupfwinkel, in welche sich eine bis zur Niederträchtigkeit getriebene Liebe der Gemächlichkeit und des Lebens, eine feige Furcht vor der Gefahr, der Mühsamkeit, und dem Tode versteckt. Der Staat ist in unsern Zeiten zu milde, zu verschwenderisch mit seinen Wohlthaten, die er über uns ausbreitet; er hat uns üppig und eigennützig gemacht; wir vergessen über dem Überfluß der Wohlthaten, die wir genießen, den Wohlthäter und die Dankbarkeit. Die Muße und Ruhe, welche wir in seinem Schoße genießen, haben unsre Begierden nach Vergnügen befeuert, und ihren Kreis erweitert. Wir haben Künste, wir haben eine zahllose Menge von neuen Vergnügen erfunden, die uns das Leben angenehmer macht. Diese Liebe zum Leben ist endlich eine Sucht geworden. Eingenommen für Ruhe und Muße hassen wir jeden Gedanken der Unruhe und Gefahr, welche ein so süßes Leben stören, oder gar endigen könnten. So sind wir Zärtlinge geworden, und unsre Weichlichkeit ist in eine weibische Furcht vor Gefahr und Tod ausgebrochen. Man hätte über diese selbst erröthen müssen; man wollte sich die Scham ersparen, und suchte sie sich selbst zu verbergen; man hat daher angefangen, zu zweifeln, ob wir dem Staate so viel schuldig wären; endlich hat man auch Gründe gefunden, sich davon loszusagen. Aber können Beweise besser sein als die Quellen, woraus sie fließen? Was für Unternehmungen, mein Sohn, kann man von Weichlingen erwarten? Zu was für uneigennützigen und großen Entschlüssen ist derjenige fähig, der durch eine schamlose Eigenliebe die Ordnung der Dinge umgekehrt hat, und thöricht genug ist, sich einzubilden, das Ganze sei wegen eines Theils, und der Staat bloß seinetwegen? Damals, als noch ein einfältiges und mäßiges Leben den Geist des Patriotismus nährte; als abgehärtete Väter ihre Söhne auf der harten Erde schlafen, Hitze und Kälte ertragen, und bei mäßiger Nahrung alle stärkenden Leibesübungen ausstehen lehrten; damals, als noch die Zauberstimme der Wollust die Zauberstimme des Vaterlandes nicht übertönte; als man diese Stimme noch in dem Gesetze, welches entweder zu überwinden oder zu sterben befahl, deutlich zu hören glaubte; damals, als noch die Mütter ihre Söhne mit der Lehre ins Feld sandten »Mit oder auf deinem Schilde will ich dich erwarten!« — damals

konnte es noch ein Bürger begreifen, daß er des Staates wegen war. Er konnte es einsehen, daß außer ihm noch etwas sei, was ihm theurer sein mußte, als sein geliebtes Selbst. Er konnte begreifen, daß ohne vereinigte Kräfte keine Stärke sein kann, daß er diese Stärke, welche auf jedweden Bürger Ruhe, Genuß des Lebens, und Sicherheit ausgießt, durch den Zusatz der seinigen vermehren mußte. Die Stärke des Staats ist ein allgemeiner Schatz, zu dem ein Jeder seine eignen Kräfte in Zeiten des Krieges und der Gefahr auf Wucher auslegt, um im Frieden die Zinsen an Ruhe, Sicherheit und Vergnügen zu haben.

Oder sollen wir etwa glauben, daß die allgemeine Freiheit das einzige Gut war, das in jedem Bürger diesen brennenden Eifer entzündete, für sein Vaterland zu fechten, und zu sterben? Kann wohl eine Freiheit ohne Gesetz bestehen? Und genießt der Tugendhafte, wenn er anders unter keinem Tyrannen ein Sclav ist, nicht in jedwedem Staate eine gleiche Freiheit? Der Lasterhafte und der Bösewicht allein ist nimmermehr frei; er hat allenthalben Gesetze über sich, die er fürchten muß. Genießen wir nicht eben die Vortheile, eine gleiche Ruhe, eine gleiche Sicherheit, einen gleich freien Genuß des Eigenthums? Ist nicht der Staat, in dessen Schoße wir diese genießen, eben so gut unser Staat. Muß er nicht durch gleiche Mittel bestehen? Sinkt, und erhebt sich nicht unser Glück, so wie er sinkt, oder steigt?

Die Bande, die uns mit demselben verbinden, sind dieselben; ja vielleicht sind unsre Verbindlichkeiten, für seine Gesetze, für seinen Flor zu kämpfen, noch größer, als in den Zeiten, wo Bequemlichkeiten des Lebens weit geringer waren. Aber eben das, was unsre Liebe zum Vaterlande vermehren sollte, hat sie verlöscht. Der Überfluß hat uns zum Wohlleben, das Wohlleben zur Liebe zum Leben, zu einer weichlichen Furchtsamkeit, zum Abscheu vor Mühseligkeiten und Gefahren verleitet. Und so sind wir durch einen schwelgerischen Genuß der Wohlthaten des Staats gegen die Wohlthäter undankbar geworden. Es ist nicht der Mangel der Freiheit, die wir unter einem Herrn nicht haben; nein, es ist das Wohlleben, das wir unter ihm genießen, was unsern Eifer für das Vaterland verlöscht. O, mein Sohn, laß nichts Dich in den Grundsätzen stören, die Du von mir gelernt hast. Alle Einwürfe und Einschränkungen, welche dagegen gemacht werden, sind bloße Erfindungen einer schlechten Eigenliebe, einer verzärtelten

Weichlichkeit, einer schimpflichen Furcht vor dem Tode. De Liebe des Vaterlandes ist der Inbegriff aller gesellschaflichen Tugenden. Wie wenig Tugend muß der Mann besitzen, der sein Vaterland bloß um sich liebt, dessen Handlungen keine andere Triebfedern haben, als den Eigennutz, der um eben das Gold seinem Vaterlande dient, um welches er es eben so willig verrathen würde. Deine Eigenliebe, Deine persönliche Dankbarkeit mag Deiner Liebe zum Vaterlande zu Hülfe kommen; sie wird vielleicht dadurch gewinnen, aber, wenn sie auch nicht befriedigt würde, so muß sie ihr doch niemals schaden. Das Vaterland geht Allem vor. Ungeachtet unsre Liebe von einzelnen Personen ihren Anfang nimmt, und sich von unsren Eltern auf unsre Verwandte, auf Freunde, auf Mitbürger, und so auf den ganzen Staat erweitert, so sollte doch der letzte in unsrer Hochachtung der Erste sein, weil er alle diese Verwandtschaften und Verbindungen zusammen begreift.

Derjenige, der für sein Vaterland keine Liebe empfindet, kann keine von allen diesen in ihr begriffenen Verbindungen und Pflichten erfüllen. Er wird alle seine Dienste nach seinem eignen Vortheil abmessen; er wird seinen Nebenbürger nur erhalten, wenn es seine Bequemlichkeit leidet; er wird den Armen unterstützen, wenn sein eigner Vortheil nichts dabei verliert; sein Freund, sein Bruder, sein Vater werden sich umsonst von ihm Treue, Liebe, und dankbare Zärtlichkeit mit Verläugnung seiner Eigenliebe versprechen.

O sollten alle die glänzenden, uneigennützigen Tugenden, die jede Nachwelt bewundert, uns versagt sein? Sollten nur die vortrefflichen Beispiele, welche Sparta und Rom aufstellte, und der patriotische Römer nachahmte, vielleicht erreichte, für uns nicht mehr sein, als die Denkmäler eines Todten, den wir verehren, aber nie wieder zu sehen hoffen? Sollten die weiten Schranken einer so herrlichen Laufbahn, sollte das große Feld, wo die Liebe zum Vaterlande, Gelegenheiten zu Thaten findet, für uns verschlossen sein? Sollten wir nichts weiter können, als bewundern und neiden? Nein, mein Sohn! es kommt Alles auf uns an. Wir nennen es nichts weiter können, wenn wir nichts weiter wollen. Du kannst mit gleich edler Verläugnung Deiner selbst eine gleiche Tugend ausüben, kannst für dein Vaterland fechten, kannst seine Ruhe mit Deinem Blute bezahlen.

Höre jetzt seine Stimme; es ruft Dich. Tausende erheben ihre

Stimme, und fordern denjenigen zur Hülfe auf, die das Schwert zu ihrer Vertheidigung führen können. Es ist eine heilige Stimme, die Stimme der Greise, die nach mühsamen Jahren noch die wenigen Augenblicke, die sie zu leben haben, in Ruhe, ohne Mangel und Unterdrückung zu leben wünschen; die Stimme der Mütter, die ihren Söhnen mit Gefahr und Schmerzen das Leben gaben, damit das ihrige sie dereinst beschützen möchten; die Stimme der Säuglinge, welche die Hoffnungen, wozu sie geboren wurden, Deinen Händen mit anvertrauen, und von Dir die Erhaltung eines Lebens fordern, das sie dereinst ihrem Vaterlande schuldig sein werden; es ist die Stimme aller Unglücklichen, welche sich selbst nicht beschützen können, und ohne den Beistand ihrer Nebenbürger ein hülfloser Raub ihrer Feinde und der Grausamkeit des Kriegs sein müssen: sollten so Viele umsonst rufen?

Dich wenigstens nicht, mein Sohn! Wenn keine andre Verbindungen Dich nöthigen könnten, für Dein Vaterland zu fechten; wenn auch die Liebe für das Vaterland nichts mehr als eine Einbildung wäre, so würde doch Dein Stand sie Dir zu einer Pflicht machen. Dein Leben gehört eigentlich dem Staate; es ist dein Beruf, für ihn zu fechten, und, wenn es sein muß, zu sterben. Du hast das Schwert von ihm genommen, Du darfst es nicht niederlegen. Er hat Dir das Blut bezahlt, das du vielleicht für ihn vergießen wirst. Schone es nicht, wenn seine Noth es fordert; erinnere Dich, daß es ein Schatz ist, der nicht Dir, sondern ihm gehört. Der Verzagte, der, seiner Pflicht uneingedenk, durch eine elende Flucht sein Leben rettet, rettet es bloß zur Schande, und stiehlt es einem Staate, dem er es verkauft hatte.

Erinnere Dich, wen Du in Deinem Vaterlande lässest: Freunde, die Dich lieben, Verwandte, welche auf Dich trauen, schwache Geschwister, welche für ihre Ehre zittern, einen grauen Vater, eine graue Mutter, welche Dir Dein Leben gegeben haben, um das ihrige zu vertheidigen, ihr ganzes Vermögen, die Unterhaltung in ihrem hülflosen Alter, die Hoffnung Deiner Brüder, und Dein eignes Erbe.

Als meine Jahre mir noch erlaubten, das Schwert des Vaterlandes zu führen, da stritt ich, indem ich mein Leben für die Sache meines Staates wagte, zugleich für diejenigen, welche die Verwandtschaft des Blutes mit mir verband, für die, die Dich gebar, für Deine Geschwister, und für Dich. Jetzt, da das kraftlose Alter mir das Schwert

aus der Hand windet, jetzt muß ich Dir es übergeben; und es ist billig, daß Du Dein Leben für den wagst, der das seinige so oft für Dich gewagt hat.

Streite demnach, mein Sohn, für eine so heilige Sache. Ein Tropfen Blut ist wenig für den Lorbeer, der auf dem Felde der Ehre zu erfechten ist. Komm siegreich zurück, oder laß Dein Leben für Dein Vaterland mit denen, welche den Tod für seine Wohlfahrt nicht scheuten! —

2) Von Fichte.

Der natürliche, nur im wahren Falle der Noth aufzugebende, Trieb des Menschen ist der, den Himmel schon auf dieser Erde zu finden und ewig Dauerndes zu verflößen in sein irdisches Tagewerk; das Unvergängliche im Zeitlichen selbst zu pflanzen und zu erziehen, — nicht bloß auf eine unbegreifliche Weise und allein durch die sterblichen Augen und undurchdringbare Kluft mit dem Ewigen zusammenhängend, sondern auf eine dem sterblichen Auge selbst sichtbare Weise.

Daß ich bei diesem gemeinfaßlichen Beispiele anhebe: welcher Edeldenkende will nicht und wünscht nicht, in seinen Kindern und wiederum in den Kindern dieser, sein eigenes Leben von Neuem auf eine verbesserte Weise zu wiederholen und in dem Leben derselben veredelt und vervollkommnet, auch auf dieser Erde noch fortzuleben, nachdem er längst gestorben ist? den Geist, den Sinn und die Sitte, mit denen er vielleicht in seinen Tagen abschreckend war für die Verkehrtheit und das Verderben, befestigend die Rechtschaffenheit, aufmunternd die Trägheit, erhebend die Niedergeschlagenheit, der Sterblichkeit zu entreißen und sie als sein bestes Vermächtniß an die Nachwelt niederzulegen in den Gemüthern seiner Hinterlassenen, damit auch diese sie einst eben also, verschönert und vermehrt, wieder niederlegen? Welcher Edeldenkende will nicht durch Thun oder Denken ein Samenkorn streuen zu unendlicher, immer fortgehender Vollkommnung seines Geschlechts? etwas Neues und vorher nie Dagewesenes hineinwerfen in die Zeit, das in ihr bleibe und nie versiegende Quelle werde neuer Schöpfungen? seinen Platz auf dieser Erde und die ihm verliehene kurze Spanne Zeit bezahlen mit einem auch hienieden ewig Dauernden, so daß er, als dieser Einzelne, wenn auch nicht genannt durch die Geschichte, (denn Durst

nach Nachruhm ist eine verächtliche Eitelkeit) dennoch in seinem eigenen Bewußtsein und seinem Glauben offenbare Denkmale hinterlasse, daß auch er dagewesen sei? Welcher Edeldenkende will das nicht? sagte ich; aber nur nach den Bedürfnissen der also Denkenden, als der Regel, wie Alle sein sollten, ist die Welt zu betrachten und einzurichten, und um ihrer Willen allein ist eine Welt da. Sie sind der Kern derselben, und die anders Denkenden sind, als selbst nur ein Theil der vergänglichen Welt, so lange sie also denken, auch nur um ihrer Willen da und müssen sich nach ihnen bequemen, so lange, bis sie geworden sind, wie sie.

Was könnte es nun sein, das dieser Aufforderung und diesem Glauben des Edeln an die Ewigkeit und Unvergänglichkeit seines Werkes die Gewähr zu leisten vermöchte? Offenbar nur eine Ordnung der Dinge, die er für selbst ewig und für fähig, Ewiges in sich aufzunehmen, anzuerkennen vermöchte. Eine solche Ordnung aber ist die freilich in keinem Begriffe zu erfassende, aber dennoch wahrhaft vorhandene, besondere geistige Natur der menschlichen Umgebung, aus welcher er selbst mit allem seinem Denken und Thun und mit seinem Glauben an die Ewigkeit desselben hervorgegangen ist, das Volk, von welchem er abstammt und unter welchem er gebildet wurde und zu dem, was er jetzt ist, heranwuchs. — Der Glaube des edeln Menschen an die ewige Fortdauer seiner Wirksamkeit auch auf dieser Erde gründet sich demnach auf die Hoffnung der ewigen Fortdauer des Volks, aus dem er selber sich entwickelt hat, und der Eigenthümlichkeit desselben, nach jenem verborgenen Gesetze, ohne Einmischung und Verderbung durch irgend ein Fremdes und in das Ganze dieser Gesetzgebung nicht Gehöriges. Diese Eigenthümlichkeit ist das Ewige, dem er die Ewigkeit seiner selbst und seines Fortwirkens anvertraut, die ewige Ordnung der Dinge, in die er sein Ewiges legt: ihre Fortdauer muß er wollen; denn sie allein ist ihm das entbindende Mittel, wodurch die kurze Spanne seines Lebens hienieden zu fortdauerndem Leben hienieden ausgedehnt wird. Sein Glaube und sein Streben, Unvergängliches zu pflanzen, sein Begriff, in welchem er sein eignes Leben als ein ewiges Leben erfaßt, ist das Band, welches zunächst seine Nation, und vermittelst ihrer das ganze Menschengeschlecht innigst mit ihm selber verknüpft und ihrer Aller Bedürfnisse bis ans Ende der Tage einführt in sein erweitertes Herz. Dies ist seine Liebe zu seinem Volke; zuvörderst achtend, vertrauend, dessel-

ben sich freuend, mit der Abstammung daraus sich ehrend. Es ist Göttliches in ihm erschienen, und das Ursprüngliche hat dasselbe gewürdigt, es zu seiner Hülle und seinem unmittelbaren Verflößungsmittel in die Welt zu machen; es wird darum auch ferner Göttliches aus ihm hervorbrechen. Sodann thätig, wirksam, sich aufopfernd für dasselbe. Das Leben bloß als Leben, als Fortsetzen des wechselnden Daseins, hat für ihn ja ohnedies nie Werth gehabt, er hat es nur gewollt als Quelle des Dauernden; aber diese Dauer verspricht ihm allein die selbstständige Fortdauer seiner Nation; um diese zu retten, muß er sogar sterben wollen, damit diese lebe und er in ihr lebe das einzige Leben, das er von je gemocht hat.

So ist es. Die Liebe, die wahrhaftig Liebe sei und nicht bloß eine vorübergehende Begehrlichkeit, haftet nie auf Vergänglichem, sondern sie erwacht und entzündet sich und ruht allein in dem Ewigen. Nicht einmal sich selbst vermag der Mensch zu lieben, es sei denn, daß er sich als Ewiges erfasse; außerdem vermag er sich sogar nicht zu achten, noch zu billigen. Noch weniger vermag er etwas außer sich zu lieben, außer also, daß er es aufnehme in die Ewigkeit seines Glaubens und seines Gemüths und es anknüpfe an diese. Wer nicht zuvörderst sich als ewig erblickt, der hat überhaupt keine Liebe und kann auch nicht lieben ein Vaterland, dergleichen es für ihn nicht giebt. Wer zwar vielleicht sein unsichtbares Leben als ewig erblickt, der mag wohl einen Himmel haben und in diesem sein Vaterland, aber hienieden hat er kein Vaterland: denn auch dieses wird nur unter dem Bilde der Ewigkeit und zwar der sichtbaren und versinnlichten Ewigkeit erblickt, und er vermag daher auch nicht sein Vaterland zu lieben. Ist einem Solchen keines überliefert worden, so ist er zu beklagen; wem eines überliefert worden ist und in wessen Gemüthe Himmel und Erde, Unsichtbares und Sichtbares, sich durchdringen und so erst einen wahren und gediegenen Himmel erschaffen, der kämpft bis auf den letzten Blutstropfen, um den theuren Besitz ungeschmälert wiederum zu überliefern an die Folgezeit. — — —

Unsere ältesten gemeinsamen Vorfahren, das Stammvolk der neuen Bildung, die von den Römern Germanier genannten Deutschen, setzten sich der herandringenden Weltherrschaft der Römer muthig entgegen. Sahen sie denn nicht vor Augen den höheren Flor der Römischen Provinzen neben sich, die feinern Genüsse in denselben, dabei Gesetze, Richterstühle, Ruthenbündel und Beile in Überfluß? Waren die Römer

nicht bereitwillig genug, sie an allen diesen Segnungen Theil nehmen zu lassen? Erlebten sie nicht an mehreren ihrer eignen Fürsten, die sich nur bedeuten ließen, daß der Krieg gegen solche Wohlthäter der Menschheit Rebellion sei, Beweise der gepriesenen Römischen Clemenz, indem sie die Nachgiebigen mit Königstiteln, mit Anführerstellen in ihren Heeren, mit Römischen Opferbinden auszierten, ihnen, wenn sie etwa von ihren Landsleuten ausgetrieben wurden, einen Zufluchtsort und Unterhalt in ihren Pflanzstädten gaben? Hatten sie keinen Sinn für die Vorzüge Römischer Bildung, z. B. für die bessere Einrichtung ihrer Heere, in denen sogar ein Arminius das Kriegshandwerk zu erlernen nicht verschmähte? Keine von allen diesen Unwissenheiten oder Nichtbeachtungen ist ihnen aufzurücken. Ihre Nachkommen haben sogar, sobald sie es ohne Verlust für ihre Freiheit konnten, die Bildung derselben sich angeeignet, in wie weit es ohne Verlust ihrer Eigenthümlichkeit möglich war. Wofür haben sie denn also mehrere Menschenalter hindurch gekämpft im blutigen, immer mit derselben Kraft sich erneuernden, Kriege? Ein Römischer Schriftsteller läßt es ihre Anführer also aussprechen: ob ihnen denn etwas anderes übrig bliebe, als entweder die Freiheit zu behaupten oder zu sterben, bevor sie Sclaven würden? Freiheit war ihnen, daß sie eben Deutsche blieben, daß sie fortfuhren ihre Angelegenheiten selbstständig und ursprünglich ihrem eigenen Geiste gemäß zu unterscheiden, und nach diesem gleichfalls auch in ihrer Fortbildung vorwärts zu rücken, und daß sie diese Selbstständigkeit auch auf ihre Nachkommenschaft fortpflanzten: Sclaverei hießen ihnen alle jene Segnungen, die ihnen die Römer antrugen, weil sie dabei etwas Anderes denn Deutsche, weil sie halbe Römer werden mußten. Es versteht sich von selbst, setzten sie voraus, daß jeder, ehe er dies werde, lieber sterbe, und daß ein wahrhafter Deutscher nur könne leben wollen, um eben Deutscher zu seyn und zu bleiben und die Seinigen zu eben solchen zu bilden.

Sie sind nicht alle gestorben, sie haben die Sclaverei nicht gesehen, sie haben die Freiheit hinterlassen ihren Kindern. Ihrem beharrlichen Widerstande verdankt es die ganze neue Welt, daß sie da ist, so wie sie da ist. Wäre es den Römern gelungen, auch sie zu unterjochen und, wie dies der Römer allenthalben that, sie als Nation auszurotten: so hätte die ganze Fortentwickelung der Menschheit eine andere, und man kann nicht glauben, erfreulichere Richtung genommen. Ihnen verdanken wir, die nächsten Erben ihres Bodens, ihrer Sprache und

ihrer Gesinnung, daß wir noch Deutsche sind, daß der Strom ursprüngliches und selbstständiges Lebens uns noch trägt; ihnen verdanken wir Alles, was wir seitdem als Nation gewesen sind, ihnen, falls es nicht etwa jetzt mit uns zu Ende ist und der letzte von ihnen abgestammte Blutstropfen in unsern Adern versiegt ist, ihnen werden wir verdanken Alles, was wir noch ferner sein werden. Ihnen verdanken selbst die übrigen, uns jetzt zum Auslande gewordenen Stämme (in ihnen unsre Brüder,) ihr Dasein; als jene die ewige Roma besiegten, war noch keines aller dieser Völker vorhanden; damals wurde zugleich auch ihnen die Möglichkeit ihrer künftigen Entstehung mit erkämpft.

Diese und alle Andere in der Weltgeschichte, die ihres Sinnes waren, haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte, und so siegt immer und nothwendig diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme, sondern die Kraft des Gemüths ist es, welche Siege erkämpft! —

3) Der Tod für das Vaterland. (Stunden der Andacht)

Ist aber der Tod für das Heil einzelner Sterblichen, der Rettertod für Freunde und Bekannte, eine der herrlichsten Wirkungen der erhabensten Gemüthskraft: was ist der Tod für Wohlfahrt und Glück eines ganzen Landes, für Tausende von Mitbürgern, für Männer, Weiber, Greise, Säuglinge, die wir nicht alle kennen, mit denen wir nichts gemein haben, als die allgemeine Mitbürgerschaft; der große Aufopferungstod nicht nur für Freunde und Bekannte, sondern selbst für Feinde; mit einem Worte, der große Tod für das Vaterland?

Er ist so groß, als die entgegenstehenden Fehler verächtlich und abscheulich sind — Feigheit, Verrätherei. So innig wird Feigheit gehaßt, daß selbst Kinder und schwache Weiber den Furchtsamen verspotten; und den Verräther verabscheuen selbst Völker, die er nicht verrieth, verabscheuen selbst diejenigen, die aus seinem Verrath Vortheil zogen. Um so glänzender ist der Tod für das Vaterland; selbst der Feind des Vaterlandes kann sich nicht erwehren, ihn am Feinde zu bewundern und zu ehren.

Er ist von allen Pflichten des Sterblichen für seine Mitmenschen die schwerste, darum die heiligste. Das Wort Gottes befiehlt sie: Wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen! 1 Joh. 3, 16. Jesus Christus, das göttliche Urbild der vollendeten Menschheit, gab uns mit

19*

seinem Tode das Beispiel zur Nachfolge. Aber wer erreicht dessen Höhe? Er starb nicht für seine Mitbürger, nicht für ein engbegränztes Vaterland — nein, die Seligkeit unsers ganzen Geschlechts war sein Ziel; er starb den göttlichsten der Tode, den Welterlöserstod. Und diesem nahe steht der Tod für die Wohlfahrt von Millionen unserer Brüder, für unsere Nachkommen in folgenden Jahrhunderten.

Wer in Erfüllung seines Berufs umkommt, treu demselben, verdient Hochachtung, selbst wenn er den Beruf nicht geliebt oder gesucht hätte. Und hat der Mensch einen göttlichern Beruf, als das Glück seiner Zeitgenossen und derer, die einst nach ihm leben? Wer nun mit Begeisterung und Liebe dieses Berufs sich der Gefahr des Todes hingibt, sich selbst dem Tode weiht — der hat sein Dasein auf Erden und den Zweck desselben herrlich vollbracht, dem weigern Erde und Himmel nicht den Lohn. Sein Untergang adelt ein ganzes, vielleicht ruhmloses, vorheriges Leben. Denn wer sterben kann für Anderer Glück, ist wahrlich kein ganz verdorbener Mensch gewesen. Wer das Schwerste freudig wollte, dem konnte auch das Leichtere gelingen. Sein Heldentod verbürgt uns die Kraft, welche in ihm wohnte. Es ist möglich, daß er in seinen ehemaligen Tagen manche Schwachheiten sich zu Schulden kommen ließ; es ist möglich, daß er sich in stillen, friedlichen Verhältnissen versäumte und seine Denkart verwahrlosete. Aber die Stunde der allgemeinen Noth war die Stunde seines Erwachens. Er ermannte sich zu seiner eigenen Würde, und sein Heldenopfer verdunkelte jede Erinnerung früherer Fehler. Andere konnten ihn vielleicht in kleinen Pflichten und Schicklichkeiten übertreffen, und dünkten sich besser, als er; aber für das Vaterland vermochten sie nicht zu leisten, was er; sterben konnten sie nicht, wie er. Darum ist Wahrheit darin, daß der Tod für das Vaterland ein ganzes dunkles Leben adele. So läßt uns ein prachtvoller Sonnenuntergang die Trübe eines ganzen Tages vergessen.

Wer solches Sinnes seine Tage schließt, vollbringt noch in der Todesstunde die Gesammtheit aller seiner Lebenspflichten — und Liebe für der Brüder Wohl und gänzliche Hingebung für sie ist, nach des Welterlösers Wort, die höchste aller Pflichten, die Summe aller göttlichen Gebote. Er hat an seinem Sterbelager keinen fremden Beter vonnöthen, seine edle That betet für ihn; keiner kirchlichen Feierlichkeit vonnöthen, ihn weiht sein Blut. Er stirbt in der Tugend, und steht

mit seinem schönsten Werke vor dem Throne des Richters, des Allerbarmers.

Und wie er im letzten Augenblicke, was er gelebt hat, adelt, so wird sein Sterben der Ruhm und das Leben seines Vaterlandes. Die Tapferkeit gefallener Krieger wird der Stolz des ganzen Volkes; ihre Leichenhügel auf entfernten Schlachtfeldern sind die dauerhaftesten Brustwehren und Wälle vaterländischer Sicherheit. Noch in spätern Jahren streitet das bloße Andenken ihrer Namen gegen den Übermuth ungerechter Feinde, indem auch der verwegenste Eroberer vor einem Volke Ehrfurcht empfindet, welches solche Söhne zeugt, und die Erinnerung an Helden der Vorzeit in den Nachkommen zu ähnlichen Großthaten begeistert.

Unsterblich, wie die Geister, sind auch die Früchte ihrer Tugenden. Es geschieht im Weltleben nichts Großes und Gutes, welches nicht groß und gut wirkend auf weit entfernte Zeiten fortdauern sollte. Der Tod der Helden für das Vaterland bleibt Segen für das Vaterland; es leben gleichsam ihre Schatten noch unter den Enkeln, und führen sie in die Bahn des wahren Ruhms.

Sie haben ihre Pflicht vollbracht! Durch ihre Selbstaufopferung sind wir frei, und dürfen wieder Glauben zur Erneuerung alter Glückseligkeiten, zu verjüngter Dauer eines langen Friedens fassen. — Lasset uns auch unsere Pflichten vollbringen, die wir leben, gegen die Edeln, die für unsere Ehre, für unsern Ruhm, ihr Alles, Blut und Leben, zum Kaufgeld machten. Nicht weinerliches Mitleiden, nicht kalte Bewunderung, nicht künstliche Lobrednerei sind wir ihnen schuldig — nein, Dankbarkeit in Wort und Werk. Gebet ihnen von euerm Überflusse, denn durch ihren Tod besitzet ihr euer Hab und Gut; gebet ihnen von euren Freuden, denn ihr Heldenherz hat auch diese errungen. U. s. w.

1) Ein Vater spricht zu seinem Sohne, den der Staat unter die Reihen seiner Krieger, der besoldeten, aufgenommen hat. Alle untergeordneten, directen Beweggründe zu einer tapferen Vertheidigung des Vaterlandes sind in die Darstellung aufgenommen, die Dankbarkeit für den Schutz, die Pflege und den bildenden Einfluß eines großen, geselligen Verbandes, das Entehrende einer selbstsüchtigen Feigheit, die glänzenden Beispiele aufopfernder Vaterlandsliebe bei den Alten, die Bitten der lieben Verwandten, der grauen Eltern,

der schwachen Geschwister, für deren Eigenthum, Ehre und Leben er streiten soll, die Erwartungen, die er erfüllen soll, der Nachruhm selbst. Sie sind aber mit Ausnahme der persönlichen Verhältnisse, und selbst noch diese, mehr im Allgemeinen gehalten. Das Individuelle dieses Verhältnisses, wenn es nicht bloß zur Anknüpfung so allgemeiner Beweggründe erdichtet wäre, würde eine größere Individualität der Beweggründe (vergl. die folgenden Stücke aus Cicero und die Rede des Vibius Verrius bei Livius) zu einer lebendigeren Wirksamkeit verstatten. Aber vor allem fehlt hier die klare Erkenntniß des Pflichtverhältnisses, das höhere Prinzip einer sittlichen Vaterlandsliebe, wie es Fichte in begeisternder Sprache seinem Aufrufe voranstellt; und eben diese hätte allen jenen Beweggründen eine höhere Weihe und Bedeutung gegeben. Ja, es kommen Äußerungen vor, die bei dem Redenden eine sehr unklare Kenntniß dieses Verhältnisses voraussetzen: »Er (der Staat) hat dir das Blut bezahlt, das du vielleicht für ihn vergießen wirst«, »der Staat ist in unsern Zeiten zu milde, zu verschwenderisch mit seinen Wohlthaten, ... wir vergessen über dem Überfluß der Wohlthaten den Wohlthäter«. Auch von dem Feinde, den Folgen seines Sieges, hätten immer bei der individuellen Stellung des Verhältnisses wirksame Beweggründe hergenommen werden können. Vor allem aber, und dies ist der wesentlichste Fehler der Darstellung, wird die Wirksamkeit der Beweggründe durch eine die Beweggründe zersplitternde und selbst zersplitterte Polemik gegen »elende Sophismen«, gestört, welche uns von der Pflicht gegen das Vaterland abzuwenden streben. Diese Sophismen werden nicht genannt, und kaum können wir sie ahnen in den Worten: »Hat man etwa gefunden .... aufrecht zu erhalten?« und später »Oder sollen wir etwa glauben .... zu sterben«. Der erste, »Eifer für das Vaterland sei eine Erfindung der listigen Stifter der Staaten, bloß in ihrem Interesse« wahrlich, der seichtesten einer, wird, statt mit wenigen schlagenden Worten, mit einem breiten Machtspruch zurückgewiesen, er entspränge aus einer durch ein Übermaß von Wohlthaten des Staats erzeugten Verweichlichung: denn, abgesehen von der fast läppischen Erdichtung dieses Motivs, hängt ja die logische Falschheit eines Urtheils nicht von den moralischen Gesinnungen des Urtheilenden ab. Der andere aber, »daß die allgemeine Freiheit das einzige Gut« sei, das zum Tode für das

Vaterland begeistern könne« wird ja mit Unrecht als ein Sophisma gegen die Vaterlandsliebe betrachtet, und führt, nur weniger vag ausgedrückt, zu einem sittlichen, nicht flachen sinnlichen Weltbürgersinn, in dem die reinsten Motive zur Vaterlandsliebe liegen, und den der Verfasser selbst »für das Vaterland fechten und sterben« läßt. Wenn der Verfasser diesem Urtheile nun mit der Frage begegnet »Kann wohl Freiheit ohne Gesetze bestehen? Und genießt der Tugendhafte, wenn er anders unter keinem Tyrannen ein Sclav ist, (?) nicht in jedwedem Lande eine gleiche Freiheit?«, so weiß man kaum, ob dies ein Einwurf sein soll, und wie es einem denkenden Manne möglich sein konnte, den Begriff der bürgerlichen Freiheit mit dem der moralischen, die auch der Wille noch im Kerker behaupten kann, zu verwechseln. Wenn nun selbst eine musterhafte Polemik der Wirksamkeit jener Beweggründe nachtheilig ist, um wie viel mehr muß es bei einer so fehlerhaften der Fall sein? Andere Fehler mögen der eignen Auffindung überlassen bleiben, z. B. die Wiederholungen und Weitschweifigkeiten.

2) Wie weit geistiger, höher und wirksamer sind die Ideen, Gedanken und Vorstellungen, die in der zweiten Darstellung für einen gleichen Zweck benutzt worden sind. Fichte's »Reden an die deutsche Nation« enthalten wahre Muster der Beredsamkeit. Sie sind in einer Zeit geschrieben, in welcher Deutschland in einer schmachvollen Abhängigkeit von Napoleons Fremdherrschaft stand, und haben nicht wenig dazu beigetragen, den Sturz derselben vorzubereiten. In der Rede, der dieses Fragment entnommen ist, hatte er das Wesen der Vaterlandsliebe aus dem Triebe abgeleitet »den Himmel schon auf dieser Erde zu finden, und ewig Dauerndes zu verflößen in unser irdisches Tagewerk«, »in unsere Nachkommen unser eignes Leben auf eine verbesserte Weise zu wiederholen«. Der Befriedigung dieses Triebes könne nur eine Ordnung Gewähr leisten, »welche in der, freilich in keinem Begriffe zu erfassenden, aber dennoch wahrhaft vorhandenen, besonderen geistigen Natur der menschlichen Umgebung bestehe, aus welcher der Mensch selbst mit allem seinen Denken und Thun und mit seinem Glauben an die Ewigkeit desselben hervorgegangen ist, das Volk, von welchem er abstammt und unter welchem er gebildet wurde und zu dem, was er jetzt ist, heranwuchs«. »Das Leben bloß als Leben, als Fortsetzen des wechselnden Daseins,

habe für den edeln Menschen ja ohnehin nie Werth gehabt; er habe es nur gewollt als Quelle des Dauernden; aber diese Dauer verspreche ihm allein die selbstständige Form seiner Nation; um diese zu retten, müsse er sogar sterben wollen, damit diese lebe und er in ihr lebe das einzige Leben, das er von je gemocht habe«. Und »die Liebe, die wahrhaftig Liebe sei, und nicht bloß eine vorübergehende Begehrlichkeit, haftet nie auf Vergänglichem, sondern sie erwacht und entzündet und ruht allein in dem Ewigen«. Diese Genesis und dieser Begriff der Vaterlandsliebe steht in seiner hohen Läuterung, obwohl in eine Sphäre der Abstraction erhoben, in welcher wohl der edelste Wille, weniger ein inniges Gefühl, ein thatkräftiges Leben behaupten kann, zugleich als Motiv der aufopfernden Liebe für die Erhaltung der Selbstständigkeit der Nation da. Und dann erst zeigt der Redner, in dem mitgetheilten Fragmente, in einem der Lage der gegenwärtigen Verhältnisse ganz entsprechenden Beispiele unserer Vorfahren, was die Gegenwart erstreben solle. Alles ist hier zur Aufregung eines gleichen Willens gesagt. Der Ausdruck »Sahen sie denn nicht ...« ist mit einer bittern Ironie »Ruthenbündel«, »Beile« gemischt, und auch diese ist aufregend. Die großartigen Siege zur Befreiung vom Römerjoche, ihre weltgeschichtlichen Erfolge, und alles, was wir den Vorfahren zu danken haben, erscheint hier als Motiv zu gleicher Ermuthigung, so wie am Schlusse, daß die Begeisterung für das Ewige, die Kraft des Gemüthes es sei, nicht die Gewalt der Arme, welche Siege erkämpfe. Die Höhe, in welcher das Wesen der Vaterlandsliebe aufgefaßt, und als eine Äußerung des Strebens zum Dauernden, Ewigen, gesteigert wurde, erlaubten dem Redner nicht, außer jenen großartigen, begeisternden Beweggründen auch jene untergeordneten und sinnlichern anzuwenden, welche oft am lebendigsten und unmittelbarer wirken, und die wir in der Darstellung von Dusch angewandt sehen. Unmittelbarer ist jedoch auch, wie wohl indirect nur in einem Nebensatze: »falls es nicht etwa jetzt schon ...... versiegt ist«, die Ehrliebe mit in's Interesse gezogen.

3) Nachdem der Redner, vielleicht an einem Todesfeste für gefallene Krieger, in der Einleitung die gefallenen Helden selbst angeredet, »ihre letzte That, ihren Triumph, die Krönung ihres irdischen Daseins« genannt, das trauernde Andenken ihrer Freunde, Verwand-

ten und Geliebten geweckt, und diese getröstet hatte; nachdem er nach den gleichgültigen Todesarten, zu denen, die nicht mehr gleichgültig sind, auch der unsittlichen und entehrenden (ein wohl die Empfindung verletzender und trübender Contrast), übergegangen, und in einer Steigerung den Tod für eignes Recht und eigne Ehre, dann für das Wohl und die Rettung Einzelner erwähnt hatte, geht er zum Thema über, dem Tode für das Vaterland. Seine Prädicate: Aufopferungstod für so viele Geliebte, Mitbürger, selbst für Feinde unter letztern, im Contraste mit der Schmach der Verrätherei und Feigheit, der allgemeinen Verachtung; daß er in dem Gebote, das Leben zu lassen für die Brüder (1. Joh. 3, 16.), vom Christenthum geboten, ja dem Erlösungstode Christi nahe stehe (!?); daß er ein ruhmloses, nicht fehlerfreies Leben durch die Bürgschaft seiner innern Kraft adele, »schöner Sonnenuntergang nach der Trübe eines Tages«; die großen Folgen dieses Todes: dies alles sind hier Beweggründe dankbaren Andenkens und der Nacheiferung. Sie sind mit großer Lebendigkeit ausgeführt: »seine That betet für ihn am Sterbebette, sein Blut weiht ihn statt anderer Todesweihe (kirchlicher Feierlichkeit der Ölung), ihre Leichenhügel sind dauernde Brustwehren und Wälle vaterländischer Sicherheit«; alle Vorstellungen, ihre Schattirungen selbst, ermuthigen, heben Bedenklichkeiten, entflammen den Ehrgeiz. Es versteht sich nun von selbst, daß alle diese rühmenden Prädicate nur von denen gelten, welche die dem Heldentode entsprechenden sittlichen Gesinnungen mit der That vereinigen, nicht von allen, die in der Schlacht umkamen; aber die ausdrückliche Erwähnung dieser Beschränkung, oder gar ihre weitere Begründung und Ausführung hätte der Wirksamkeit der Beweggründe geschadet, und wäre dem Geiste der Todtenfeier nicht angemessen gewesen. Die Motive selbst, obwohl mit dem höchsten und heiligsten Opfertode in Beziehung gebracht, sind hier gleichwohl nicht aus höhern Ideen als höchst sittlich und ruhmwürdig begründet, wie in der Rede Fichte's. Auch dies wäre mit dem Zwecke der Popularität, mit dem der Rührung und Bewegung, schwer zu vereinigen gewesen.

87. Über die verwerfliche und beklagenswerthe Stimmung eines lohnsüchtigen Gemüths. (Von Rapstein.)

Wie der Hausvater im Gleichniß die Arbeiter in den Weinberg sen-

det, so weis't Gott jedem Menschen seine Stelle an, wo er Pflicht und Beruf ihm auferlegt, aber mit verschiedenem Sinne stehen sie ein Jeder an seinem Platze, und das Hauptgespräch, welches Viele bei der Arbeit mit sich selbst oder mit Anderen führen, ist in jenem Worte enthalten: Was wird uns dafür? Es richten sich mit diesen Worten ihre Gedanken nicht sowohl auf jene innere gewisse Vergeltung, die jedes edle Bestreben an sich diesseits und jenseits des Grabes mit sich bringt, sondern sie wollen wissen, ob sie an irdischem Einkommen, an Rang und Ehre, an Ruhm und Auszeichnung durch ihre Bemühungen gewinnen werden, und sie halten es am gerathensten, ihre Thätigkeit einzustellen, sobald hieran nichts gewonnen werden kann. Mit jener lohnsüchtigen Denkart, der sie auch da folgen, wo sie eine solche nicht gerade laut aussprechen, und von der sie selbst da sich noch nicht losgemacht haben, wo sie derselben sich nur dunkel bewußt sind, geben sie im Grunde die edleren Triebe ganz auf, die bei der Erfüllung der Pflichten sie beseelen sollten. Gewiß kann man an ihnen manche Eigenschaften finden, die christlichen Tugenden ähnlich sehen. Man kann über ihren angestrengten Fleiß, über ihre Ordnung und Treue, über ihre Güte und Wohlthätigkeit sich recht viel Löbliches erzählen; aber eine genauere Aufmerksamkeit auf ihre Äußerungen und ein tieferer Blick in ihr Inneres führt zu der traurigen Überzeugung, daß man von wirklicher Tugend da nicht reden dürfe, und daß sie mit jener einnehmenden Außenseite nur das öffentliche Urtheil bestechen und eine ehrenvollere Stelle in der bürgerlichen Welt erlangen wollten. Gerade in dem besonderen Berufskreise, den diese ihnen anweis't, tritt auch ihre lohnsüchtige Denkart ganz besonders hervor. Das beste Amt ist in ihren Augen ohne alle Frage das, welches am sichersten Glanz und Hoheit schafft; das beste Geschäft und Gewerbe dasjenige, welches am meisten einbringt, und die höchste Kunst und Weisheit die, sich so beliebt und geltend bei den Menschen zu machen, daß man durch solche Ämter und Geschäfte von Stufe zu Stufe sich erhebe. Rüstig und thätig, da wo ein Emporsteigen der Art zu hoffen steht, sind sie auf der anderen Seite nachlässig und träge in Dingen, wo kein dargebotenes Versprechen sie treibt, keine lockende Aussicht sie reizt, und vielmehr nur vom reinen guten Willen abhängt, was geschehen soll. Diesen Sinn der Miethlinge aber, wie könnet ihr ihn anders betrachten, a. Z., als mit dem Gefühle der Verachtung, wie könnet ihr ihn anders nennen, als niedrig und gemein?

Es ist doch wahrlich eine arme Seele, die es so wenig versteht, daß sie in einem Reiche Gottes lebe, wo das Gute geschehen soll, eben weil es gut ist; es ist doch wahrlich eine arme Seele, welche vor der inneren Kraft der Wahrheit und des Rechts sich verschließt, welche für die heilige Stimme ihres Schöpfers und Richters, für die Macht des Glaubens so unempfänglich bleibt, während der Schimmer des Goldes und vergängliche Gunst und Ehre sie oft schnell in Bewegung setzen. Und wie wir die Denkart, die da herrscht, verwerfen und beklagen müssen, so müssen wir die Stimmung, welche ihr folgt, eben deßhalb gleichmäßig verwerfen und beklagen, es könnte nur durch ein Wunder geschehen, wenn sich's damit anders verhielte; aber wie der Baum, so die Frucht.

Das Wesen der Stimmung, die ein lohnsüchtiges Gemüth durchdringt, ist Unruh und Unfrieden, und erinnert oft genug an jene murrenden Arbeiter, die das Gleichniß im Evangelio uns darstellt. Der Mensch wird eigentlich nie zufrieden, wenn er's bei seinem Wirken auf den äußeren Vortheil anlegt; er hadert mit sich und seinem Glücke, mit Anderen, auch mit Gott. Unruhig jagt er immer nach Mehrerem, und wenn er auf dem Gipfel steht, den er sich als das schönste Ziel lange gedacht hatte, und wenn man einmal meint, nun werde er es endlich einsehen, daß er genug und überflüssig habe, um sich begütert, geehrt und ausgezeichnet zu nennen, so genügt es ihm nur auf kurze Zeit, und er rechnet sich's mit einem gewissen Unwillen vor, wie er es klüger hätte anfangen können, um noch herrlicher belohnt zu werden. Er sucht weiter, klimmt immer weiter, und wo denn der Anschlag mißlingt und es ihm offenbar wird, daß auch dem Glücklichsten eine Gränze gesetzt sei, da klagt er über verkanntes Verdienst, über Undank, über geheime Ränke. Wehe ihm, wenn gerade ihm ein solcher Beruf geworden ist, der, seiner Natur nach, der äußeren Auszeichnung wenig bringt, obwohl er den Lohn einer unsichtbaren Welt desto näher legen mag. — Ihr wißt, es giebt solche Berufsarten; sie sind die schönsten; da eben keimt in Geist und Herz für den frommen Arbeiter die beste Frucht; aber der Lohnsüchtige hat dafür kein Auge; was hilft mir das, denkt er, davon wird man nicht reich! Es ließe sich indessen, seiner Meinung nach, das Alles noch wohl ertragen. Nur eines — das kann er nicht überwinden; — Andere haben mehr, und sind doch nicht besser als er, sind wohl gar ungeschickter und sind auch später in die Arbeit gekommen; und waren vielleicht kaum geboren, als er

schon des Tages Last und Hitze trug, — und haben dennoch mehr. O unselige Gewohnheit! — wie glücklich könnten alle Menschen sein, wenn Manche nicht das Gefühl ihres Glücks von einem Vergleiche mit Anderen abhängen ließen, und welch heiterer Abend nach dem mühevollen Tagewerke könnte für Jeden einkehren, wenn Manche ihn nicht durch die kleinliche Berechnung trüben wollten, ob etwa Andere mehr als sie empfangen haben. Wann wird's aufhören, das Scheelsehen, wie es Christus nennt, die Mißgunst, der Brodneid, womit so oft Einer den Anderen verfolgt? Gewiß so lange nicht, als irgendwo Arbeiter bloß Lohnarbeiter sind und sein wollen. So lange wenden sie sich murrend wider einander, und des Lohnsüchtigen Gemüth verwünscht im Stillen jeden Tag, der die ihm bitteren Erfahrungen vermehrt hat. Da kehrt sich's denn im klagenden Mißmuth himmelwärts zu dem Gott, den doch des Tages noch die letzten Strahlen der Abendsonne als den Gott der Liebe, als den zärtlich sorgenden Hausvater verkündiget haben, und auf die unüberhörbare Frage von oben: Mensch, siehest du darum so scheel, weil ich so gütig bin? hat das zerknirschte Herz, es mag dagegen kämpfen wie es auch will, doch endlich keine andere Antwort als die: Ja darum! Es murret der Mensch über die göttliche Liebe, die nach ihrer weisen Ordnung dem Einen so viel vom Irdischen, dem Anderen so wenig zumißt, und die in der Menschenwelt wirklich nur durch diese ungleiche Vertheilung ihre ganze Größe und Herrlichkeit offenbaren kann. Der schwache Mensch will vorschreiben, statt zu bewundern, will tadeln statt zu loben, will fordern statt zu danken, und mit seiner Stimmung ohne Ruh und Frieden muß man ihn verabscheuen und beklagen zugleich; man weiß kaum, was von beiden man mehr thun solle.

In diesem ersten Theile der Rede strebt der Redner zuerst das Verwerfliche der Lohnsucht abmahnend darzustellen. Die Verwerflichkeit wird ganz einfach darin begründet, daß sie nicht auf das sieht, »was jedes edle Bestreben diesseits und jenseits des Grabes mit sich bringt, sondern vielmehr alle edlern Triebe, die uns bei der Erfüllung der Pflichten beseelen sollen, aufgiebt«, daß man demnach bei ihr keine wirkliche Tugend anerkennen könne. Es wird dann gezeigt, wie in dem Berufsleben des Lohnsüchtigen nur das Streben nach äußerm Gewinne herrsche; sie gegen die Kraft der Wahrheit und die

Stimme des Rechts, und Gottesstimme verschlossen sind, und nur Gewinn sie bewegen kann. Das Beklagenswerthe wird in der Unruhe und dem Unfrieden gefunden: der Lohnsüchtige strebt immer nach Mehrerm, ärgert sich, daß Andere mehr haben, als er, »murrt über die göttliche Liebe«. Allerdings sind dies wirksame und wichtige Abmahnungsgründe, und in Beziehung gesetzt mit den höchsten sittlichen und religiösen Grundsätzen. Die besonderen Äußerungen der Lohnsucht, Ringen nach Ämtern, Ehrenstellen, Emporsteigen, Klagen über geheime Ränke, sind dem Kreise der Zuhörer, in einer Hofkirche, angemessen. Die Sprache ist in einem Grade verständlich, daß die Rede, wenn sie andere Äußerungen der Lohnsucht darstellte, auch vor einer Landgemeinde gehalten werden könnte. Einige Ausdrücke »mit sich bringen«, »die Triebe aufgeben« hätte man edler gewünscht; »das zerknirrschte Herz« »widerstreitet dem »gegen die Frage ankämpfen«; und nur der Ausdruck »welche für die Macht des Glaubens so unempfänglich bleibt«, wohl keine Apposition zu »für die heilige Stimme ihres Schöpfers ....«, enthält eine Dunkelheit. So löblich auch hier die Einfachheit, Klarheit und Durchschaulichkeit der Darstellung ist, so dürfte man doch eine reichere, ethisch und psychologisch tiefer geschöpfte Begründung des Verächtlichen und Unseligen der Lohnsucht vor einer gebildeten Versammlung erwarten. Wo der Mensch, entfremdet von allen sittlichen, edlern Trieben, nur durch eine feige Rücksicht auf irdische Güter von gemeiner Sünde zurückgehalten wird, zeigt sich doch seine Entwürdigung, wenn auch nicht vor einem bürgerlichen Gerichte überführbar, noch in viel anderer Schuld, und sein gefährlicher Zustand und seine innere Zerrüttung nicht bloß im Streben nach dem Mehrerern und im Neide. Immer gehören des Verfassers Reden aber zu denen, welche jungen Rednern zur Prüfung und Nacheiferung empfohlen zu werden verdienen.

88. Unrechtmäßige Mittel gewähren keinen Vortheil.

(Von Reinhard.)

Getrost kann ich euch an euern Vortheil erinnern; ich behaupte, auch dieser gehe durch den Gebrauch unrechtmäßiger Mittel verloren: Daß ihr als Christen nicht auf das sehen dürfet, was für den Augenblick nützlich ist, aber einen unsichern, bald wieder verschwindenden Ge-

winn verschafft; daß euch vornehmlich um die Bildung und Besserung eurer Seele, und um die Seligkeit der künftigen Welt zu thun sein soll: das setze ich als bekannt und ausgemacht voraus. Bringet ihr euch aber nicht um allen bleibenden Vortheil, sobald ihr euch unrechtmäßiger Mittel bedient? Mögen sie euch noch so leicht zum Ziele führen: wird das ungerechte Gut, das ihr so erworben, wird das Ansehen und die Ehre, die ihr so erschlichen, wird das Glück und die Macht, die ihr so an euch gerissen habt, dauerhaft sein? werdet ihr bei einem verletzten Gewissen einen wahren Genuß davon haben? Mögen unrechtmäßige Mittel noch so wirksam sein, und euch alles verschaffen, was ihr wünschet: es wird eine Zeit kommen, wo sich alle diese Vortheile in Unglück und Schaden verwandeln werden; wo man euch eben darum, weil ihr so viel gewonnen habt, desto ernstlicher in Anspruch nehmen, wo man eure Künste aufdecken und bestrafen wird. Mögen sie endlich noch so klug sein, die unrechtmäßigen Mittel, die ihr euch erlaubet; möget ihr noch so viel Erfindsamkeit und Witz dabei angewendet haben: nichts ist so verborgen, das nicht ans Licht kommen sollte; bald werden euch die Theilnehmer und Werkzeuge eurer Ränke verrathen; bald Andre eures Gleichen euch aus Eifersucht und Neid anklagen, bald die Freunde der Wahrheit und des Rechts euch entlarven: und was könnet ihr dann anders erwarten, als Schmach und Verderben? Die Erfahrung kann euch das täglich lehren. Seht auf alle, die unrechtmäßige Mittel brauchen: sie fangen sich in ihren eignen Schlingen; sie bereiten sich ihr eignes Unglück; sie verlieren alles Vertrauen und alle Achtung; und über kurz oder lang heißt es auch bei ihnen: Wie höre ich das von dir; thue Rechnung von deinem Haushalten, du kannst hinfort nicht mehr Haushalter sein. Bloß scheinbar ist also jeder Vortheil, m. Br., der durch unrechtmäßige Mittel erlangt wird; und es bleibt ewig wahr, was sogar zum Sprichwort geworden ist, daß ehrlich am langsten währt.

Unter den Abmahnungsgründen vom Gebrauch unrechtmäßiger Mittel, daß er nicht mit der Gewissenhaftigkeit, dem Bekenntnisse, dem Vortheile und der Hoffnung wahrer Christen bestehen könne, wird hier der 3te besonders ausgeführt. Die obigen Beweggründe sind scharf geschieden, und die Eintheilung erschöpfend. In dieser dritten Unterabtheilung wird gezeigt, daß der Vortheil durch den

Gebrauch unrechtmäßiger Mittel verloren gehe, und zwar, damit der vierten Abtheilung nicht vorgegriffen werde, hier auf Erden. Sehen wir auf die Gründe, so unterscheiden wir in der Darstellung zwei: 1) »bei einem verletzten Gewissen habt ihr keinen wahren Genuß davon« Es fällt dieser Grund nicht im Geringsten mit der 1sten Abtheilung »daß der Gebrauch unrechtmäßiger Mittel nicht mit der Gewissenhaftigkeit bestehen könne, zusammen, da hier nur von der Störung des Genusses durch die Vorwürfe des Gewissens die Rede ist. Aber dieser erste Grund ist nicht weiter ausgeführt, und die ganze Darstellung dreht sich um den 2ten Grund: 2) »ihr werdet in euren Künsten entdeckt und bestraft, und ehrlich währt am längsten«: Dieser erhält nun allerdings die verständlichsten und sinnlich wirksamsten Motive; aber es ist wohl nicht zu leugnen, daß eine vermessene Klugheit sich gegen solchen Ausgang sicher stellen zu können hofft und oft mit Grund hoffen darf und also wenigstens zu wagen versucht wird. Daß unsittliche Mittel die Lebensansicht verwirren, die Triebe entzügeln; und die innere Zuchtlosigkeit der Triebe, nicht bloß die Vorwürfe des Gewissens, die Unruhe einer sittlichen Inconsequenz, Frieden und Freude zerstört: ist eine Wahrheit, welche die Gerechtigkeit der göttlichen Weltordnung schon hier auf Erden erweisen kann, und in ihren vernehmbaren Wirkungen unbezweifeltere Motive der Abmahnung enthält. Daß diese übergangen, daß selbst die Wirkungen des Gewissens so sehr in den Schatten gestellt sind, muß als ein Mangel erwähnt werden. Denn der Ausdruck »alle diese Vortheile werden sich in Unglück und Schaden verwandeln«, wie der unbestimmte und mehrdeutige »man wird euch ernstlicher in Anspruch nehmen« scheint auf den unmittelbar folgenden »man wird eure Künste aufdecken und bestrafen« um so mehr beschränkt, da alles Folgende nur diesen letzteren weiter ausführt. Dann aber folgen die einzelnen Vorstellungen rasch und gedrängt, selbst eine Steigerung im äußern Vortrage begünstigend, und am Schlusse wieder kräftig vereinigt. Die Sprache entspricht in ihrer Bewegung diesen Vorstellungen und dem beabsichtigten Eindrucke. Man vergleiche mit den beiden vorhergehenden Stücken, rücksichtlich der Fülle und Tiefe wirksamer Beweggründe und des rhetorischen Schwunges der Rede, das folgende Stück:

89. Das Verderben derer, die die Berufung zum Reiche Gottes verachten. (Von Julius Müller.)

Die Gäste, im Gleichnisse unseres Textes, die die Einladung verachten, gehen hin, Einer auf seinen Acker, der Andere zu seiner Handthierung. Welche Thorheit! Die Freuden des Gastmahls, das Glück, an dem Tische des gütigen Königs zu sitzen, mit ihm umzugehen, Theil zu nehmen an seinen Gütern und an seiner Herrlichkeit: ein Glück, welches auch auf ihre gewöhnlichen Arbeiten einen verklärenden Schein geworfen, und alle Mühen und Beschwerden ihnen erleichtert hätte, das Alles verschmähen sie und stoßen ihr eigenes Wohl muthwillig von sich. Aber sind die, welche den Ruf zum Reiche Gottes verachten, weniger thöricht? thun sie nicht auch sich selbst den größten Schaden? Israel, spricht der Herr beim Propheten Jeremias, du bringest dich ins Unglück, denn dein Heil stehet allein bei mir. Die größten, herrlichsten Güter der Gemeinschaft mit Gott durch Christum, der Besitz seiner Gnade und seines Wohlgefallens, die Theilnahme an einem neuen, dem Dienste Gottes geweiheten Leben und die Hoffnung einer ewigen Seligkeit, alle diese Güter, die ihnen durch die Berufung zum Reiche Gottes angeboten werden, verschmähen sie; den himmlischen Schatz, dessen Besitz ihrem Herzen allein den Frieden, ihrem irdischen Leben die rechte sichere Haltung, und seinen Arbeiten, wie seinen Genüssen, erst die wahre Bedeutung verleihen könnte, stoßen sie in thörichter Selbstverblendung von sich. Und was bleibt ihnen? Ein leeres, ödes Herz, ein armes freudeloses Leben. Wer nicht glaubet an den Sohn, spricht Christus, der ist schon gerichtet. Sie gehen dahin in ihrem irdischen Treiben, sie arbeiten und ruhen, sie bauen auf und reißen nieder, sie säen und ernten, sie kaufen und verkaufen, sie genießen die Gegenwart und sorgen für die Zukunft, sie suchen und finden, sie gewinnen und verlieren; durch diesen ewigen Wechsel des Irdischen wird ihre Seele zerstreut, betäubt, ihre höheren Bedürfnisse werden in dumpfen Schlaf gewiegt, aber im Innersten ihres Herzens liegt stets eine tiefe Traurigkeit verborgen und wartet nur auf stille einsame Stunden, um hervorzubrechen — den Frieden haben sie nicht gefunden. Die Begierden und Leidenschaften werden mächtig, ein heftiges Verlangen nach den Gütern dieser Welt ergreift sie; den Einen lockt die Ehre, den Andern Hab' und Gut, den Dritten sinnliches Wohlleben; alle Kräfte ihres

Gemüths werden dadurch in eine gewaltige Aufregung und Spannung versetzt, alle ihre Gedanken sind auf das eine Ziel ihres Strebens gerichtet; aber wo die Begierde herrscht, da kann die Ruhe nicht wohnen — den Frieden haben sie nicht gefunden. Doch die irdischen Güter, nach denen sie streben, werden ihnen zu Theil: auf die Begierde folgt der Genuß; sie wandeln auf den Höhen des Glücks; einen Augenblick meinen sie die Befriedigung gefunden zu haben, die sie suchen: aber gar bald nehmen sie die innere Leere und Nichtigkeit dieser scheinbaren Herrlichkeit wahr; neue Furcht und Sorge, neues Verlangen quält sie — den Frieden haben sie nicht gefunden. Sie ziehen sich zurück in engere Kreise und hoffen mit Zuversicht da das Glück zu finden, das sie suchen; sie bereiten sich ein sorgloses, behagliches Leben im traulichen Umgange mit den Ihrigen, aber gar bald bemerken sie mit Erstaunen, daß auch die günstigste äußere Lage ihnen die Zufriedenheit nicht gewährt, die sie erwarteten: gerade in der äußeren Ruhe und Stille wird die Unruhe und der Mißmuth ihres Herzens desto lauter — den Frieden haben sie nicht gefunden. Und wie wenig gehört dazu, um ihnen das zu entreißen, woran ihr Herz hängt und was ihnen Freude gewährt! Das Schwert des Krieges fähret durchs Land und verbreitet Verwüstung und Zerstörung, ihre Hab' und Gut lodert in Flammen auf, das schwere Joch der Krankheit drückt sie nieder und der Tod zerreißt schmerzlich die engsten Bande der Liebe, und sie stehen an den Gräbern ihrer Lieben, an den Trümmern ihres stillen häuslichen Glücks und klagen: Es ist Alles eitel. — So täuscht die Welt den, der in ihrem vergänglichen Wesen den Frieden sucht, statt dem Rufe zum Reiche Gottes zu folgen. Sie lockt ihn durch einen Schein des Glücks von einer Stelle zur anderen und befriedigt doch niemals sein Verlangen. Die Jugend verrauscht ihm, wie ein Traum, in gedankenlosem Leichtsinn und in thörichten Wünschen und Hoffnungen; das männliche Alter erscheint und mit ihm des Tages Last und Hitze; das Glück, welches die Jugend erwartete, bleibt aus, und die Selbstständigkeit, nach der sie so begierig verlangte, wird für ihn die Quelle von tausend Sorgen, die das ganze Gemüth gefangen nehmen, und eine neue Sehnsucht, die Sehnsucht nach Ruhe, in ihm erwecken. Die Jahre der rüstigen Thätigkeit gehen vorüber und die Zeit der Ruhe kömmt; aber siehe, nun sind es böse Tage, die ihm nicht gefallen; die Hüter des Hauses zittern und die Starken krümmen sich und alles erinnert ihn an das nahe Grab;

mit Mißmuth sieht er zurück auf das vergangene Leben und mit banger Furcht schaut er vorwärts auf seinen bevorstehenden Tod.

Nachdem der Redner in der Einleitung erklärt hat, »wie das Reich Gottes in einem Leben bestehe, in welchem Erleuchtung der Erkenntniß und Heiligung des Willens einander innig durchdringen, in einem Leben der (kirchlichen) Gemeinschaft und der Seligkeit in Hoffnung, und Christus dieses zu stiften, nicht bloß neue Belehrung und Gebote zu geben, gekommen sei; und »daß der Geist des Herrn es sei, der die Menschen zum Himmelreiche berufe; nachdem er dann zufolge seines Textes, des Gleichnisses (Matth. 22, 1—14) von der königlichen Einladung zum Hochzeitsfeste seines Sohnes, erläutert, wie nicht bloß damals die Juden die Berufung verachteten, sondern noch jetzt viele Christen: schreitet er zu der Aufgabe seiner Rede, und redet zwar im ersten Theil von ihrer Sünde und ihren Quellen, und im zweiten, aus welchem wir hier den ersten Abschnitt entlehnen, von ihrer Strafe. Wenn auch in dem dogmatischen Theile der Rede rücksichtlich des Begriffes der Berufung und der Art, wie sie — nicht bloß durch die Lehre und das Leben Christi — geschieht, eine Dunkelheit liegt, die wohl die transcendente Natur des Gegenstandes veranlaßt; auch der Vorwurf des Ungehorsams gegen den Ruf bei denen, die an den so bestimmten Ruf aus Verkehrtheit des Verstandes oder aus noch so unedlen Verkehrtkeiten ihres Herzens zweifeln, so lange sie zweifeln, nicht begründet werden könnte: so läßt sich doch im Übrigen eine ergreifende Tiefe und Wahrheit der Gedanken auch im ersten Theile nicht verkennen. In dem vorstehenden Bruchstücke aber ist das Unglück derer, welche sich den höheren Bedürfnissen des Lebens, welche zu Gott führen sollen, entfremdet haben, in einer solchen Klarheit und Tiefe, mit einer solchen Fülle tiefgeschöpfter Wahrheiten, und mit solcher gesteigerten Lebendigkeit, so das innerste Gefühl aufregend, und in so vollendeter Form dargestellt, daß diese Stelle wohl von keinem Redner übertroffen wird. Wohl haben gerade hier Massillon (in „petit carême" pour la 3me dimanche) und ältere Redner sinnlich ergreifendere Bilder gebraucht, aber hier ist die Wahrheit selbst zu einer geistigen Lebendigkeit der Auffassung erhoben. Von der Anwendung des bildlichen Gleichnisses auf die Verächter der Einladung beginnt die Dar=

stellung, entwickelt im Allgemeinen die Congruenz des Gleichnisses mit dem Verglichenen, bis »Wer nicht glaubt .... gerichtet.« Dann schildert er den unseligen Zustand der Verächter in sechs Abschnitten, deren vier erste, jede mit dem warnenden Ausrufe, wie mit einem Refrain, schließen »den Frieden haben sie nicht gefunden!«, der fünfte mit dem Ausrufe ihrer Trostlosigkeit: »Es ist Alles eitel!«: der sechste führt sie durch die Perioden ihres Lebens bis zu den Pforten der Ewigkeit. Die erste mahlt ihr unruhiges äußeres Treiben im Contraste mit der Öde und Traurigkeit ihrer Seele. Die asyndetischen Beiordnungen in rascher Bewegung, jede einen Gegensatz enthaltend, von, wiewohl nicht sehr verschiedener, abwechselnder Länge, entsprechen rhythmisch der Empfindung. Der zweite schildert die Aufregung, die Spannung und den Widerstreit ihrer Begierden; der dritte die Erlangung ihrer Wünsche und doch dabei ihre Ruhelosigkeit; der vierte das erfolglose Streben, die Ruhe in zurückgezogener Stille des häuslichen Lebens zu finden. Jede dieser Abtheilungen bildet einen Satz mit einem Gegensatze »aber ..« in zweckmäßiger Gleichförmigkeit der logischen Verhältnisse. Der fünfte zeigt sie im äußern Unglück, und der sechste faßt alles, die Perioden ihres Lebens durchschreitend, zusammen. Wohl konnten auch in den letztern Abschnitten, wie bei dem ersten geschah, mehrere rhetorische und rhythmische Formen benutzt werden. Im letzten Abschnitte des Bruchstückes spricht nun der Redner von den jenseitigen Strafen der Verächter. Aber erst nachdem der Redner sich, wie im ersten Theile über ihre Sünde, über die Strafe der Heuchler in lebendig abmahnenden Zügen verbreitet hat, schließt er die Rede.

Zweite Abtheilung.

Bruchstücke aus gerichtlichen und andern bürgerlichen Reden.

In den weltlichen Reden lassen sich manche Mittel z. B. des Spottes, der Ironie, manche Triebe, z. B. des Hasses, des Zorns und vieler Leidenschaften gebrauchen und anregen, welche der geistliche Redner vermeiden muß. Selbst die gerichtlichen Reden der

Neuern haben hier, wie wir gezeigt haben, Beschränkungen, welche die classischen Redner der Alten nicht kannten. (Vgl. I. §. 82. u. 84.) Aber auch hier lassen sich die Alten als Muster benutzen und viele Neuere haben es mit Erfolg gethan.

90. Verres Übermuth.

Cicero in Verrem II. lib. V. §. 160 — 163.

Gavius hic, quem dico, Cosanus, cum illo in numero ab isto in vincula conjectus esset, et nescio qua ratione clam e lautumiis profugisset, Messanamque venisset: qui prope jam Italiam et moenia Rheginorum videret, et ex illo metu mortis ac tenebris, quasi luce libertatis et odore aliquo legum recreatus, revixisset; loqui Messanae coepit, et queri, se civem Romanum in vincula esse conjectum: sibi recta iter esse Romam: Verri se praesto advenienti futurum. Non intelligebat miser, nihil interesse, utrum haec Messanae, an apud ipsum in praetorio loqueretur. Nam, ut ante vos docui, hanc sibi iste urbem delegerat, quam haberet adjutricem scelerum, furtorum receptricem, flagitiorum omnium sociam. Itaque ad magistratum Mamertinum statim deducitur Gavius: eoque ipso die casu Messanam venit Verres. Res ad eum defertur: esse civem Romanum, qui se Syracusis in lautumiis fuisse quereretur: quem, jam ingredientem navem, et Verri nimis atrociter minitantem, a se retractum esse et asservatum, ut ipse in eum statueret, quod videretur. Agit hominibus gratias et eorum erga se benevolentiam diligentiamque collaudat. Ipse inflammatus scelere et furore in forum venit. Ardebant oculi: toto ex ore crudelitas eminebat: exspectabant omnes, quo tandem progressurus, aut quidnam acturus esset: cum repente hominem proripi, atque in foro medio nudari ac deligari, et virgas expediri jubet. Clamabat ille miser, se civem esse Romanum, municipem Cosanum: meruisse se cum L. Precio, splendidissimo equite Romano, qui Panormi negotiaretur, ex quo haec Verres scire posset. Tum iste se comperisse ait, eum speculandi causa in Siciliam ab ducibus fugitivorum esse missum: cujus rei neque index, neque vestigium aliquod, neque suspicio cuiquam esset ulla: deinde jubet undique hominem vehementissime verberari. Caedebatur virgis in medio foro Messanae civis Romanus, judices; cum interea nullus gemitus, nulla vox alia istius miseri, inter dolorem crepitumque plagarum audiebatur, nisi haec, civis Romanus sum. Hac se commemoratione civitatis omnia verbera depulsurum, cruciatumque a corpore dejecturum arbitrabatur. Is non modo hoc non perfecit, ut virgarum vim deprecaretur: sed, cum imploraret saepius, usurparetque nomen civitatis:

crux, crux, inquam, infelici et aerumnoso, qui numquam istam potestatem viderat, comparabatur.

O nomen dulce libertatis! o jus eximium nostrae civitatis! o lex Porcia, legesque Semproniae! o graviter desiderata et aliquando reddita plebi Romanae tribunicia potestas! Huccine tandem omnia reciderunt, ut civis Romanus in provincia populi Romani, in oppido foederatorum, ab eo, qui beneficio populi Romani fasces et secures haberet, deligatus in foro virgis caederetur. Quid, cum ignes ardentesque laminae, ceterique cruciatus admovebantur? Si te illius acerba imploratio et vox miserabilis non inhibebat, ne civium quidem Romanorum, qui tum aderant, fletu et gemitu maximo commovebare? In crucem tu agere ausus es quemquam, qui se civem Romanum esse diceret? —

Gavius war dem Verres aus dem Gefängnisse entflohen und hatte in Messina, als er nach Rom abreisen wollte, gedroht, den Verres zu belangen. Hier wurde er zurückgehalten und dem Verres, der zufällig dahin kam, ausgeliefert. Verres ließ ihn, einen römischen Bürger, geißeln (gegen das Gesetz des Porcius Laeca) und kreuzigen (gegen das Gesetz des Sempronius Cajus Gracchus, welches nur dem römischen Volke das Recht einräumte, über einen römischen Bürger das Todesurtheil zu fällen). Nachdem er diese Sache mit dem Erstaunen, dem Schmerz- und der Bemerkung, wie er sie schon in der ersten Rede vorgebracht habe, und mit den Worten angekündigt hat, daß sie durch ihre Wichtigkeit ohne seine nichtsbedeutende oder eines Andern Beredsamkeit hinreiche, römische Bürger zu entflammen, beginnt er die Erzählung. Aus dem Kerker, dem Heer der unschuldig Gefangenen, läßt er den Gavius nach Messina kommen, und in Italiens Nähe von der Furcht des Todes und den Kerkernächten durch das Licht der Freiheit und den Hauch römischer Gesetze (odore aliquo legum) genesen, die Drohung gegen Verres wagen. Dieser Contrast römischer Freiheit, Messina's Theilnahme an den Schandthaten des Verres, dessen Zorn und Übermuth sind hier, bewegende Vorstellung; sie werden vor der Geißelung gesteigert durch die Berufung auf das römische Bürgerrecht, über welche sich Verres so leicht und bald bei einem römischen Ritter Precius in Palermo Gewißheit verschaffen konnte; vor allem aber bewegend ist die Geißelung. Wir sehen, hören sie, auf öffentlichem Markte: dazwischen nur den Ruf »civis romanus sum!« der das alles hätte schützend

abwenden müssen. Denn die Kreuzigung eines Römers, qui nunquam istam potestatem viderat, (wohl: der eine solche Tyrannengewalt nie gesehen hatte, nicht ahnete, da Verres Ausflucht, daß er ein aus dem Sklavenkriege entronnener Sklave sei, ganz aus der Luft gegriffen wäre. Geht potestas auf crux, so ist es Trope: Werkzeug der Tyrannei. Die Lesart pestem ist zu willkührlich, und matt). Jetzt erst ruft er aus, daß so die wichtigsten Freiheiten der Römer, selbst die eben erst wieder erneuerte Gewalt der Tribunen, verloren gehen würden. In der Periode Huccine.... caederetur ist jeder Ausdruck Steigerung. Er erneuert die Scene, läßt die Folterwerkzeuge herbeibringen und redet dann den Verres selbst an, warum er des Gavius Klage, ja die Klage der anwesenden römischen Bürger nicht geachtet habe? Die folgende Entschuldigung, warum Cicero nicht in der ersten Klage so entschieden gesprochen habe (Nolui tam vehementer.....), scheint zwar den Eindruck der Motive zu schwächen, aber diese 2te Rede ward auch nicht gehalten, sollte, da die erste ihren Zweck erreicht hatte, Verres freiwillige Verbannung, nur geschrieben nachwirken, und in der ersten hätte eine so starke Sprache vielleicht das Volk zu sehr gegen den Senat erbittert.

91. Cicero's Anrede an Catilina.

1) Cicero in Catil. I. 1.

Quousque tandem abutere, Catilina, patientia nostra? Quamdiu etiam furor iste tuus nos eludet? Quem ad finem sese effrenata jactabit audacia? Nihilne te nocturnum praesidium Palatii, nihil urbis vigiliae, nihil timor populi, nihil concursus bonorum omnium, nihil hic munitissimus habendi senatus locus, nihil horum ora vultusque moverunt? Patere tua consilia non sentis? Constrictam jam omnium horum conscientia teneri conjurationem tuam non vides? Quid proxima, quid superiore nocte egeris, ubi fueris, quos convocaveris, quid consilii ceperis: quem nostrum ignorare arbitraris?

O tempora! o mores! Senatus haec intelligit; Consul videt: hic tamen vivit. Vivit? immo vero etiam in Senatum venit; fit publici consilii particeps; notat et designat oculis ad caedem unumquemque nostrum. Nos autem, viri fortes, satisfacere reipublicae videmur, si istius furorem ac tela vitemus. Ad mortem te, Catilina, duci jussu consulis jampridem oportebat: in te conferri pestem istam, quam tu in nos omnes jamdiu machinaris. An vero vir amplissimus, P. Sci-

pio, Pontifex maximus, Ti. Gracchum, mediocriter labefactantem statum reipublicae, privatus interfecit: Catilinam vero, orbem terrae caede atque incendiis vastare cupientem, nos Consules perferemus? Nam illa nimis antiqua praetereo, quod C. Servilius Ahala Sp. Maelium, novis rebus studentem, manu sua occidit. Fuit, fuit ista quondam in hac republica virtus, ut viri fortes acrioribus suppliciis civem perniciosum, quam acerbissimum hostem, coërcerent. Habemus Senatusconsultum in te, Catilina, vehemens et grave: non deest reipublicae consilium, neque auctoritas hujus ordinis: nos, nos, dico aperte, Consules desumus.

2) Übersetzung von Osiander.

Wie weit, Catilina, wirst du es am Ende noch treiben im Mißbrauch unserer Geduld? Wie lange noch wird jenes dein rasendes Beginnen uns verhöhnen? Wo wird die zügellose Frechheit, die so trotzig sich brüstet, ihr Ziel finden? Vermochten nicht die nächtliche Besetzung des Palatiums, nicht die Wachen in der Stadt, nicht die Bestürzung des Volkes, nicht der Zusammentritt aller Gutgesinnten, nicht dieser wohlbefestigte Ort der Staatsversammlung, nicht die Blicke und Mienen dieser Männer dich zu erschüttern? Merkst du nicht, daß deine Plane entdeckt sind? Siehst du nicht, wie deine Verschwörung durch die Mitwissenschaft Aller, die hier sind, bereits umgarnt und gehemmt ist? Wem von uns, meinst du, daß es unbekannt sei, was du in der letzten, in der vorletzten Nacht getrieben, wo du gewesen, welche Leute du um dich versammelt, welche Entwürfe du gemacht? O Zeiten! O Sitten! der Senat weiß es, der Consul sieht es: und doch lebt dieser Mensch noch. Er lebt? Ja er erscheint sogar im Senate: er nimmt Theil an der öffentlichen Berathung: er bestimmt und bezeichnet mit seinen Blicken Jeden unter uns für den Mord. Wir aber, wir tapfere Männer, meinen genug für den Staat zu thun, wenn wir uns gegen die Wuth und die Mordwaffen dieses Menschen decken? Schon längst hättest du, Catilina, durch den Befehl des Consuls zum Tode geführt werden sollen: auf dein Haupt hätte jenes Verderben, worüber du gegen uns alle schon lange brütest, sich entladen sollen. Konnte doch der hochachtbare Mann Publius Scipio, der Oberpriester, als Privatmann den Tiberius Gracchus, weil dieser eine minder bedeutende Erschütterung des Bestandes der Republik bewirken wollte, tödten: und wir, die Consuln, sollten es dulden, daß

Catilina die ganze Welt mit Mord und Brand zu verwüsten trachtet? Denn ich übergehe jene veraltete Geschichte, wo Quintus Servilius Ahala den Spurius Mälius, welcher eine Staatsumwälzung beabsichtigte, mit eigner Hand erschlug. Es war, ja es war einmal in diesem Staate so viel männliche Kraft, daß die wackern Männer mit härterer Ahndung den verderblichen Bürger, als den gehaßtesten Feind, niederhielten. Wir haben einen Senatsbeschluß gegen dich, Catilina, er ist nachdrücklich und strenge, es fehlt dem Staate nicht an klugen Maßregeln, nicht an den Beschlüssen dieses Standes: an uns, ich sage es offen, an uns Consuln fehlt es.

1) Der Zweck der Rede, besonders der Anrede, war Catilina, dessen Ränke entdeckt waren (die Geschichte setze ich als bekannt voraus) zu überraschen, ihn zu bestimmen, zu den Verschworenen ins Lager zu fliehen. Dann waren entschiedenere Maßregeln gegen ihn, als unabweisbar, leichter und erfolgreicher durchzusetzen. Die Beweggründe waren: die Überraschung selbst, die Erklärung, daß alles entdeckt, daß alle Vorkehrungen zur Vereitlung seiner Ränke getroffen, daß die Consuln das Recht erlangt hätten, ihn zu tödten, wie dies bei weniger gefährlichen Menschen auch wirklich ausgeübt worden sei, daß die Furcht vor ihm und der wachsende Haß zur Ausführung dränge. Diese Motive liegen in der erschütternden Anrede zusammengedrängt, und werden nur im Folgenden weiter ausgeführt, wie besonders, daß Cicero alles wisse und alle geheimen Pläne kenne, so daß Catilina nichts mehr zu unternehmen übrig bleibe. Die Motive sind in der dem beabsichtigten Eindrucke entsprechendsten Form vorgetragen. Zuerst die gehäuften, gesteigerten, schlagenden Fragen. Sie zerfallen in drei Theile: die ersten werden durch drei Adverbien eingeleitet, quousque, quamdiu, quem ad finem, welche, obwohl synonymisch verwandt, doch keineswegs, wie Möbius verkannte, wesentlicher Verschiedenheit entbehren; der zweite Theil wird durch nihil, das sich fünfmal wiederhohlt, eingeleitet; der dritte Theil endigt mit den synonymen Verben, non sentis, non vides, arbitraris. Diese Theile sind in sich auch durch die Verwandtschaft des Inhalts zusammengehalten. Dann folgt ein wirksamer Ausruf und eine Reihe gesteigerter, sich selbst vom Redner gestellter, Fragen, vivit, venit, fit particeps, notat, designat, in denen der Con-

ful sich selbst Vorwürfe macht, daß Catilina noch lebe, die er erst am Ende des 2ten Kapitels »Verum ego hoc...« beantwortet. Alles ist hier auf Bewegung und Erschütterung berechnet; aber alles ist dabei, was durch eine sorgsame Zergliederung den Schein der gesuchtesten Kunst anzunehmen scheint, in dem Verlaufe und der Folge und Anreihung der Vorstellungen, höchst natürlich. Der Periodenbau ist leicht, durchschaulich; die rhythmische Bewegung rasch, den Gefühlen entsprechend. Jeder einzelne Ausdruck gewählt, kräftig, bezeichnend, z. B. Constrictam; die Wendungen überraschend und energisch: »Senatus .... vivit, Vivit? immo...«, »Fuit, fuit ista quondam .... virtus«; »Habemus .... ordinis. Nos, nos, dico aperte, Consules desumus!« Das sind nicht leere rhetorische Phrasen und Figuren: es ist die Sprache des empörten Unwillens, der den Haß gegen die Verruchtheit aufregen will.

2) Was nun die Übersetzung betrifft, so bestrebt sie sich, den Sinn der Wörter und Gedanken möglichst treu wieder zu geben. Sie ist deutsch und man fühlt nicht gleich, wie bei so vielen Übersetzungen aus den Alten, daß es eine Übersetzung ist; sie ist dabei nicht schwerfällig, aber ohne jene Leichtfertigkeit, welche, wie bei den neuern Übersetzungen fremder Romane, manches Wort, noch öfter manche Fügungsweise und Schattirung der Gedanken der Geschmeidigkeit aufopfert. Schon in der ersten Periode sieht man die verständige Gründlichkeit des Übersetzens: quousque, quamdiu, ja gar quem ad finem sind ihm nicht unwesentlich verschiedene Synonymen; jactabit nicht, wie bei Möbius, weil es so gewöhnlich gebraucht wird, bloß »rühmen«, wodurch zum Nachtheil der Steigerung selbst der Sinn verfehlt würde. Gleichwohl hat die Übersetzung manche Schattirung der Gedanken, noch mehr der Beziehung derselben übersehen oder vernachlässigt; manches weicht durch eine gewisse Breite von der Rundung und gedrängten Kürze des Originals ab; und noch mehr bleibt sie in rhythmischer Hinsicht und im Wohllaute hinter dem Original zurück. Gleich der erste Satz bewähre den Tadel. Die Übersetzung giebt tandem durch »am Ende«. Es wird dadurch Adverb des Verbs abutere, während es ein conjunctionales parenthetisches Adverb ist (Vgl. Synt. I. §. 22). ∾ »Denn« in der Bedeutung: »es ist Zeit, daß wir das mit einander abmachen«, »Wie weit wirst du es am Ende noch treiben im Mißbrauche unse-

rer Geduld« ist ungleich breiter, (»willst du es noch treiben im Miß=brauche« statt des kürzern und lebendigern »abutere«) und stellt die patientia aus der ersten in die dritte grammatische Abstufung. So ist furor breit durch »rasendes Beginnen«. So ist audacia sese jactabit ad finem« des Lebens beraubt durch »die Frechheit wird ihr Ziel finden« und durch den Adjectivsatz »die so trotzig sich brüstet« noch mehr verflacht, um die gewöhnliche Übersetzungsweise mit der bessern zu verschmelzen. Kann man se jactare e muris in praeceps sagen, so kann sich auch die audacia ad finem jac-tare, und se jactare braucht nicht, was es allerdings gewöhnlich tropisch heißt, durch »rühmen« übersetzt zu werden. Jedenfalls ist die Übersetzung matter als »zu welchem Ende (Ziele) stürzt sich deine zügellose (entzügelte) Frechheit«. »Kann dich dieser wohlbefestigte Ort der Senatsversammlung nicht erschüttern« ist nicht ganz con=gruent mit »nihil hic *munitissimus* habendi senatus locus .... moverunt«. So wen'g wir immer primo bello »im ersten Kriege«, sondern oft »im Anfange des Krieges« übersetzen müssen, als wenn principio belli stände, so fühlt man gleich, daß hier munitissimus locus ∾ maxima munitio loci ist: denn nicht der Ort, sondern daß er mit Wachen umstellt war, sollte erschüttern. Es ist hier also ein Idiom der lateinischen Sprache übersehen. In »Nos autem, viri fortes, ... vitemus« ist viri fortes der Vocativ, nicht, wie die Übersetzung will »wir tapfere (n) Männer«, Apposi=tion. Daß der Redner diesen Ausdruck statt Quirites oder Patres conscripti wählte, könnte einen leichten Schatten von Ironie ent=halten, aber als Apposition wäre die Ironie grell und, da der Senat den Consuln in dem senatusconsultum hinlängliche Macht gege=ben hatte, ungerecht, und jedenfalls zweckwidrig. Die Übersetzung liebt aber Grelles aus Eignem hinzuzufügen, wie in »Mordwaffen«, wo das Lateinische nur tela hat.

92. Cicero für Milo.

Cicero pro Mil. Cap. 34 u. 35.

Sed jam satis multa de causa: extra causam etiam nimis fortasse multa. Quid restat, nisi ut orem obtesterque vos, judices, ut eam misericordiam tribuatis fortissimo viro, quam ipse non implorat, ego, etiam repugnante hoc, et imploro, et exposco? Nolite, si in nostro

omnium fletu nullam lacrimam adspexistis Milonis: si vultum semper eundem, si vocem, si orationem stabilem ac non mutatam videtis, hoc minus ei parcere: atque haud scio, an multo etiam sit adjuvandus magis. Etenim si in gladiatoriis pugnis et in infimi generis hominum conditione atque fortuna timidos et supplices et, ut vivere liceat, obsecrantes etiam odisse solemus; fortes et animosos et se acriter ipsos morti offerentes servari cupimus; eorumque nos magis miseret, qui nostram misericordiam non requirunt, quam qui illam efflagitant: quanto hoc magis in fortissimis civibus facere debemus? Me quidem, judices, exanimant et interimunt hae voces Milonis, quas audio assidue, et quibus intersum quotidie. Valeant, valeant, inquit, cives mei, valeant: sint incolumes, sint florentes, sint beati: stet haec urbs praeclara, mihique patria carissima, quoquo modo merita de me erit. Tranquilla republica cives mei (quoniam mihi cum illis non licet) sine me ipsi, sed per me tamen perfruantur. Ego cedam atque abibo. Si mihi republica bona frui non licuerit, at carebo mala; et quam primam tetigero bene moratam et liberam civitatem, in ea conquiescam. — O frustra, inquit, suscepti mei labores! o spes fallaces! o cogitationes inanes meae! Ego, quum tribunus plebis, republica oppressa, me senatui dedissem, quem exstinctum acceperam; equitibus romanis, quorum vires erant debiles; bonis viris, qui omnem auctoritatem Clodianis armis abjecerant: mihi unquam bonorum praesidium defuturum putarem? ego quum te (mecum enim saepissime loquitur) patriae reddidissem, mihi futurum in patria non putarem locum? Ubi nunc senatus est, quem secuti sumus? ubi equites romani illi, illi, inquit, tui? ubi studia municipiorum? ubi Italiae voces? ubi denique tua, M. Tulli, quae plurimis fuit auxilio, vox et defensio? Mihine ea soli, qui pro te toties morti me obtuli, nihil potest opitulari? —

Nec vero haec, judices, ut ego nunc, flens, sed hoc eodem loquitur vultu, quo videtis. Negat enim, se, negat ingratis civibus fecisse, quae fecerit: timidis, et omnia circumspicientibus pericula, non negat. Plebem et infimam multitudinem, quae P. Clodio duce fortunis vestris imminebat, eam, quo tutior esset vita vestra, suam se fecisse commemorat; ut non modo virtute flecteret, sed etiam tribus suis patrimoniis deliniret: nec timet, ne, quum plebem muneribus placarit, vos non conciliarit meritis in rempublicam singularibus. Senatus erga se benevolentiam temporibus his ipsis saepe esse perspectam; vestras vero et vestrorum ordinum occursationes, studia, sermones, quemcunque cursum fortuna dederit, secum se ablaturum esse dicit. Meminit etiam, sibi vocem praeconis modo defuisse, quam minime desiderarit; populi vero cunctis suffragiis, quod unum cupierit, se consulem declaratum. Nunc denique, si haec arma contra se sint futura, sibi facinoris suspicionem,

non facti crimen obstare. Addit haec, quae certe vera sunt, fortes et sapientes viros non tam praemia sequi solere recte factorum, quam ipsa recte facta: se nihil in vita, nisi praeclarissime, fecisse; siquidem nihil sit praestabilius viro, quam periculis patriam liberare: beatos esse, quibus ea res honori fuerit a suis civibus: nec tamen eos esse miseros, qui beneficio cives suos vicerint: sed tamen ex omnibus praemiis virtutis, si esset habenda ratio praemiorum, amplissimum esse praemium, gloriam: esse hanc unam, quae brevitatem vitae posteritatis memoria consolaretur; quae efficeret, ut absentes adessemus; mortui viveremus: hanc deniqne esse, cujus gradibus etiam homines in caelum viderentur ascendere. De me, inquit, semper populus Romanus, semper omnes gentes loquentur, nulla umquam obmutescet vetustas. Quin hoc tempore ipso, quum omnes a meis inimicis faces meae invidiae subjiciuntur; tamen omni in hominum coetu, gratiis agendis et gratulationibus habendis et omni sermone celebramur. Omitto Etruriae festos et actos et institutos dies: centesima lux est haec ab interitu P. Clodii, et, opinor, altera: qua fines imperii populi romani sunt, ea non solum fama jam de illo, sed etiam laetitia peragravit. Quamobrem, ubi corpus hoc sit, non, inquit, laboro, quoniam in terris et jam versatur, et semper habitabit nominis mei gloria.

Milo hatte sich um das Consulat beworben; Clodius, der sich um die Prätur bewarb, ein höchst ruchloser und gesetzloser Mensch, war ihm entgegen. Die Anhänger beider stritten oft in bewaffneten Haufen. Milo begegnete dem Clodius auf einer Reise; die Haufen geriethen aneinander; Clodius, der herzukam, wurde verwundet, dann in eine nahe Herberge gebracht. Milo, des Clodius wachsende Rache fürchtend, ließ diese erstürmen und den Clodius ermorden. Cicero übernahm die Vertheidigung des Milo, stellte Clodius als meuchelmörderisch Angreifenden dar, Milo's Vertheidigung als Nothwehr, des Clodius Tod als dem Milo unwillkommen und von ihm nicht beabsichtigt, obwohl für den Staat erwünscht. Am Ende der Rede suchte Cicero für Milo Mitleiden zu erregen. Es war dies um so schwerer, als Milo die gewöhnlichen Mittel dazu verschmähte und eine stolze Haltung angenommen hatte. Cicero beginnt hier damit, diese als Seelengröße und Bewußtsein der Unschuld zu bezeichnen, und weis't auf die Gewohnheit bei den Fechterspielen hin, gerade die Überwundenen leben zu lassen, die das Mitleid der Zuschauer nicht anflehten. Dann aber führt er gleich den Milo redend bei sich, seinem vertrauten

Freunde, ein: »er wolle gern ins Exil gehen, wenn er nur sein liebes Vaterland glücklich wüßte; er würde da in einem freien Staate auch nicht von einem (mala) verdorbenen (ein Vorwurf gegen die durch Clodius und Seinesgleichen verursachten Zerrüttungen) zu leiden haben. (Ein Ausleger erklärt »qui omnem auctoritatem Clodianis armis abjecerat«: „propter Cl. arma« matt und die ganze Trope zerstörend). Alles, was er für den Staat und besonders für die Wohlgesinnten gethan habe, sei vereitelt; die, denen er sonst beigestanden habe, die ihm sonst so wohl wollten, könnten ihm jetzt nicht helfen, aber sie seien nicht undankbar, sondern zu furchtsam, ihr Wohlwollen gegen ihn wolle er dankbar nie vergessen; seines guten Willens, der nie nach Lohn gestrebt hatte, selbst seines dauernden Ruhmes sei er gewiß, wie denn auch Etrurien des Clodius Tod als eine Wohlthat mit Dank gegen die Götter aufgenommen hätte. Die klagende Vaterlandsliebe des Angeklagten, seine Resignation, seine Thaten, sein Ruhm, im Contraste gegen die Ruchlosigkeit der Gegner, seine Dankbarkeit, selbst der Vorwurf der Muthlosigkeit, den er den Freunden macht, und die Folgen der Unterdrückung der guten Sache sind hier Motive des Mitleids und der Lossprechung. Dann bittet Cicero im Folgenden selbst für Milo, er möchte für ihn sterben können; was Milo begegne, wolle er als eignes Geschick ansehen. Er wendet sich an die Krieger, solche Tugend nicht aus der Stadt, die sie geboren und am verdientesten besitze, nicht verbannen zu lassen; hält sich für unglücklich, wenn er in dieser Sache unterliegen würde. (Die Periode »O me miserum .... me« ist rhetorisch musterhaft). Ja er möchte selbst lieber Clodius wieder lebend als Dictator sehen, als dies erleben. »Solch ein Mann sollte irgend wo anders, als im Vaterlande und für das Vaterland, sterben?« Er preis't das Land glücklich, das Milo aufnehmen würde; endigt, weil er vor Rührung nicht weiter sprechen kann, mit der Bitte an die Richter, das, was sie bei sich gerecht befunden haben würden, auch muthig auszusprechen. Man findet also in diesem Schlusse der Rede eine Fülle von Beweggründen und Mitteln angewandt, deren sich die Alten bei ihren gerichtlichen Verhandlungen bedienten.

93. Vibius Virrius. (Livius XXVI, 13.)

Quid! vos eam deditionem fore censetis, qua quondam, ut adver-

sus Samnites auxilium impetraremus, nos nostraque omnia Romanis dedidimus? jam e memoria excessit, quo tempore, et in qua fortuna a populo Romano defecerimus? jam, quemadmodum in defectione praesidium, quod poterat emitti, per cruciatum et ad contumeliam necarimus? quoties in obsidentes, quam inimice eruperimus, castra oppugnarimus, Hannibalem vocaverimus ad opprimendos eos? hoc quod recentissimum est, ad oppugnandam Romam hinc eum miserimus? Age contra, quae illi infeste in nos fecerint, repetite, ut ex eo, quid speretis, habeatis. Cum hostis alienigena in Italia esset, et Hannibal hostis, et cuncta bello arderent, omissis omnibus, omisso ipso Hannibale, ambo consules et duo consulares exercitus ad Capuam oppugnandam miserunt. Alterum annum circumvallatos inclusosque nos fame macerant, et ipsi nobiscum ultima pericula ac gravissimos labores perpessi, circa vallum ac fossas saepe trucidati, et prope ad extremum castris exuti. Sed omitto haec. Vetus atque usitata res est, in oppugnanda hostium urbe labores ac pericula pati. Illud irae atque odii exsecrabilis indicium est. Hannibal ingentibus copiis peditum equitumque castra oppugnavit et ex parte cepit: tanto periculo nihil moti sunt ab obsidione. Profectus trans Vulturnum perussit Calenum agrum: nihil tanta sociorum clade avocati sunt. Ad ipsam urbem Romam infesta signa ferri jussit: eam quoque tempestatem imminentem spreverunt. Transgressus Anienem tria millia passuum ab urbe castra posuit; postremo ad moenia ipsa et ad portas accessit; Romam se adempturum eis, nisi omitterent Capuam, ostendit: non omiserunt. Feras bestias, caeco impetu ac rabie concitatas, si ad cubilia et ad catulos earum ira pergas, ad opem suis ferendam avertas. Romanos Roma circumsessa, conjuges, liberi, quorum ploratus hinc prope exaudiebantur, arae, foci, deum delubra, sepulcra majorum temerata ac violata a Capua non averterunt: tanta aviditas supplicii expetendi, tanta sanguinis nostri hauriendi est sitis. Nec injuria forsitan; nos quoque idem fecissemus, si data fortuna esset. Itaque quando aliter diis immortalibus visum est, cum mortem ne recusare quidem debeam, cruciatus contumeliasque, quas sperat hostis, dum liber, dum mei potens sum, effugere morte, praeterquam honesta, etiam leni possum. Non videbo Ap. Claudium et Q. Fulvium victoria insolenti subnisos, neque vinctus per urbem Romanam triumphi spectaculum trahar, ut deinde in carcere aut ad palum deligatus, lacerato virgis tergo, cervicem securi Romanae subjiciam; nec dirui incendique patriam videbo, nec rapi ad stuprum matres Campanas virginesque et ingenuos pueros. Albam, unde ipsi oriundi erant, a fundamentis proruerunt, ne stirpis, ne memoria originum suarum exstaret: nedum eos Capuae parsuros credam, cui infestiores quam Carthagini sunt. Itaque quibus vestrum ante fato cedere, quam haec tot tam acerba videant, in

animo est, iis apud me hodie epulae instructae parataeque sunt. Satiatis vino ciboque poculum idem, quod mihi datum fuerit, circumferetur: ea potio corpus ab cruciatu, animum a contumeliis, oculos, aures a videndis audiendisque omnibus acerbis indignisque, quae manent victos, vindicabit. Parati erunt, qui magno rogo in propatulo aedium accenso corpora exanima injiciant. Haec una via et honesta et libera ad mortem. Et ipsi virtutem mirabuntur hostes, et Hannibal fortes socios sciet ab se desertos ac proditos esse.

Vibius Virrius hatte die Einwohner von Capua im 2ten punischen Kriege vermocht, von den Römern abzufallen und es mit den Carthagern zu halten. Die Römer hatten Capua belagert, es in äußerste Hungersnoth gebracht. Das Volk drängte den Senat von Capua, mit den Römern über die Übergabe zu unterhandeln. Da hielt Virrius nach Livius Fiction (denn die Historiker pflegten die Beweggründe auffallender Thaten in Reden einzukleiden, wie z. B. auch Sallust), diese Rede. Er zeigt, daß sie von den Römern weit Schmachvolleres, als bloß den Tod, zu erwarten hätten. Er, und die eben so dächten, wollten sich daher vergiften, und dann verbrennen lassen. Die Beweisgründe sind hier zugleich Beweggründe: 1) Wie feindlich grausam sie selbst sich gegen die Römer betragen hätten; 2) wie erbittert beharrlich die Römer die Belagerung betrieben hätten. Dann läßt er 3) die Zuhörer die Grausamkeiten, Entehrungen und Zerstörungen sehen, welche sie zu erleiden hätten, und dann schließt er 4) mit der Aufforderung zu einem durch Wein und Speisen (also nicht bei den Vornehmen, sondern nur beim Volke war der die Noth herbeiführende Hunger) eingeleiteten Selbstmorde, der oft vom Alterthum und besonders von der übermüthigen Stoa für rühmlichen Heldentod gehalten wurde. Die Sprache ist gedrängt, rasch, oft ohne Übergänge zu andern Vorstellungen, und in andere Satzformen springend. Der erste Theil bewegt sich in gedrängten Fragen; jam, jam unterscheidet die Umstände, und die Erbitterung des Abfalls nebst der Hartnäckigkeit der Vertheidigung. Die Zusammenziehung der Asyndesien, quoties, quam, castra giebt hier dem Ausdrucke eine große Lebendigkeit und Raschheit. Die letzten beiden Fragen, die im Deutschen mit einer Negation vorgetragen werden müßten, stehen einsam. Nicht als Frage, sondern als Ausruf gefaßt, gewinnen sie an Stärke, und durch den Übergang in eine

andere Redeweise. Der zweite Theil, obgleich rasch und ohne Übergang »Age contra ...« begonnen, hat anfangs nur die Haltung einer raschen Erzählung, aber, durch »Sed omitto hoc .... illud irae ... indicium est« zu einer Steigerung fortschreitend, bewegt er sich parallel in Sätzen und kürzeren Gegensätzen, deren letzter »non omiserunt« eben durch die Kürze besonders kräftig ist. Dann zum Schlusse dieses Theils eine lebendige Vergleichung wilder Thiere und der Römer, um zu zeigen: tanta sanguinis nostri hauriendis est sitis. Und »nec injuria forsitan . nos quoque .... soll den Schluß auch vor dem Verstande rechtfertigen. Der dritte Theil »Itaque, quando ...« entfaltet den grellen Gegensatz zwischen einem freiwilligen Tode (gesteigert in morte, honesta, leni) und allen Greueln, die der feige Lebende sehen und erdulden müsse. Auch hier am Schlusse rechtfertigt »Albam .... nedum.. ... Carthagini, sunt« die trübe Aussicht der Verzweifelung, wie sie wirklich des Legaten Fulvius eigenmächtige Grausamkeit gerechtfertigt hat. Nach der Aufforderung im dritten Theile werden diese Grausamkeiten und der Tod nach dem Schmause nochmals in Gegensatz gestellt. Selbst der letzte Satz »et Hannibal .... proditos esse« ist ein in der Natur der Leidenschaft (denn Selbstmord ist ja wohl auch selbst aus Rachsucht hervorgegangen) tief begründetes Motiv.

94. Die französische Revolution. (Von Burke.)

Waren alle diese schrecklichen Dinge nothwendig? Waren sie etwa die unvermeidlichen Resultate einer verzweifelten Gegenwehr entschlossener Patrioten, die man gezwungen hatte, durch Blut und Wasser zu waten, um das stillere Ufer einer sicheren und glücklichen Freiheit zu erreichen? Nein, nichts von dem Allen! Die rauchenden Ruinen Frankreichs, denen wir begegnen, wohin wir unsre Augen wenden, sind nicht die Verwüstungen eines bürgerlichen Krieges; sie sind die traurigen, aber lehrreichen Denkmäler wilder und unbesonnener Rathschlüsse zur Zeit eines tiefen Friedens. Sie sind das Siegesgepränge unaufgehaltener und unaufhaltsamer und nur darum übermüthiger und tollkühner Gewalt. Die, welche die volle Vorrathskammer ihrer Bubenstücke so muthwillig ausplünderten, die, welche mit öffentlichen Calamitäten, dem

Nothpfennig, wenn der Untergang des Staats nicht auf dem Spiele steht, diese unsinnige, heillose Verschwendung getrieben haben, fanden in ihren Fortschritten wenig oder gar keinen Widerstand. Ihr ganzer Gang war einem Triumphzuge ähnlicher, als einem Kriegsmarsch. Ihre Minirer gingen voran, und untergruben, und trugen ab, und ebneten Alles vor ihren Füßen. Nicht ein einziger Tropfen ihres Bluts ist in der Sache des Landes geflossen, welches sie zu Grunde gerichtet haben. Während, daß sie ihren König einkerkerten, ihre Mitbürger ermordeten, und Tausende der würdigsten Männer und der redlichsten Familien in Thränen badeten, und in's tiefste Elend stürzten, haben sie selbst ihren Projecten kein größeres Opfer gebracht, als — ihre Schuhschnallen. Ihre Grausamkeit war nicht einmal die niedrige Geburt der Furcht. Sie beruhte schlechterdings auf nichts, als auf dem Bewußtsein ihrer eignen vollkommenen Sicherheit und Ungestraftheit, wenn sie Verrätherei, Meuchelmord, Straßenraub, Entehrung, Gemetzel und Mordbrennen von einem Ende ihres einst so glücklichen Landes zum anderen bevollmächtigten.

Burke, als Parlamentsredner und durch seine reflexions on the revolution in France 1790 berühmt, redet hier von dem schauderhaften Beginn eines Weltereignisses, das er in seinen bedeutendern und weitergreifenden Folgen noch nicht übersehen konnte, um die Schranken, in denen seine späteren thougts on a regicide peace 1796 liegen, einigermaßen zu erweitern. Die betrübenden und größtentheils wahren Vorwürfe, die er der damaligen Regierung macht, sollten den politischen Haß seiner Nation und besonders des Parlaments gegen sie steigern. In Beziehung auf diesen Zweck ist die Anordnung der Gedanken nicht zu tadeln: Die Gräuel sind unnöthig, die Thaten ohne alle Kraft, ohne großartige Aufopferungen, und die Verbrechen nicht einmal durch die Furcht vor Strafe zu entschuldigen. Der letztere Satz ist jedoch in seiner Begründung, in der Übersetzung wenigstens, verfehlt, wenigstens nicht klar. Denn »wenn sie Verrätherei und Meuchelmord .... bevollmächtigten« im Bewußtsein dann »ungestraft« zu sein; so ist ja hier die Furcht nicht als Motiv ausgeschlossen. Das richtige Verhältniß der Gedanken, die hier mitgetheilt werden sollten, hätte so: Nicht von der Furcht gedrängt, mordeten sie, ..., um einer Strafe zu entgehen;

sie thaten es im feigen Bewußtsein, daß sie es ungestraft thun konnten«, oder auf eine ähnliche Art ausgedrückt werden sollen. Die Darstellung beschäftigt mehr die Phantasie in sich selbst, als daß sie durch diese lebendig das Begehrungsvermögen und das Gefühl erregte. Verschiedenartige Bilder sind gehäuft, das des Triumphzuges nach einer Unterbrechung wiederholt, und grade dies ist rücksichtlich der beabsichtigten Empfindung von zweifelhafter Wirkung, rücksichtlich der vorangehenden »Minirer« überladen und unklar: denn warum bei einem Triumphzuge etwas »untergraben«. Das »waten durch Blut und Wasser« ist in seiner Zusammensetzung geschmacklos. Gleichwohl sind die einzelnen Elemente der Vorstellungen wohl geeignet, Unwillen, Haß und Verachtung zu erwecken, das »abtragen« und »ebenen, eine Anspielung auf die Gleichheitsideen, wenigstens für die Zuhörer, welche sich der Verfasser dachte. Wirksam besonders ist der Spott mit »den Schuhschnallen« im Contraste mit Mord und Thränen. Selbst die Antwort auf die erste Frage, »Nein .... Allen!« verdient hier bemerkt zu werden, wie am Schlusse der Gegensatz »des einst so glücklichen Landes«; getadelt »mit öffentlichen Calamitäten Verschwendung treiben«. Man vergleiche mit dieser Beurtheilung die nur rühmende von Jenisch in Moritz Vorlesungen über den Styl. Über die historische Genauigkeit haben wir hier nicht zu richten. Wohl waren die hier Beschuldigten in vielen dringenden Verlegenheiten, und ihre Gegner im Stillen nicht unthätig.

Ein anderes hierher gehöriges Muster, dessen Zergliederung der Schüler versuchen wolle, ist die Rede des A. Claudius Crassus gegen die Tribunen, Livius VI. Cap. 40 u. 41.

Fünfter Abschnitt.

Darstellungen, in welchen die Erregung und Mittheilung besonderer Empfindungen vorherrscht.

Erste Abtheilung.

Analyse solcher Darstellungen, in welchen die Erregung der Gefühle besondern Zwecken dient.

---

95. Benoni's Ermordung.

(Vergl. № 11. und die Kritik bei № 28.)

Klopst. Meff. II. 115—123.

(Theils der Zusammenstellung wegen mit dem folgenden Stücke, theils wegen seiner unmittelbaren Beziehung zu den Gefühlen ist der Text erst jetzt gegeben.)

Ach mein Vater! so rief der kleine geliebte Benoni,
Und entflohe der Mutter Arm, die ängstlich ihm nachlief,
Ach mein Vater, umarme mich doch! und krümmt' um die Hand sich,
Drückte sie an sein Herz. Der Vater umfasset ihn, bebet!
Da mit kindlicher Inbrunst nun der Knab' ihn umarmte,
Da er mit sanft liebkosendem Lächeln ihn jugendlich ansah,
Warf ihn der Vater an einen entgegenstehenden Felsen,
Daß sein zartes Gehirn an blutigen Steinen herabrann,
Und mit leisem Röcheln entfloh die Seele voll Unschuld.
Jetzo klagt' er ihn trostlos u. s. w.

96. Benoni's Auferweckung. (Von Klopstock.)

(Siehe den Text »erster Theil Seite 220«.)

(Messias XI. v. 1342 — 1436) wo dieses Stück in Beziehung auf den Begriff der Schönheit der Darstellung erläutert ist; und oben Benoni's Ermordung (№ 11 u. 28). Wir sahen, daß das frohe Gefühl der Auferstehungshoffnung im Contrast mit dem Erdenleiden zur Verherrlichung des Messias erweckt und mitgetheilt werden sollte. In die Klage Joels tönt aus einer höhern Welt der Trost des seligen Bru-

ders und seines Engels, voll Mitgefühl, wie es durch den Besitz eines seligen Daseins gemildert wird. Jeder Schritt zum Grabe seines Bruders weckt Erinnerungen, jetzt da Jesus gestorben war, der Wehmuth, je dankbarer für des Lehres versöhnendes und tröstendes Leben, desto tiefer empfunden. Jeder Umstand »Sammas erster, nun einziger«, das »stille Moos« stimmt zu dieser Empfindung; jeder Zug der äußern Haltung und Handlung des Empfindenden: »schwerer Schritt« »kraftlos sinken«, »starres», »blutweinendes Auge, trüb und bang,« die »bleichen sanftgeöffneten Lippen«. Noch erregender ist der Ausdruck des Schmerzes selbst: Ich bin der allein Unglückliche: nach dem Verluste des Bruders ist mir mit dem Lehrer der Bruder noch einmal gestorben. Diese Vorstellungen an sich, von solcher Liebe, so demuthsvoller Bewunderung des göttlichen Lehrers, empfunden, wecken an sich, und je edler der Empfindende ist, das Mitgefühl. Dazu kommt nun die Form des Ausdrucks, die kurzen grammatischen Hauptsätze, die Abgebrochenheit »Aber darauf ...Ich mag...« und gerade die Unterbrechung durch eine so erhabene Vorstellung, das Anakoluth »Und ach! nun...«, die Wiederholung in »Dich darf, Dich will ich ewig weinen«, die eigenthümliche Bewegung in diesen Worten, — —, — — ◡, — ◡ — ◡, der, metrisch anstößige, Trochäus im 5ten Fuße, matt ersterbend. Selbst die Andeutung in der Vergleichung, daß er, dem Schmerz unterliegend, bald sterben werde, muß unser Mitgefühl verstärken. Das erste Wort des gedankenreichen Dreigesprächs spricht nur des Bruders Theilnahme an seinem Schmerze aus. In Joels Worten steigert sich der Schmerz an den Vorstellungen, daß er allein gelassen sei, daß ihm die schönste Blume, das Leben seines Bruders, gebrochen; daß nun auch der Vater dem Schmerze unterliegen werde; daß jetzt mit Jesu Tode alle Hoffnung einer wundervollen Auferweckung verschwunden sei, bis zu dem Ausrufe der alles umfassenden Verzweiflung: »Ich fühle... und sehe vor mir ein Leben ohn' Ende, ohne Benoni, bald ohne Vater und ach! ohn' Ende!« und bis zum Wunsche, bald zu sterben. In Benoni's Rede streitet die Freude seines seligen Daseins mit dem Mitgefühle an dem Schmerze seines Bruders; in des Engels Worten liegen nur tröstende Hindeutungen auf die höhern Geheimnisse der Vorsehung, voll tiefer Bedeutung: »Weißt du nicht, daß wir Engel zu früh die Thräne nicht trocknen«. Das Gefühl der wehmüthigen Theilnahme am Schmerze des Leidenden ist hier auf's Höchste gesteigert: da überrascht die Auferste-

hung und ihr Jubel. Aber wahrhaft erschütternd ist hier der Contrast des Eindruckes auf Joel: Mit der durch das Gefühl der äußern Erschütterung geweckten Furcht einer unheimlichen Betäubung erwachen die Erinnerungen an Sammas dämonisches Walten, an den gräßlichen Mord; und auch Samma scheut die Erinnerung. So wird die Erzählung in ihren contrastirenden Empfindungen eine Hymne der Erlösung, die mit Jesu Tode vollbracht war.

97. Abbadona's Begnadigung.

Klopst. Meff. XIX. 179 — 214.

Also saget er, sinkt vor dem Richter auf's Angesicht nieder,
Und erwartet den Tod. Und tiefe fei'rliche Stille
Breitet noch über den Himmel sich aus, und über die Erde.
Damals erhob ich mein Auge, und sah die Himmel herunter,
Und ich sah auf den goldenen Stühlen die Heiligen beben
Vor Erwarten der Dinge, die kommen sollten! Ich sah auch,
Vor dem Heer der Verworfnen, um Abbadona, erwartend,
Glühender Stirn, es lagen um sie die nächtlichen Wolken
Unbeweglich, so sah ich die Todesengel! Sie wandten
Starr von Abbadona den Blick zu dem Throne des Richters.
Hier verstummte der Vater der Menschen. Die Heiligen sahn ihn,
Als ob er unter ihnen noch einmal vom Tod' erwachte,
Da er wieder begann: Zuletzt, wie die Stimme des Vaters
Zu dem Sohn, wie der Jubel Nachhall, scholl von dem Throne
Diese Stimme: Komm, Abbadona, zu deinem Erbarmer!
Adam verstummte von neuem. Da ihm die Sprache zurückkam,
Da er mit feuriggeflügelten Worten zu reden vermochte,
Sagt' er: Schnell, wie Gedanken der himmelsteigenden Andacht,
Wie auf Flügeln des Sturms, in dem der Ewige wandelt,
Schwung sich Abbadona empor, und eilte zum Throne!
Als er daher in dem Himmel ging, da erwachte die Schönheit
Seiner heiligen Jugend im betenden Auge, das Gott sah;
Und die Ruh' der Unsterblichen kam in des Seraphs Geberde!
So hat keiner von uns an der Auferstehungen Tage
Über dem Staube gestanden, wie Abbadona daherging.
Abdiel konnte nicht mehr aushalten des Kommenden Anblick,
Schwung sich durch die Gerechten hervor; mit verbreiteten Armen
Jauchzet' er laut durch den Himmel. Die Wange glüht' ihm; die Krone
Klang um sein Haupt; er zittert' auf Abbadona herunter;
Und umarmt' ihn! Der Liebende riß sich aus der Umarmung,
Sank dann zu den Füßen des Richters auf's Angesicht nieder.
Nun erhob sich umher in dem Himmel des lauten Weinens

Stimme, die Stimme der sanfteren Wonne. Der leiseren Harfen
Jubel entglitt den Stühlen der vierundzwanzig Gerechten,
Kam zu dem Stuhle des Sohns, und sang von dem Todten, der lebte!

Abbadona war ein gefallener Engel. Die Beweise seiner Reue schlingen sich, immer Rührung und steigernde Theilnahme erweckend, durch das ganze Epos. Der Dichter läßt ihn, diese Theilnahme (gegen die Bedenklichkeiten einer strenggläubigen Dogmatik) zu befriedigen, (aber erst) am jüngsten Gerichte, begnadigt werden. Adam erzählt hier die Vision dieses Gerichtes. Abbadona erinnert sich seiner verlorenen Engelseligkeit und seiner ganzen Schuld, und bittet um die erbarmende Gnade, vernichtet zu werden. Da beginnt unser Bruchstück, mit dem Eindruck, den die Bitte auf die Heiligen und die Todesengel, die Vollstrecker der Urtheile, macht, und ihrer gespannten theilnehmenden Erwartung. Jetzt, vor der Erzählung des Gnadenrufes »Komm, Abbadona! zu deinem Erbarmer«, wird die freudige Überraschung und der Antheil Adams durch ihre Wirkungen bezeichnet, Verstummen und verklärendes Entzücken. Dann vor der Schilderung des Eindruckes auf Abbadona wiederum das Verstummen des Erzählers. Also die Empfindung des Erzählers ist hier als Mittel der Erregung des Gefühls benutzt (vergl. I. §. 99. und Anmerk.). Dann aber beginnt die Darstellung des Eindruckes auf den Begnadigten selbst. Der Aufschwung des Begnadigten ist schnelles Eilen zum Throne. Zwei inhaltsreiche Vergleichungen »wie Gedanken himmelsteigender Andacht, wie auf Flügeln des Sturms, in dem der Ewige wandelt«, geben dem Prädicate der Schnelle seine Fülle und Bedeutsamkeit, das erste geistig, faßlich, das andere der Natur des Engels angemessen, sinnlich und doch in der Größe überschwänglich. Vollendet ist die Schilderung der umwandelnden Veränderung, gesteigert durch die immer wachsende Bedeutsamkeit der Vorstellungen »Als er daher .... Seraphs Geberde«, in drei immer unübertrefflichen Versen, »Schönheit, heilige Jugend, betendes Auge, Anschaun Gottes, Ruhe des Unsterblichen, Seraph«. Man möchte glauben, daß die Ruhe dem Erwachen der Schönheit vorangehen müsse; aber mit dem dritten dieser Verse beginnen erst die Attribute einer höhern Natur, und die Ruhe ist dem Dichter der Friede und das Gleichgewicht höherer Kräfte, die erst in dem

betenden Anschaun der Gottheit wieder gewonnen wurden. Dann begleitet ihn das Entzücken Abdiels, seines hohen Freundes, wie er oft im Gedichte als solcher erscheint, »der leiseren Harfen Jubel«, das laute Weinen der allgemeinen Freude zum Throne: er spricht und »lächelt Wonne des ewigen Lebens«. Dieses rührende Entzücken sollte auch bei dem Hörer, die schon oft in seiner Reue für ihn gewonnen waren, erweckt werden. Die tiefe Reue, die verzweifelnde Bitte um Vernichtung im Bewußtsein der Schuld, alle Erinnerung früherer Seligkeit, und im Contraste, jetzt die Gnade, Adam's Entzücken, der ja auch hier Anfang der menschlichen Sünde ist, sein eignes Entzücken, in ihm das Wiedererwachen der Schönheit und Herrlichkeit seiner höhern Natur, Abdiels und des Himmels Theilnahme, sind hier in wohlgeordneter und zweckmäßiger Folge Motive der gerührten und entzückten Theilnahme.

98. Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen. (Von Jean Paul.)

Ein alter Mensch stand in der Neujahrsmitternacht am Fenster und schaute mit dem Blick einer bangen Verzweiflung auf zum unbeweglichen, ewigblühenden Himmel, und herab auf die stille, reine, weiße Erde, worauf jetzt Niemand so freuden- und schlaflos war als er. Denn sein Grab stand nahe an ihm; es war bloß vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte Nichts mit aus dem ganzen reichen Leben, Nichts mit als Irrthümer, Sünden und Krankheit, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um, und zogen ihn wieder vor den hellen Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt hatte, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites, ruhiges Land voll Licht und Ernten und voll Engel bringt, und welcher links in die Maulwurfsgänge des Lasters hinabzieht, in eine schwarze Höhle voll heruntertropfenden Giftes, voll zielender Schlangen und finsterer, schwüler Dämpfe.

Ach, die Schlangen hingen um seine Brust und die Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war.

Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: Gieb mir die Jugend wieder! O Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle!

Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen, und er sagte: Es sind meine thörichten Tage. — Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen, und im Falle schimmern und auf der Erde zerrinnen. Das bin ich, sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Phantasie zeigte ihm schleichende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob ihre Arme drohend zum Zerschlagen auf, und eine im leeren Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählich seine Züge an.

Mitten in den Krampf floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt; er schaute um den Horizont herum und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegnete Menschen waren, und er sagte: O, ich könnte auch, wie ihr, die erste Nacht mit trocknen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte. — Ach, ich könnte glücklich sein, ihr theuern Eltern, wenn ich eure Neujahrswünsche und Lehren erfüllt hätte.

Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richtete sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf; endlich wurde sie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister und Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jüngling, der in der Stellung des schönen Jünglings vom Capitol sich einen Dorn auszieht, und seine vorige blühende Gestalt wurde ihm bitter vorgegaukelt.

Er konnte es nicht mehr sehen, er verhüllte das Auge — tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee — er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: Komm nur wieder, Jugend! komm wieder! —

— Und sie kam wieder: denn er hatte nur in der Neujahrsnacht so fürchterlich geträumt. Er war noch ein Jüngling. Nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen. Aber er dankte Gott, daß er, noch jung, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren und sich auf die Sonnenbahn zurückbegeben konnte, die ins reiche Land der Ernten leitet.

Kehre mit ihm, junger Leser, um, wenn du auf seinem Irrweg stehst. Dieser schreckende Traum wird künftig dein Richter werden; aber

wenn du einst jammervoll rufen würdest: Komm wieder, schöne Jugend! — so würde sie nicht wieder kommen. —

Die Erzählung ist ganz einfach. Einem verirrten Jüngling erscheinen die Traumgestalten seiner Zukunft, eines Alters, das durch die Sünde zerstört ist, voll reuevoller Erinnerung. Dies Gefühl der Reue soll hier besonders erweckt werden. Alle Vorstellungen, Bilder und Vergleichungen, zielen darauf ab: das nahe Grab, der zerstörte Körper, die Erinnerung glücklicher Jugend, die vereitelten Neujahrswünsche der Eltern, die jetzt glücklichern Jugendfreunde. Diesen Erinnerungen ist ein gespenstisches Grauen beigemischt: Grab, Gespenster, Nachtwandler, Irrlichter auf dem Gottesacker, selbst die Windmühle mit drohenden Armen, die ihm ähnliche Larve im Todtenhaus; selbst die Schatten des jenseitigen Lebens; ruhiges Land voll Engel, die Neujahrsmusik vom Kirchthurm, Gottesacker, selbst der fallende Stern. Wie immer bei diesem tieffühlenden und gedankenreichen Schriftsteller sehen wir hier alle Seiten des Gefühls mit hohem Kunsttalent oft leise berührt, oft voll angeschlagen: er ist der gottgeweihten Sänger einer.

Schon in dem ersten Absatze ergreift uns der Contrast des durch höhere Ahnungen gesteigerten Lebensfriedens und der Zerstörung und des unseligen Zustandes der Sünde, »des unbeweglich ewig blühenden Himmels« und der »Zerstörung (Verheerung)« und »Verödung«; »der stillen, reinen, weißen Erde« (Asyndesie) und der Reue, der Krankheiten, des Sündengiftes, ein Contrast, der durch das Bild des Scheidewegs noch deutlicher wiederholt hervortritt, und den die Jugendtage als anklagende »Gespenster« in schauerlicher Hindeutung auf eine Geisterwelt erhöhen. Der Übergang von der Vergleichung des Scheidewegs zu dem jetzigen Zustande, zugleich wieder vergleichend, da er als Zustand in der Höhle des Lasters hervortritt, ist überraschend und durch seine Kürze kräftig. Erst mit dem Rufe des Grams verläßt der Klagende den allegorischen Boden. Auch hier umfängt uns wieder ein neuer Contrast zwischen den Irrlichtern auf den Sümpfen und dem Gottesacker, fallenden Sternen, der gespenstisch werdenden Windmühle, den Nachtwandlern auf Dächern, der gräßlichen, ähnlichen Larve im Beinhause, welche alle einen zum Theil selbst aufgedeckten (»Es sind meine thörichten Tage«,

»das bin ich«) Inhalt haben, und zwischen der (Kirchen)musik vom Thurm und den glücklichen Lebensverhältnissen der Tugend. Es fällt uns dabei das Osterlied ein, als Faust den Giftbecher nehmen wollte (Faust von Göthe). Und wiederum erneuert sich der Contrast in der Zusammenstellung der ihm ähnlichen gespenstischen Jünglingslarve und des schönen capitolinischen Jünglings, seiner Jugendschönheit. Dann erst löst sich der Traum, der nur warnend war, wie der Schluß des Ganzen eine ernste Warnung an die Jugend ist. Es beruht also die Erregung des Gefühls hier besonders auf den Contrasten, auf den inhaltsreichen Tropen, auf den in ihnen und den Traumbildern enthaltenen Beziehungen auf die Vorstellungen von den Folgen der menschlichen Thaten und dem jenseitigen Leben, und den dem Gefühle entsprechenden Färbungen. Bei aller dieser Fülle anregender Motive und dem Reichthum der Gedanken dürfen wir aber auch hier die Fehler der Darstellung (vergl. № 6 »der erste Mai« von demselben Verfasser) nicht übersehen. Es ist hier nicht, wie im obigen Stücke, der Periodenbau, den wir tadeln müssen, aber wohl eine Zersplitterung der Darstellung durch die Wiederholung des Contrastes (der Absatz: »Mitten in den Krampf .... Lehren erfüllt hätte« zerreißt die Vision mit der Larve), eine Vermischung tropischer und eigentlicher Ausdrücke (Irrthümer, Sünden, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue), ein Mangel an Schärfe in den Grundlinien der contrastirenden Vorstellungen (den Engeln stehen die zielenden Schlangen nicht ganz entsprechend und voll gegenüber). Der letzte Contrast, wie die Larve zu dem schönen Jüngling wird, der sich den Dorn auszieht (Pölitz — siehe »practisches Handb.« — hat den Adjectivsatz »der in der Stellung ...« und bis »gaukelt« ausgelassen) verwischt die Farbe ganz. Die Beziehung »des Dorns« ist, trotz der andeutenden »Zukunft«, da nicht schon jetzt, wegen der noch folgenden verzweifelnden Reue, auf die Wahrheit, daß seine Jugend nur leicht und vorübergehend verletzt sei, hingedeutet werden konnte, dunkel, wenigstens nicht gleich verständlich. Die Deutung der Irrlichter, als Trope nur geahnet, mildern das gespenstische Grauen. So die Deutung des Sternes, dessen tropischer Gehalt freilich zu fern lag. Auch »die Gifttropfen auf der Zunge« nach »der Brust voll Gift« und dieser folgend, einem »von den Wänden der Höhle heruntertropfenden Gifte«,

begründen nicht bloß eine Überladung und eine verwirrende Vielgestaltigkeit der Metapher, sondern schwächen auch das vorhergehende Bild in seiner Wirkung.

99. Briefe von Werther. (Göthe.)

Am 10. Mai.

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den süßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist, wie die meine. Ich bin so glücklich, mein Bester, so ganz in dem Gefühle von ruhigem Dasein versunken, daß meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden, wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen unergründlichen Gestalten der Würmchen und Mückchen näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält — mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhen, wie die Gestalt einer Geliebten, dann sehne ich mich oft und denke: ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! — Mein Freund. — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen.

Am 22. Mai.

Daß das Leben des Menschen nur ein Traum sei, ist Manchem schon vorgekommen, und auch mit mir zieht dieses Gefühl immer herum. Wenn ich die Einschränkung ansehe, in welcher die thätigen und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind; wenn ich sehe,

wie alle Wirksamkeit dahin ausläuft, sich die Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder keinen Zweck haben, als unsere arme Existenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewisse Puncte des Nachforschens nur eine träumende Resignation ist, da man sich die Wände, zwischen denen man gefangen sitzt, mit bunten Gestalten und lichten Aussichten bemalt — das Alles, Wilhelm, macht mich stumm. Ich kehre in mich selbst zurück und finde eine Welt! Wieder mehr in Ahnung und dunkler Begier, als in Darstellung und lebendiger Kraft. Und da schwimmt alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann so träumend weiter in die Welt.

Daß die Kinder nicht wissen, warum sie wollen, darin sind alle hochgelehrten Schul- und Hofmeister einig; daß aber auch Erwachsene gleich Kindern auf diesem Erdboden herumtaumeln, und wie jene nicht wissen, woher sie kommen und wohin sie gehen, eben so wenig nach wahren Zwecken handeln, eben so durch Bisquit und Kuchen und Birkenreiser regiert werden: das will niemand gern glauben, und mich dünkt, man kann es mit Händen greifen.

Ich gestehe dir gern, denn ich weiß, was du mir hierauf sagen möchtest, daß diejenigen die glücklichsten sind, die gleich den Kindern in den Tag hinein leben, ihre Puppen herumschleppen, aus- und anziehen, und mit großem Respect um die Schublade schleichen, wo Mama das Zuckerbrod hineingeschlossen hat, und wenn sie das Gewünschte endlich erhaschen, es mit vollen Backen verzehren und ausrufen: Mehr! — Das sind glückliche Geschöpfe. Auch denen ist wohl, die ihren Lumpenbeschäftigungen oder wohl gar ihren Leidenschaften prächtige Titel geben, und sie dem Menschengeschlechte als Riesenoperationen zu dessen Heil und Wohlfahrt anschreiben. — Wohl dem, der so sein kann! Wer aber in seiner Demuth erkennt, wo das alles hinausläuft, wer da sieht, wie artig jeder Bürger, dem es wohl ist, sein Gärtchen zum Paradiese zuzustutzen weiß, und wie unverdrossen auch der Unglückliche unter der Bürde seinen Weg fortkeucht, und alle gleich interessirt sind, das Licht dieser Sonne noch eine Minute länger zu sehen — ja, der ist still und bildet auch seine Welt aus sich selbst, weil er ein Mensch ist. Und dann, so eingeschränkt er ist, hält er doch immer im Herzen das süße Gefühl der Freiheit, und daß er diesen Kerker verlassen kann, wann er will.

Ich würde diese Briefe nicht aufgenommen haben, wenn eben

sie nicht in einigen stylistischen Handbüchern (Moritz Vorl. über den Styl. S. 56 u. 15.) mit so viel Lobe, das sie auch freilich, nur aus dort übersehenen Gründen, verdienen, aufgenommen wären, und wenn sich nicht grade hier einige den §. 153. erläuternde warnende Winke geben ließen. Werther war aus einer angesehenen, reichen Familie: das geht aus seinem Leben, seiner Erziehung, seinen geselligen Anknüpfungen hervor. Nachdem er ein unschuldiges Mädchen zur unglücklichen Liebe gereizt hatte, von der ihm schönern Schwester verschmäht worden war, ohne daß es ihn dauernd sehr betrübt hätte, lebt er in geschäftloser Muße in einer andern Gegend. Noch hatte er die liebenswürdige und in allem ihrem Thun unbescholtene und tüchtige Lotte, die er, auch als die wackere Frau eines andern braven Mannes, mit glühender Liebe bis zum Selbstmorde liebte, nicht gesehen; aber schon treten in seinen Briefen Ekel am Leben und an rühmlicher Thätigkeit bei ausgezeichneten Talenten, und eine Reizbarkeit hervor, die nicht bloß unglückliche Liebe, sondern auch eine Zurücksetzung in rein bürgerlichen Verhältnissen zum lebensekeln Selbstmord steigern konnte. In die Zeit, wo er Lotte noch nicht gesehen, und sein krankes Gefühl noch keine bestimmte Richtung gewonnen hatte, fallen diese Briefe.

1) Moritz Erläuterungen: »Was nun diesen, sowie andern, Naturgemälden dieses Dichters einen so hohen Reiz giebt, scheint vorzüglich die Kunst oder die Wahl zu sein, womit die einzelnen Züge gestellt oder geordnet sind, daß sie sich, wie von selbst zu einem vollendeten Ganzen bilden. Zuerst wird mit wenigen Zügen ein Umriß um das Bild entworfen; dann senkt sich die Darstellung von ihrer Höhe immer tiefer bis zu dem kleinsten Gesichtskreise des Auges, zu dem Grashalm am Boden nieder. Je tiefer sich die Darstellung niedersenkt, jemehr das Bild sich im Kleinen ausmalt, desto inniger und lebhafter wird die Empfindung, die dann gleichsam aus ihrem (der Darstellung) Mittelpuncte sich wieder erhebt und die Darstellung wieder steigen läßt, bis zuletzt ein großer Umriß sich wieder um das Ganze zieht, und eine das Ganze umfassende Empfindung zuletzt das Bild vollendet. Umriß: »»Wenn das liebe Thal.... ruht««; Niedersenkung: »»und nur.... stehlen««; zweite Senkung: »»und ich.... liege««; dritte: »»und näher.... merkwürdig wer-

werden««; vierte: »»wenn ich das Wimmeln.... näher an meinem Herzen fühle««; Erhebung: »»und fühle.... Bilde schuf««; zweite: »»das Wehen.... und erhält««; großer Umriß: »»Mein Freund, wenn's.... Geliebten««; Vollendung: »»Dann sehn' ich mich oft.... Spiegel des lebendigen Gottes««. Das Bild schließt, wie es anhob, mit dem unmittelbaren Ausdruck der Empfindung.«

Moritz fügt ferner hinzu, der Dichter habe an jene Construction des Ganzen nicht vorher gedacht, »sondern daß nur durch das Bestreben, treu und wahr seine Empfindung auszusprechen, jener Umriß, jenes harmonische Fallen und Steigen und jene reizende Vollendung sich bildete«. »Das Gefühl »»Ich bin so glücklich, mein Lieber, so ganz in das Gefühl von ruhigem Dasein versunken, daß meine Kunst darunter leidet,«« sei der Zustand, welcher zu einem Abdrucke der Seele, wo der Darstellungstrieb der Empfindung niemals vorgreife, erfordert werde.« »Unter der Fülle des Genusses leide wirklich die Kunst, und, indem der Darstellungstrieb dem Genusse untergeordnet sei, strebe er, um gleichsam den Genuß nicht zu lange zu unterbrechen, nach dem leichtesten und unmittelbarsten Ausdruck durch die Sprache; der Zeichner und Maler werde zum Dichter.«

So sehr diese Beurtheilung geeignet ist, uns auf manche schöne Eigenthümlichkeit der Darstellung, auf den rednerischen Schwung der Sprache und auf den treffenden Ausdruck des Gefühls aufmerksam zu machen; so ist doch auf die innere Natur dieser nur als gesund betrachteten Gefühle, und auf ihr Verhältniß zum Ausdruck zu wenig gesehen. Der Brief sollte dem Freunde sagen: Ich schwelge im süßen Genusse der Natur, im Gefühle des ruhigen Daseins; könnte jetzt nicht einmal einen Strich zeichnen, und bin doch nie ein größerer Maler gewesen, als jetzt. Der letzte Gedanke wird motivirt durch die folgende ganze Schilderung: voll und warm und also treu (das macht eben den großen Maler) habe er die Natur aufgefaßt; aber, unterliegend der Gewalt der Eindrücke, könne er nicht dem Papier einhauchen, was unaussprechlich in seiner Seele lebe. Dies Gefühl ist aber kein gesundes, lebenskräftiges, nicht ein erstarkendes Gefühl des ruhigen Daseins, sondern über ein süßes, eitles (die Gegend sei recht geschaffen für Seelen, wie die seinige) Schwelgen verschmelzendes (aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege).

Es verschwimmt von der lebendigen einrahmenden Auffassung einer schönen Naturanschauung zu dem weichen Fühlen der Würmchen und Mückchen näher an seinem Herzen, und alles Aufschwingen über das Gefühl der Allgegenwart Gottes und das Wehen des Alliebenden umfängt ihn mit erschöpfter »Dämmerung«, und Welt und Himmel schrumpfen zusammen zu der freilich süßeren »Gestalt einer Geliebten« in seiner Seele, die gleichwohl der Spiegel des unendlichen Gottes sein soll. Der Dichter hat diesen Zustand des Gefühls, wenn edle Kräfte ohne die höhere sittliche Kraft des Willens in phantastischer Wagniß der Leitung entbehren und zu einer dem Leben und tüchtiger Thätigkeit entfremdenden, süßlichen, weichlichen Reizbarkeit erschlaffen, mit allen Symptomen der Krankheit treu aufgefaßt und wiedergegeben. Das ist ein wesentlicher Vorzug der Darstellung. Das ganze verschmelzende Leben des Kranken rechtfertigt diese Ansicht, und wer sie, wie ich wohl fürchten muß, unpoetisch findet, wird auch das tragische Ende mit dem Lorbeer der Poesie schmücken wollen. Bestätigt wird sie ferner noch mehr im

2ten Briefe. Auch hier sieht Moritz den ersten Absatz »Daß das Leben ...... und ich lächle dann so träumend weiter in die Welt.« nur als eine schöne Darstellung des Gedankens an, daß das Leben nur ein Traum sei. Der erste Satz: »Daß das Leben ... zieht dies Gefühl immer herum.« sei ungeschmückt, anhebend mit dem unwillkührlichen Ausdruck der Empfindung, den das Nachdenken in drei Ansätzen, »Wenn ich die Einschränkung ..., in welche .... sind«; »wenn ich sehe .... zu verlängern«; »und dann, daß .... bemalt;« zu entwickeln strebe, und im Gefühle der Unmöglichkeit in der Hemmung »das .... macht mich stumm« verstumme: dann nach einem Ansatze »Ich kehre in mich selbst zurück .... Welt« in sich selbst kehre, und sich in zwei Hemmungen »wieder mehr in Ahnung .... Kraft« und »und da schwimmt ... weiter in die Welt« erschöpfe. Aber die Empfindung hat sich wirklich, was das äußere Leben betrifft, in zwei verschiedenen Wahrnehmungen, der wahren Quelle der Empfindung, ausgesprochen: die thätigen Kräfte haben nur einen gemeinen Zweck, das arme Leben (das den Kranken anekelt) zu verlängern, und was die forschenden Kräfte etwa von höheren Zwecken (etwa einem ewigen Leben, »gewisse Puncte des Nachforschens«) ahnen, sind bunte Gestalten, in träumender Resig-

nation an die Kerkerwände dieses Lebens gemalt. Stumm ist die überwältigende Empfindung, die sich vom äußern Leben nach innen kehrt, und auch da kein bestimmtes Wollen, keine Darstellung und lebendige Kraft findet, und mit dem Lächeln der Verachtung das Leben ansieht. Sie steigert sich zum bittern Spott der Verachtung aller Menschen, die sich nur durch Bisquit und Birkenreiser regieren lassen, mit vollen Backen mehr wollen, und ihren »Lumpenbeschäftigungen und Leidenschaften« prächtige Titel geben. Daß er sie in dem verachteten Treiben glücklich nennt, ist ebenfalls Spott; ja seine eigene Demuth und Stille und die Ursache seines Glückes, »weil er ein Mensch ist« ist Hohn gegen die Weltordnung, gesteigert durch die drohende Verachtung »daß er diesen Kerker verlassen kann, wenn er will.« Der Ausdruck dieses bis zur Verachtung der Menschheit und der Weltordnung gesteigerten Ekels am Leben, hier der umfassende Zweck des Briefes, ist auch hier durch die vollkommene Angemessenheit zu dem erkrankten Gefühle als musterhaft zu betrachten. Daß dieser Zustand selbst der Bekanntschaft mit der Geliebten vorausging, ist für die richtige Auffassung desselben sehr bedeutend. Zweideutig ist der Satz »und wie jene nicht wissen ..« und nur recht als »und, wie jene, nicht wissen ..« zu verstehen der Satz »wer da sieht .... länger zu sehen« eine etwas breite Wiederholung desselben Gedankens. — Hatte der große Dichter den traurigen Zustand solcher psychischen Erkrankung auch, als er schrieb, als solchen erkannt? Jene Zeit liebte solche kränkelnde Gefühle und erzeugte in Schrift und That viele klägliche Nachahmungen.

In verschiedenen Beziehungen verwandt, obwohl eine erfreulichere Stimmung erweckend, sind

100. Zwei Briefe eines Kindes

aus Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde. II. S. 177. u. S. 16.

1. Es sind nicht Lustparthieen, die mich abhalten, Dir zu schreiben, sondern ein scharlachkrankes Kind meines Bruders, bei dem ich Tage und Nächte verbringe; und so vergeht die Zeit schon in die dritte Woche. Von Wien habe ich nicht viel gesehen, und von der Gesellschaft noch weniger, weil einem eine solche Krankheit eine Discretion

auflegt, wegen Ansteckung. Der Graf Herberstein, der in meiner Schwester Sophie eine geliebte Braut verloren hat, hat mich mehrmals besucht, und ist mit mir spazieren gegangen, und hat mich alle Wege geführt, die er mit Sophie gewandert ist, da hat er mir sehr schönes Rührendes von ihr erzählt; es ist seine Freude, meiner Ähnlichkeit mit ihr nachzuspüren; er nannte mich gleich Du, weil er die Sophie auch so genannt hatte; manchmal, wenn ich lachte, wurde er blaß, weil die Ähnlichkeit mit Sophie ihn frappirte. Wie muß diese Schwester liebenswürdig gewesen sein, da sie jetzt noch im Herzen der Freunde so tiefe Spuren der Wehmuth ließ. Bänder, Tassen, Locken, Blumen, Handschuhe, die zierlichsten Billette, Briefe, alle diese Andenken liegen in einem kleinen Cabinette umher zerstreut, er berührt sie gern, und lies't die Briefe oft, die freilich schöner sind, als alles, was ich je in meinem Leben gelesen habe: ohne heftige Leidenschaft deutet jeder Ausdruck auf innige Freundlichkeit; nichts entgeht ihr, jeder Reiz der Natur dient ihrem Geist. O, was ist Geist für ein wunderbarer Künstler! wär' ich doch im Stande, Dir von dieser geliebten Schwester einen Begriff zu geben, ja wär' ich selbst im Stande, ihre Liebenswürdigkeit zu fassen! Alle Menschen, die ich hier sehe, sprechen mir von ihr, als wenn man sie erst vor kurzer Zeit verloren hätte, und Herberstein meinte, sie sei seine letzte und erste einzig wahre Liebe; dies alles bewegt mich, giebt mir eine Stimmung für's Vergangene und Zukünftige, dämpft mein Feuer der Erwartung.

Da denk' ich an den Rhein bei Bingen, wie da plötzlich seine leichte majestätische Breite sich einengt zwischen düsteren Felsen, zischend und brausend sich durch Schluchten windet, und nie werden die Ufer wieder so ruhig, so kindlich schön, wie sie vor der Binger Untiefe waren.

Solche Untiefen stehen mir also bevor, wo sich der Lebensgeist durch schauerliche Schluchten winden muß. Muth! die Welt ist rund, wir kehren zurück mit erhöheten Kräften und doppeltem Reiz. Die Sehnsucht streut gleich beim Abschiede schon den Samen der Wiederkehr; so bin ich nie von Dir geschieden, ohne zugleich mit Begeisterung der Zukunft zu gedenken, die mich in Deinen Armen wieder empfangen werde; so mag wohl alle Trauer um die Abgeschiedenen ein bescheidener Vorgenuß einer zukünftigen Wiedervereinigung sein; gewiß, sonst würden keine solche Empfindungen der Sehnsucht mein Herz durchdringen.

2. In den wenig Wochen, die ich in Landshut zubrachte, hab'

ich trotz Schnee und Eis nahe und ferne Berge bestiegen, da lag mir das ganze Land im blendendsten Gewand vor Augen; alle Farben vom Winter getödtet und vom Schnee begraben, nur mir röthete die Kälte die Wangen; — wie ein einsames Feuer in der Wüste, so brennt der einzige Blick, der beleuchtet und erkennt, während die ganze Welt schläft. Ich hatte so kurz vorher den Sommer verlassen, so reich beladen mit Frucht. — Wo war's doch, wo ich den letzten Berg am Rhein bestieg? — in Godesberg; warst Du da auch oft? — Es war bald Abend, da wir oben waren; Du wirst Dich noch erinnern, es steht oben ein einziger Thurm, und rund auf der Fläche stehen noch die alten Mauern. Die Sonne in großer Pracht senkte einen glühenden Purpur über die Stadt der Heiligen; der Kölner Dom, an dessen dornigen Zierathen die Nebel wie eine vorüberstreifende Schafheerde ihre Flocken hängen ließen, in denen Schein und Wiederschein so fein spielten, da sah ich ihn zum letzten Mal; alles war zerflossen in dem ungeheuern Brand, und der kühle ruhige Rhein, den man viele Stunden weit sieht, und die Siebenberge hoch über den Ufergegenden.

Im Sommer, in dem leidenschaftlichen Leben und Weben aller Farben, wo die Natur die Sinne als den rührendsten Zauber ihrer Schönheit festhält; wo der Mensch durch das Mitempfinden selbst schön wird: da ist er sich selbst oft wie ein Traum, der vor dem Begriff wie Duft verfliegt; — das Lebensfeuer in ihm verzehrt Alles, den Gedanken im Gedanken, und bildet sich wieder in Allem. Was das Aug' erreichen kann, gewinnt er nur, um sich wieder ganz dafür hinzugeben; und so fühlt man sich frei und keck in den höchsten Felsspitzen, in dem kühnsten Wassersturz, ja mit dem Vogel in der Luft, mit dem man in die Ferne zieht, und höher mit ihm steigt, um früher den Ort der Sehnsucht zu erblicken. Im Winter ist's anders; da ruhen die Sinne mit der Natur, nur die Gedanken graben heimlich in der Seele fort, wie die Arbeiter im Bergwerke.

Darauf hoffe und baue auch ich, lieber Göthe! jetzt, wo ich empfinde, wie öde und mangelhaft es in mir ist; daß die Zeit kommen werde, wo ich Dir mehr sagen und Dich mehr fragen kann. Einmal wird mir doch einleuchten, was ich zu wissen fordere. Das däucht mir der einzige Umgang mit Gott, nämlich die Frage um das Überirdische; und das scheint mir die einzige Größe des Menschen, diese Antwort zu empfinden, zu genießen. Gewiß ist die Liebe auch eine

Frage an Gott, und der Genuß in ihr ist eine Antwort von dem liebenden Gott selbst.

Die Verfasserinn nennt sich ein Kind. Ein reiches Leben mit aller Fülle seiner Einwirkungen, der Umgang mit sehr gebildeten, zum Theil sehr berühmten Menschen, ein freies, von keiner Erziehungsmethode gebundenes und beengtes Walten nach eigenem Willen hatte einem reich begabten Geiste, ohne die Anstrengungen eines ernsten Unterrichts, und einem reichen Gemüthe einen gleich reichen Stoff zu freier Gestaltung zugeführt. Aus der beweglichen und aufgeregten Tiefe des Gemüthes tritt uns gleich eine glühende, geistige Liebe zu dem großen Dichter entgegen, welche alle Empfindungen beherrscht und durchdringt, und vom Dichter unbesorgt, meist unwillkührlich genährt wird. Wenn auch die Herausgabe dieser Briefe beim Leben der Verfasserinn den Verdacht der Ostentation erregt hat, so ist dieser doch nicht in ihnen selbst genug begründet. Die sittliche Reinheit der Empfindung aber weckt, bei ihrer transcendenten Spannung, auch in dem Leser einen ähnlichen Wunsch, als bei ihrem lebenserfahrenen Bekannten (Eixdörfer) S. 189. »Möge ein guter Dämon Sie begleiten und das Gold und die Kleinodien, die Sie besitzen, allemal zu rechter Zeit in Scheidemünze verwandeln, womit Sie allein sich das erwerben können, was Ihnen fehlt.«, der für die besonnene Würdigung dieser interessanten Erscheinung einen sehr bedeutsamen Wink giebt. Eine sehr lebendige, gemüthliche und lebensfrische Auffassung der Natur und des Menschenlebens, oft sehr gelungene, durch Neuheit, Wahrheit und Wärme, anziehende Naturschilderungen, die Sprache eines tiefen und lebendigen Gefühls geben den Briefen, auch bei vielen Wiederholungen und manchen Formlosigkeiten, ein stets reges Interesse; aber gar oft spannt die gesteigerte Empfindung, und eine sich zu viel vertrauende Phantasie den Gedanken über die Gränzen aller Klarheit und Bestimmtheit, daß er mit Nebelbildern, wie mit hohen Göttergestalten und Engeln, verkehrt, was jetzt freilich auch Bewunderer findet.

1. Dieser erste Brief ist in seinem Anfange der Ausdruck einer liebenswürdigen weiblichen Natürlichkeit; musterhaft durch die Leichtigkeit und Lebendigkeit der Darstellung, worin oft die brieflichen Mittheilungen der Frauen die der Männer übertreffen. Die

Rückerinnerung an die lange verstorbene Schwester giebt der Verfasserinn »eine Stimmung für das Vergangene«, denn gern weilt die Wehmuth in der Vergangenheit, »und für die Zukunft«, theils, weil solche Wehmuth gern der Hoffnung des Wiedersehens sich zuneigt, theils »dämpfend das Feuer der Erwartung«, weil sie für das Glück den Wechsel fürchtet. Diese Furcht spricht sich in einem bezeichnenden schönen Bilde aus, das in dem Gegensatze der »lichten und majestätischen Breite, der ruhigen Ufer und des kindlich Schönen«, Zügen von nicht ganz zusammenstimmender Färbung, mit den »düstern einengenden Felsen, und den durchbrausten Schluchten« mehr umfaßt, als jene Wehmuth allein veranlassen konnte. Die Wehmuth ergießt sich aber nicht in eine sentimentale Klage, sondern wendet sich lebenskräftiger der Hoffnung des Wiedersehens zu, und daß die Empfindung auch hier an dem irdischen Wiedersehen des Geliebten und seiner Umarmung herstreift, ist bei der Innigkeit ihrer Liebe ganz natürlich und schön. Aber auch hier hat schon der Gedanke die Klarheit der Beziehung und die Anschaulichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks verloren. Wie das »Rundsein der Welt« unsere »Rückkehr mit erhöheten Kräften und doppeltem Reiz« bedinge und was alles unter letzterem zu verstehen sei, und was der »Same der Wiederkehr« sei, mögen uns die transcendenten Meister der neuesten ästhetischen Schulen herablassend erklären.

2. Wie die Fluctuation der Gefühle und der Phantasie alle Klarheit der Gedanken und ihrer Beziehungen trüben kann, tritt noch deutlicher in dem zweiten Briefe hervor. Auch hier sind die Naturschilderungen lebendig und schön. Die Trope »der einzige Blick, der beleuchtet und erkennt« — die Sonne — »brennt, wie ein einsames Feuer in der Wüste« ist sehr malend und dabei viel sagend: der Gegensatz zwischen der Winterscene in Landshut und der Sommerscene am Rhein, mit dem leichten und gemüthlichen Übergange; und wieder der Gegensatz zwischen dem »ungeheuren Brand, der alles in sich zerfließen läßt« und dem »kühlen ruhigen Rhein« ist eben so lebendig, und sich der Empfindung (»kühl und ruhig«) anschmiegend, als anziehend, obwohl die »Wollflocken an den dornigen Zierathen des Doms« bei aller Wahrheit gegen die Würde der Trope (vgl. 119, 8. Anm. h.) zu verstoßen scheinen. Auch der Contrast der Stimmung und der Gefühle im Sommer und derer im

Winter ist wahr, tief und lebendig empfunden und mit Leichtigkeit gezeichnet. Die Empfindungen sprudeln und wogen; und, daß sie sich vom Fluge des Vogels wieder in das Eine Gefühl der Liebe versenken, ist eine natürliche Äußerung ihrer Innigkeit und Tiefe. Den Gedanken aber, »wo die Natur die Sinne als den rührendsten Zauber ihrer Schönheit festhält«, müßten wir ganz unverständlich nennen, wenn nicht als den für an dem verdruckt ist. (Es ist ergötzlich, zu sehen, wie nicht selten die Erklärer aus solchen Druckfehlern bei Dichtern die tiefsten Gedanken herauswickeln.) Das Adjectiv »rührendsten« bleibt aber auch dann dunkel und ist jedenfalls unvorbereitet. Wohl können wir uns denken, wie die Wärme der Empfindung, das Lebensfeuer, das Denken in ein Träumen auflöse; schon schwerer, wie sie »den Gedanken im Gedanken verzehre«, die Gedanken als Bestandtheile eines andern und mit ihm; wie »es; das Lebensfeuer, sich aber wieder in Allem bilde« liegt wohl jenseits der Gränzen klarer Vorstellungen. Daß wir uns den Eindrücken der Natur ganz hingeben und uns darum (»und so fühlt ...«) keck und frei im kühnsten Wassersturz fühlen, und sich bei diesem Freiheitsgefühl doch eine Sehnsucht erzeugt, ist ein Gefühl, das sich selbst nicht klar ist und keine Klarheit des Gedankens zuläßt, wie denn selbst der Ort der Sehnsucht, ob Weimar oder der Himmel, unbestimmt ist. Die Verfasserinn selbst gesteht dies Dunkel der Empfindung ein, und möchte sich wohl selbst in dem so frommen Ergusse der Empfindungen, die die Liebe über sich hinaus steigern, die Frage nicht lösen können, wie der Umgang mit Gott nur eine Frage um das Überirdische sei (so verständlich an sich die Elemente des Gedankens selbst auch sind), und die Liebe auch nur eine solche Frage. Nicht zu läugnen ist es, daß hier die Färbung der Gedanken und Empfindungen denen unserer beiden vorletzten Briefe verwandt sind.

101. Kaspar Reichart's Vertheidigung,

aus Mittermaier's Vertheidigungskunst.

Wer mit der ruhigsten Kälte und der größten Nüchternheit des Geistes den unglücklichen Reichart am Morgen des 13. Octobers auf seinem Felde sieht, wer da in seine Lage sich hineindenkt, als er den,

welcher ihn bereits über 3 Jahre unaufhörlich peinigte, sich näher kommen sieht, wer an die vorhergehenden Reden Wenzels und Meiers sich erinnert, wer endlich bedenkt, daß Merz auf den Reichart mit Schimpfreden losging, und wer dazu Reicharts natürliche Furchtsamkeit kennt, wird gewiß zugeben, daß hier ein Reiz, eine Veranlassung da war, welche auch den Ruhigsten aus seiner Fassung bringen und den höchsten Affect erregen konnte. Die Erinnerung an alles Vorausgegangene stellt in einem solchen Augenblicke alle erlittenen Kränkungen mit neuen Farben vor die Seele, das seit vielen Jahren zurückgehaltene Gefühl sprengt tobend alle Bande, und reißt im Sturme alle Entschlüsse, alle abmahnende Vorstellungen mit sich fort. Furcht und Angst paaren sich mit den Bildern der Gegenwart, der Gedanke an Lebensrettung leiht dem Gefühle neue Stärke, und der Unglückliche, dessen ruhiges Gleichgewicht gestört ist, handelt, ohne selbst nur zu wissen, wie. — Der im gegenwärtigen Falle vorhandene Reiz war stark genug, eine solche Stimmung zu erzeugen, welche gerecht durch den Zusammenfluß so vieler außerordentlicher Reize wird. Dieß ist gerade die unläugbare Eigenheit des Affects, daß er, wurzelnd im Gefühle, tobend alle Schranken überspringt, wenn ein ungewöhnlicher Reiz ihn in Flammen setzt, daß er wider Willen und ohne Bewußtsein aus dem Übermaße des Gefühls sich erzeugt, und darin liegt gerade der Grund seiner verminderten Zurechnung, weil er unwillkührlich entsteht, auch den Edelsten mit sich fortreißt, und nur strafbar ist, weil er ein Beweis der unvorsichtigen Nachsicht des Menschen gegen die zum Affekte heranwachsende Empfindung ist.

Auch das zweite Merkmal des Affects findet sich bei dem Angeschuldigten. Da, wo die Leidenschaft lange brütend das Gewebe ausspinnt, womit sie ihr Opfer umfängt, vorsichtig und klug die besten Mittel, Ort und Zeit wählt, damit sie unentdeckt und sicher ihr Verbrechen begehen kann, welches sie nie bereut, das lange genährt in der innersten Werkstätte der Begierden erzeugt war, da handelt der Affect schnell aufwallend als vorüberfliegende Äußerung des erregten Gefühls, ohne Vorbereitung, ohne Wahl, unklug und unbesonnen, und tief bereuend, wenn die That geschehen ist. Jeder erkennt in diesem zweiten Bilde den unglücklichen Reichart, der seit mehreren Jahren jede Beleidigung ruhig ertrug, seit einem Jahre nur für sein Leben besorgt, weil er an die warnende Stimme Wenzels denkt, ohne Vorbereitung, ohne Waffen, am unseligen

Morgen auf sein Feld geht, da seinen Verfolger erblickt, der auf ihn zueilt und durch seine Schimpfreden und Drohungen die schlummernde Furcht bestätigt und das lang unterdrückte Gefühl des Unmuths zum Affecte des Zorns entflammt. Hier sieht der unpartheiische Richter diesen von Furcht für sein Leben Erschütterten, seit Jahren schwer Verfolgten, endlich seinem Feinde ein Paar Schläge mit der Faust geben und statt sich zu rächen — die Flucht ergreifen. Entschluß und That fallen da in einem Momente zusammen, und die unwillkührlich geballte Faust hat den Gegner getroffen, ehe die abmahnende Vernunft, ehe die Stimme des Gesetzes nur sich erheben können. Da bedarf es keiner Ausführung und keiner Zergliederung, daß Affect vorhanden war, jeder fühlt sein Dasein, und spricht den armen Reichart von der ordentlichen Strafe frei, wenn er auf die Bestimmung des Art. 369. des Gesetzbuches sieht.

Dies ist ein Auszug aus einer ausführlichen Vertheidigungsschrift vor einem deutschen Gerichtshofe. Der Beschuldigte hatte sich selbst angegeben: er habe den »Merz« seinen erbitterten Feind, als derselbe ihm auf dem Felde mit Mißhandlung gedroht, zu Boden geworfen und ihm ein Paar Schläge mit der Faust gegeben. Merz konnte noch bei dem Verhör in seinen letzten Augenblicken aussagen, daß Reichart ihn angepackt, niedergeworfen und geprügelt habe. Wo Merz dem Tode nahe gefunden wurde, fand sich ein spitzer Ast, der vom Zaune hervorstand. Die übrigen in dem Bruchstücke angegebenen Thatsachen sind in der Schrift ausführlicher begründet. In dem Bruchstücke sollte bewiesen werden, daß Reichart im Affect gehandelt habe, und zwar, daß die beiden wesentlichsten Attribute 1) Reiz und Veranlassung, 2) bedachtlos handelnde, schnelle Aufwallung vorhanden sei. Den Schein vermeidend, als wolle er mehr als beweisen und, was der Würde des Richters zuwider wäre, das Gefühl bestechen, soll doch dieser letzte Theil der Defensionsschrift die Sympathie der Richter und das Mitleiden mit dem Angeschuldigten erwecken. Wenzel und Meier hatten Reichart noch mehr gegen den beleidigenden Merz aufgebracht, und ersterer hatte ihm gesagt, daß derselbe gedroht habe, ihn zu tödten. In einer edlen, gedrängten Sprache treten hier alle rechtlich bedeutenden Motive seiner Aufwallung, und zwar in einer vorsichtig angeordneten Steigerung, vor

die Seele der Richter. Nicht etwa der Contrast des mühsamen Tagewerks und des Angriffes zur Mißhandlung, denn mit einem ähnlichen Contraste ließen sich auch arme Räuber entschuldigen; nicht der thätliche Angriff des Getödteten, denn diesen hatte nur der Inquisit ausgesagt; sondern nur solche Thatsachen, welche das Gesetz (S. Feuerbachs Rechtsfälle) als entschuldigend erkennt, und welche bewiesen waren, werden hier aufgeführt. Die Einleitung der Stelle »Wer mit der ruhigsten Kälte und der größten Nüchternheit des Geistes den unglücklichen Reichart ..... sieht« sichert dem Richter gleiche Attribute zu, wenn ihn auch jene Motive sympathetisch in die Lage des Inquisiten versetzen. Dieser fühlt sich in rascher Steigerung zur That fortgerissen, diese aber wird nur in den wenigen letzten Worten der Schilderung »handelt, ohne selbst nur zu wissen, wie« vorbeieilend, im allgemeinsten Begriffe »handelt«, und doch mit dem entschuldigendsten Attribute der Bewußtlosigkeit, verhüllend angedeutet. Von der Schilderung wendet sich die Rede rasch zur Thesis, aus den Veranlassungen den Affect der That zu folgern, auch diesen in der leidendsten Willenlosigkeit darstellend. Sie läßt »die Edelsten« davon fortreißen und nennt ihn doch strafbar aus unvorsichtiger Nachsicht, weil sie sich ihr Ziel vorsichtig nicht zu weit gesteckt hat.

2) Der Defensor will ferner das Dasein des Affectes durch die bei der That vorhandene Aufwallung beweisen. Nachdem er diese als das den Affect von der Leidenschaft Unterscheidende in einer eben so scharfen als zweckmäßigen Zusammenstellung beider aufgestellt hat, schildert er den Moment der Aufwallung. Auch hier sind nur solche Elemente der Schilderung gewählt, die, den Schein rhetorischer Täuschung des Gefühls, deren sich die classischen Redner der Alten mit Erfolg bedienen durften, vorsichtig vermeidend, für das Urtheil des Richters bedeutend sein mußten: unvorbereitete Arglosigkeit; Furcht, selbst Furcht für das eigene Leben, geweckt durch die Schimpfreden und Drohungen des den Streit beginnenden Gegners, und dann erst begleitet und zum Zorn gesteigert von den Erinnerungen erlittener Unbilden und Verfolgungen; dann die Paar verhängnißvollen Schläge und die schnelle Flucht statt der Rache. Der Satz »Entschluß und That fallen da in Einem Moment zusammen....können« faßt alles kräftig zusammen, was für die Aufwallung gesagt werden

konnte; so wie der Schluß die Thesis wieder ausspricht: daß Affect und nur Affect vorhanden war. Aber auch dieser letztere Theil ist nicht bloß kalter Beweis, sondern nimmt zugleich das Mitgefühl der Richter, ohne diese Absicht durch ein pathetisches und rhetorisches Gepräge zu verrathen, lebhaft in Anspruch.

Zweite Abtheilung.

Analyse lyrischer Darstellungen.

Regeln: I. §§. 94—107; 130—136; 152—155.
Eintheilung: I. §§. 204—206.

Mehr, als bei den vorhergehenden Darstellungsformen entscheidet hier der Stoff der Empfindung und die allgemeinere oder individuellere Beziehung desselben auf den Empfindenden die Wahl der Form und die Haltung und den Ton der Darstellung. Diese Rücksicht bestimmte um so mehr die folgende Anordnung, als dadurch die Vergleichung erleichtert wird.

---

a) Heitere und ernste Gefühle im Genusse der Natur.

102. Morgenlied eines Bauersmanns. (Von Claudius.)

Da kommt die liebe Sonne wieder,
Da kommt sie wieder her!
Sie schlummert nicht, und wird nicht müde,
Und läuft doch immer sehr.

Sie ist ein sonderliches Wesen;
Wenn Morgens auf sie geht,
Freut sich der Mensch, und ist genesen,
Wie beim Altargeräth.

Von ihr kommt Segen und Gedeihen,
Sie macht die Saat so grün,
Sie macht das weite Feld sich neuen,
Und meine Bäume blühn.

Und meine Kinder spielen drunter,
Und tanzen ihren Reihn,
Sind frisch, und rund, und roth, und munter;
Und das macht all' ihr Schein.

Was hab ich Dir gethan, Du Sonne!
Daß mir das widerfährt?
Bringst jeden Tag nur neue Wonne,
Und bin's fürwahr nicht werth!

Du hast nicht menschliche Geberde,
Du issest nicht, wie wir;
Sonst holt' ich gleich von meiner Heerde
Ein Lamm, und brächt' es Dir

Und stünd' und schmeichelte von ferne:
Iß und erquicke Dich,
Iß, liebe Sonn', ich geb' es gerne:
Und willst Du mehr, so sprich.

Gott in dem blauen Himmel oben,
Gott denn belohn' es Dir!
Ich aber will im Herzen loben
Von Deiner Güt' und Zier.

Und, weil wir ihn nicht sehen können,
Will ich wahrnehmen sein,
Und an dem edlen Werk erkennen,
Wie freundlich er muß sein.

O! bis mir denn willkommen heute,
Bis willkomm'n, schöner Held!
Und seg'n' uns arme Bauersleute,
Und unser Haus und Feld.

Bring' unsrem König heut auch Freude
Und seiner Frau dazu;
Seg'n' ihn, und thu' ihm Nichts zu leide,
Und mach' ihn mild, wie Du!

Man vergleiche »der Winter« von Hebel, oben. Das Lied drückt Empfindungen beim Sonnenaufgange aus, und endet mit einer Begrüßung der Sonne selbst. Ihr Lauf und ihr wohlthätiges Wirken wird der naiven Individualität des frommen Sängers gemäß aufgefaßt. Die Äußerung der bescheidenen Dankbarkeit neigt sich fast zum Spielenden, wohin sich das Streben nach Naivität, wie bei Hebel's »Abendstern«, leicht verirrt. Eine frühlingsheitere Stimmung ist über das Ganze ausgegossen; nur der fast elegische Anklang »und ist g e n e s e n,

wie beim Altargeräth«, der an sich unbestimmt ist (man vermuthet eine Dienstleistung bei der Messe) paßt im »genesen«, was eine sehnsüchtige Bedürftigkeit voraussetzt, bei aller Frömmigkeit nicht zu dieser Stimmung; desgleichen nicht die Trope »Held«. Ungelenk schließt sich »Und weil wir ihn nicht sehen können..« überspringend an die ersten Verse der vorhergehenden Strophe. »Bis« statt »sei« ist mundartisch; »Sie macht das Feld sich neuen« unbestimmt und undeutsch.

103. Der Frühling. (Von Claudius.)

Heute will ich fröhlich, fröhlich sein
Keine Weis' und keine Sitte hören;
Will mich wälzen, und vor Freude schrein,
Und der König soll mir das nicht wehren.

Denn er kommt mit seiner Freuden Schaar
Heute aus der Morgenröthe Hallen,
Einen Blumenkranz um Brust und Haar,
Und auf seiner Schulter Nachtigallen.

Und sein Antlitz ist ihm roth und weiß,
Und er träuft von Thau und Segen —
Ha! mein Thyrsus sei ein Knospenreis,
Und so tauml' ich meinem Freund' entgegen.

Die Darstellung hat, was die Gleichförmigkeit und den Rhythmus der Strophen betrifft, die lyrische Form eines Liedes, ist aber, dem Inhalte nach, eine Dithyrambe, voll trunkener Begeisterung und Lebendigkeit der Anschauung. In der allegorischen Schlußstrophe ist »roth«, die Röthe der Trunkenheit, ohne das »weiß« verständlich und passend; das »weiß« verletzt nicht nur die Schönheit der Allegorie, sondern giebt auch dem »roth« eine andere, in den eigentlichen Ausdruck überstreifende Bedeutung, an die rothen und weißen Blumen und Knospen erinnernd. Das »er« am Anfange der zweiten Strophe hat eine nicht gleichzeitig verständliche Beziehung auf den Frühling.

104. Frühlingslied. (Von Voß.)

Seht den Himmel, wie heiter!
Laub und Blumen und Kräuter

Schmücken Felder und Hain;
Balsam athmen die Weste,
Und im schattigen Neste
Girren brütende Vögelein.

Über grünliche Kiesel
Rollt der Quelle Geriesel
Purpurblinkenden Schaum;
Und die Nachtigall flötet,
Und, vom Abend geröthet,
Wiegt sich spiegelnd der Blüthenbaum.

Alles hüpfet vor Freude:
Dort das Reh in der Heide,
Hier das Lämmchen im Thal,
Vögel hier im Gebüsche,
Dort im Teiche die Fische,
Tausend Mücken im Sonnenstrahl.

Kommt, Gespielen! und springet,
Denn die Nachtigall singet,
Und sie ladet zum Tanz.
Darum, geschwinder, geschwinder,
Rund herum, wie die Kinder,
Laßt uns schlingen den fröhlichen Kranz!

Ein schönes Lied, den Empfindungen beim Frühling ganz entsprechend und darum mit verbreitetem und lange anhaltendem Beifall gesungen. Aufforderung, an der Frühlingsfreude des Dichters im frohen Tanze Theil zu nehmen, ist der Hauptgedanke des Liedes in der letzten Strophe. Die drei ersten Strophen enthalten in wohlgeordneter Folge die Beweggründe. In sofern hat das Lied in seinen Haupttheilen einen constructiven (I., §. 205, 2.) Gang, und nur in den einzelnen, durch die Strophen unterschiedenen, Theilen waltet der collective Gang des Liedes vor. Die erste Strophe singt die allgemeinen Eindrücke des Frühlings; die zweite die besondern des Ortes, an dem sich der Dichter mit seinen Gespielen, also noch jung als Knabe oder Jüngling, befindet; die dritte die Wirkung der Eindrücke auf alles Lebendige. Daran schließt sich denn die Aufforderung selbst. Die Beweggründe sind hier aber nicht dem bloßen Verstande logisch vorgelegt, sondern die Gegenstände sollen die erregten Gefühle in ihren Ursachen, wie in den beiden letzten Strophen zugleich in den Wirkungen, darstellen. Daß gerade die

Nachtigall zum Tanze, den sie doch nicht musicalisch recht begleiten kann, einlädt, ist befremdend; daß sie aber schon in der zweiten Strophe erscheint, keine störende Wiederholung, da sie dort nur zur Schilderung der einladenden Örtlichkeit gehört, wie auch die brütenden Vögel zum allgemeinen Character des Frühlings gehören. Eher könnte die vorletzte Strophe, und »denn die Nachtigall singet und .... zum Tanz«, beides Beweggründe und Einladung, als durch die Aufforderung selbst weniger gefällig getrennt erscheinen.

105. Die Frühlingsfeier. (Von Klopstock 1759.)

Nicht in den Ozean der Welten alle
Will ich mich stürzen, schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten! und in Entzücken vergehn!

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur, will ich schweben, und anbeten!
Halleluja! Halleluja! der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch!

Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen!
Die Ströme des Lichts rauschten, und Siebengestirne wurden;
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Da ein Strom des Lichts rauscht', und unsre Sonne wurde!
Ein Wogensturz sich stürzte wie vom Felsen
Der Wolk' herab und den Orion gürtete;
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Wer sind die Tausendmaltausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen, und bewohnten? und wer bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! mehr wie die Erden, die quollen!
Mehr, wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!

Aber du Frühlingswürmchen,
Das grünlichgolden neben mir spielt,
Du lebst; und bist vielleicht,
Ach! nicht unsterblich.

Ich bin herausgegangen anzubeten,
Und ich weine? Vergieb, vergieb
Auch diese Thräne dem Endlichen,
O du, der sein wird!

Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Thal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldene Würmchen hatte.

Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Mais, so werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

Ergeuß von neuem du, mein Auge,
Freudenthränen!
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

Umwunden wieder, mit Palmen
Ist meine Harf' umwunden! ich singe dem Herrn!
Hier steh ich. Rund um mich
Ist Alles Allmacht! und Wunder Alles!

Mit tiefer Ehrfurcht schau' ich die Schöpfung an,
Denn du!
Namenloser, Du!
Schufest sie!

Lüfte, die um mich wehn, und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr! der Unendliche!

Aber jetzt werden sie still, kaum athmen sie,
Die Morgensonne wird schwül!
Wolken strömen herauf!
Sichtbar ist, der kommt! der Ewige!

Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde,
Wie beugt sich der Wald! wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen sein kannst,
Ja, das bist Du, sichtbar, Unendlicher!

Der Wald neigt sich, der Strom fliehet, und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr! Herr! Gott! barmherzig und gnädig!
Du Naher! erbarme dich meiner!

Zürnest du, Herr!
Weil Nacht dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde.
Vater, du zürnest nicht!

Sie kommt, Erfrischung auszuschütten,
Über den stärkenden Halm!
Über die herzerfreuende Traube!
Vater, du zürnest nicht!

Alles ist still vor dir, du Naher!
Rings umher ist alles still!
Auch das Würmchen mit Gold bedeckt, merkt auf!
Ist es vielleicht nicht seelenlos? ist es unsterblich?

Ach, vermöcht' ich dich, Herr, wie ich dürste, zu preisen!
Immer herrlicher offenbarest du dich!
Immer dunkler wird die Nacht um dich,
Und voller von Segen!

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zuckenden Strahl?
Hört ihr Jehovas Donner?
Hört ihr ihn? hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?

Herr! Herr! Gott!
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sei dein herrlicher Name!

Und die Gewitterwinde? sie tragen den Donner!
Wie sie rauschen! wie sie mit lauter Woge den Wald durchströmen!
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt
Die schwarze Wolke.

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den fliegenden Strahl?
Höret ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn?
Er ruft: Jehova! Jehova!
Und der zerschmetterte Wald dampft!

Aber nicht unsre Hütte!
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unsrer Hütte vorüberzugehn!

Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen!
Nun ist, wie dürstete sie! die Erd' erquickt
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet!

Siehe, nun kommt Jehova nicht mehr im Wetter,
In stillem, sanften Säuseln
Kommt Jehova,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens!

Eine Ode, welche in der weiteren Bedeutung (I., §. 205, 3.) dithyrambisch ist. Es ist bei der Erläuterung hier wesentlich, den Gedankengang des Ganzen aufzufassen, und selbst die in der Begeisterung übersprungenen Gedanken aus dem Zusammenhange zu bestimmen. Ziehen wir bloß logisch den Gang der Gedanken zusammen, so möchte er sich in dem Satze, der zugleich die Grundempfindung der Ode ist, ausdrücken lassen: Wie alle Welten, so ist auch die kleine Erde ein Werk der Allmacht und der sich auf das kleinste Leben erstreckenden Liebe des Schöpfers, und selbst in den furchtbaren Erscheinungen des Gewitters waltet er segnend. Das Anschauen der Natur hatte den immer frommen Dichter zu den Gedanken an den Schöpfer und die Unermeßlichkeit der Schöpfung erhoben. Aber zurückgezogen und gehalten durch die nähere Natur, die schöne Erde, spricht sich die Empfindung in anbetender Bewunderung in dem Ausrufe aus: Auch die Erde ist von Gott am Tage der Weltschöpfung geschaffen; und alle Herrlichkeit, Lebensfülle, und aller Segen der Natur drängen sich in der Empfindung in das eine rühmende Attribut zusammen: sie ist des Herrn Werk! und Alles »die wunderbaren Lüfte...« kommt von ihm. Verloren und niedergebeugt in der großen Fülle des Lebens erhebt sich das Gefühl (worin das Erhabene desselben beruht [I., §. 102.]) zum Bewußtsein der Würde des Menschen, besonders seiner Ewigkeit. Er möchte gern theilnehmend alles Lebendige, auch das Frühlingskäferchen, mit unsterblicher Seele begaben, um dadurch der eigenen Unsterblichkeit gewisser zu sein. Und, nachdem nun rasch der Gedanke, daß alle Seelen unsterblich seien, den empfindsam weinenden Zweifel gestillt hat,

überläßt sich das Gefühl wieder ganz der freudigen Bewunderung der Allmacht. Da naht ein Gewitter, und diese erhabene Erscheinung übernimmt gleichsam im höheren Chor die Feier des Frühlings. Des Dichters Empfindung begleitet die Schilderung in allen gesteigerten Stafen der Erscheinung, bis in dem stillen, frohen Genusse der Natur sein Gesang verstummt. So fließt der Gesang mit allen Wellen und Wogen der Empfindung in Einem Strome fort, zusammengehalten durch jenen Einen Gedanken des feiernden Preises. Was nun die Ausführung der einzelnen Theile betrifft; so erkennen wir zwar bald im ersten Theile, den fünf ersten Strophen, jene Gestaltlosigkeit der Darstellung, durch welche sich die begeisterte Andacht der semitischen Dichter von den griechischen unterscheidet. Wir sehen die Hand des Allmächtigen, und freilich nur von ihm und aus ihr die Wellen und Lichtströme quellen, wie vom wolkenhohen Felsen (»Felsen der Wolke«); und schon dies, noch mehr, wie der Wogensturz den Orion gürtete (nicht etwa die ganze Milchstraße), vermag die Phantasie nicht in einer Gestaltung zu umfassen. Wir erinnern uns hier an die Cherubimgestalten des Ezechiels. Der »Tropfen am Eimer« ist eine Allusion auf Jesaias 40, 15, in diesem Bilde aber weit ungeheurer als dort in einer bloßen Vergleichung von den Völkern gebraucht. Auch im zweiten Theile, den sieben folgenden Strophen, ist der weinende Zweifel über das Frühlingswürmchen ein Ausdruck jener weichlichen Sentimentalität, mit welcher wir, da sie den Verirrungen der Zeit angehört, auch in Klopstocks und seiner Geliebten Briefwechsel so wenig sympathisiren können, und wohl noch weniger, als mit Elisama's Hunde (Meß. XVI, 333.).

In der Schilderung des Gewitters aber herrscht, was die Wahrheit und Lebendigkeit der Darstellung in den wachsenden Stadien der Erscheinung, die einfache, schmucklose Innigkeit des wechselnden und den Erscheinungen entsprechenden Gefühls, und vor allem den der Empfindung und Erscheinung entsprechenden Rhythmus betrifft, eine hohe Vollendung. In letzterer Hinsicht verdient besondere Erwähnung »Sichtbar ist, der kommt, der Ewige«; »Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde;« vor allem die viert- und fünftletzte Strophe, z. B. »und der zerschmetterte Wald dampft!«

Nach dieser Weise zergliedere nun der Schüler die Oden »der Zürcher See« und »die Sommernacht«.

Der Verwandtschaft des Stoffes und der lyrischen Haltung wegen stehe hier noch

106. Der Frühling. (Von Lenau.)

An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde voller Blüth' und Duft.

Da sind, so weit die Blicke gleiten,
Altäre festlich aufgebaut,
Und all die tausend Herzen läuten
Zur Liebesfeier dringend laut,

Der Lenz hat Rosen angezündet
An Leuchtern von Smaragd im Dom,
Und jede Seele schwillt und mündet
Hinüber in den Opferstrom.

Eine fromme, glühende Frühlingsfreude athmet das Ganze. Der Ausdruck im lebendigen Streben nach anschaulicher Deutlichkeit und Tiefe streift an Gesuchtheit: »klettert« sehr bezeichnend für den eigenthümlichen Aufflug der Lerche, gleichsam ein Emporklimmen; »Herzen läuten« bedeutsame Anspielung auf das Läuten zur Kirche; »dringend« Ermahnung, an dem allgemeinen liebenden Dank, der Gottheit dargebracht, Theil zu nehmen: sonst könnten in der Bedeutung der »Liebesfeier« noch andere Beziehungen (die Blume ∾ ein Brautgemach der Liebe) hinüberspielen; »Rosen angezündet« Anspielung auf das brennende Roth ihrer Farben, aber auch vom Dom, in welchem die Altarlichter brennen, gefordert; »mündet in den Opferstrom«, das Verb nach »schwillt« bedeutsam und schön gewählt; »der Opferstrom« dem Sinne nach, in Dank ausströmen, verständlich; dem Bilde nach nicht verständlich, etwa der Weihrauch, hinaufströmend. Die beiden letzten Strophen sind in verständlicher Folge: das All die Kirche, der Ruf zur Feier, das Innere des Doms, obwohl die Altäre schon vorher genannt sind, das Opfer. Die erste Strophe gehörte mit ihrem Sängerchor vor die beiden letzten Verse. Es müßte die erste Strophe als eine lyrische Einleitung und das Rhapsodische der Darstellung durch die Lebendigkeit der Empfindung entschuldigt werden. Die Darstellung selbst zeigt die Rei-

gung zum Gesuchten; die Färbung ist Innigkeit einer frommen Naturanschauung.

107. Die Sterne. (Von Kosegarten.)

Wie wohl ist mir im Dunkeln!
Wie weht die laue Nacht!
Die Sterne Gottes funkeln
In feierlicher Pracht!
Komm, Ida, komm in's Freie,
Und laß in jene Bläue,
Und laß zu jenen Höhn
Uns staunend aufwärts sehn.

Sieh, wie die Leier schimmert!
Sieh, wie der Adler glüht!
Sieh, wie die Krone flimmert,
Und Gemma Funken sprüht!
Die hellen Wächter winken,
Die goldnen Wagen blinken,
Und stolz durchschwimmt der Schwan
Den blauen Ocean.

O, Sterne Gottes, Zeugen
Und Boten beßrer Welt,
Ihr heißt den Aufruhr schweigen,
Der unsern Busen schwellt.
Ich seh' hinauf, ihr Hehren,
Zu euren lichten Sphären,
Und Ahnung beßrer Lust
Stillt die empörte Brust.

O, Ida, wenn die Schwermuth
Dein sanftes Auge hüllt;
Wenn Dir die Welt mit Wermuth
Den Lebensbecher füllt:
So geh hinaus im Dunkeln,
Und sieh die Sterne funkeln,
Und leiser wird Dein Schmerz,
Und freier schlägt Dein Herz.

Und wenn im öden Staube
Der irre Geist erkrankt;
Wenn tief in Dir der Glaube
An Gott und Zukunft schwankt:

Schau auf zu jenen Fernen,
Zu jenen ew'gen Sternen!
Schau auf und glaub' an Gott,
Und segne Grab' und Tod.

O, Ida, wenn die Strenge
Des Schicksals einst uns trennt,
Und wenn das Weltgedränge
Nicht Blick und Kuß uns gönnt:
So schau hinauf in's Freie,
In jene weite Bläue!
Zu jenen lichten Höhn;
Dort, dort ist Wiedersehn!

Und wenn ich einst, o Theure,
Von allem Kampf und Krieg
Im stillen Grabe feire,
So schau empor, und sprich:
In jenen hohen Fernen,
Auf jenen goldnen Sternen,
Dort, wo's am hellsten blitzt,
Wallt mein Verlorner itzt.

O, Sterne Gottes, Boten
Und Bürger beßrer Welt,
Die ihr die Nacht der Todten
Zu milder Dämmrung hellt!
Umschimmert sanft die Stätte,
Wo ich aus stillem Bette
Und süßem Schlaf erwach'
Zu Edens schönrem Tag!

Der Dichter drückt die Empfindungen aus, die er beim Anblicke der Sterne in einer lauen Nacht empfand, und ladet seine Freundinn zu gleichem Anblicke und gleicher Empfindung ein. Ganz naturgemäß drückt die erste Strophe die Totalempfindung, aus der sich die bestimmteren Empfindungen entwickeln, ganz unbestimmt aus. In dem Ausdrucke »Sterne Gottes« liegen alle Beziehungen des Himmels und des ewigen Daseins zu den Menschen; selbst aber das »Dunkel«, das »laue«, sind nicht ohne zarte Beziehungen zu den folgenden Empfindungen. Dem widerspricht aber »staunend« durch seine bestimmte Beschränktheit: denn nicht bloß Bewunderung soll die Empfindung sein, und selbst die in der folgenden Strophe besonders ausgedrückten

Einwirkungen der einzelnen Sternbilder sollen nicht bloß Staunen erregen. Die einzelnen bekannten Sternbilder, unter denen die »hellen Wächter« auf den Bärenhüter Bootes und den Schlangenhalter Ophiuchos gehen, haben bis auf »winken« und »schwimmen« nur die Prädicate des Leuchtens und Glänzens. Man vergleiche dagegen Klopstock's Ode »die Gestirne«. Es tönt darin die Leier, den Sphärentanz begleitend; es wägt die Wage; es spielet der Fisch und bläst Ströme der Glut; der Adler hat Flamme (nur) im Blick; heißer ergießt sich des Leuen Herz. Hier hätte man bezeichnendere und mit den folgenden Empfindungen zusammenstimmendere Attribute erwarten dürfen, wie allerdings »winken« ein entsprechendes ist. Daß dadurch, daß die Bären, die freilich nicht stimmten, zu »Wagen« geworden sind, auch der Bootes, einer der Wächter, sein Object verloren hat, stört hier gleichwohl nicht; wenn nur die Thätigkeiten der riesigen Geisterwelt, als welche hier die Sternbilder erscheinen, mit den Empfindungen inniger zusammenstimmten. Die Empfindungen, in den einzelnen folgenden Strophen vertheilt, sind: Beruhigung, Tröstung, Glaube an Gott und Zukunft, Wiedersehen; aber wie das Aufschauen zu den Sternen diese Empfindungen erzeugen soll, ist, das »ew'gen« etwa ausgenommen, in keiner besonders angedeutet, sondern nur im Allgemeinen gehalten. Indem nun die vorletzte Strophe der Freundinn die Sterne als des Dichters künftigen Wohnort bezeichnet hat, wünscht die letzte Sternenschein auf sein eignes Grab; und hier schließt passend das Lied. Das »Feiern von Kampf und Krieg« (letzteres wol nur dem Reime zu Gefallen gebraucht) in der vorletzten Strophe ist eigentlich keine Wiederholung der Vorstellungen der dritten Strophe, da es als Adverb steht, außerdem Beziehungen auf den Widerstreit von außen ausdrückt. Der »öde Staub«, noch mehr die »Nacht der Todten«, sind dunkler Beziehung. Der Ton des ganzen Liedes und die Bewegung der Sprache und des Rhythmus ist der Empfindung sehr entsprechend. Immer gehört es zu den ansprechendern Liedern des Verfassers, und hält sich frei von dem Schwulste, zu dem derselbe nicht selten neigt.

108. Der Speßhardt. (Von Fr. Schlegel.)

Gegrüßt sei, du viellieber Wald!
Es rührt mit wilder Lust,
Wenn Abend's fern das Alphorn schallt,
Erinnrung mir die Brust.

Jahrtausende wol standst du schon,
O Wald, so dunkel kühn,
Sprachst allen Menschenkünsten Hohn,
Und webtest fort dein Grün.

Wie mächtig dieser Äste Burg!
Und das Gebüsch, wie dicht,
Was golden spielend kaum durchschlug
Der Sonne funkelnd Licht!

Nach oben strecken sie den Lauf,
Die Stämme, grad und stark;
Es strebt zur blauen Luft hinauf
Der Erde Trieb und Mark.

Durch des Gebildes Adern quillt
Geheimes Lebensblut,
Der Blätterschmuck der Krone schwillt
In grüner Frühlingsglut.

Natur, hier fühl' ich deine Hand
Und athme deinen Hauch!
Beklemmend bringt und doch bekannt
Dein Herz in meines auch.

Dann denk' ich, wie vor alter Zeit,
Du dunkle Waldesnacht,
Der Freiheit Sohn sich dein gefreut,
Und was er hier gedacht.

Du warst der Alten Haus und Burg;
Zu diesem grünen Zelt
Drang keines Feindes Ruf hindurch;
Frei war noch da die Welt!

Der dichte Wald wird vom Dichter begrüßend angeredet. Das hohe Alter, die schattige Dichtigkeit, die Höhe der schlanken Baumstämme, der üppige Blätterschmuck erregen ihn, daß er sich ganz zur Natur und dem freieren Leben in ihr hingezogen fühlt und der Erinnerung der alten Zeiten freut, wo in diesen Wäldern Freiheit herrschte und »die Welt noch frei war«. Wohllaut der Sprache, eine große Gewandtheit des Ausdrucks läßt sich nicht verkennen. Dunkel ist aber schon die erste Strophe. Bezieht sich die »wilde« Lust auf die Wild-

heit der Gegend oder die zwanglose Ungebundenheit des ritterlichen Lebens in ihr, oder auf beides? So ist diese Beziehung, wenn auch der »Wald« an sich darauf vorbereitet, nicht gleichzeitig verständlich genug; noch weniger, wie dies durch das Alphorn, da der Dichter im Walde zu sein scheint und das Horn nicht blos seine Phantasie hinruft, motivirt werden kann. Noch dunkler ist das »Beklemmend« an sich und als Gegensatz von »bekannt«; und fast unförmlich und schwülstig: »Dein (der Natur) Herz dringt in meines auch«. Das »durchschlug« in der dritten Strophe ist durch seine technische Geltung bezeichnend, sonst würde es ungewählt und unpräcis sein.

109. Das Nordlicht. (Von Neubeck.)

Groß ist der Herr! Donner, Du rufst's in des Wetters
Schrecklicher Nacht. — O, der Wunder in der Schöpfung!
Schaut, ihr Sterbliche, dort das Nordlicht!
Preiset den Ewigen auch!

Zwar wie das Meer donnert es nicht, wie der Sturmwind
Brauset es nicht; doch wie flammt es dort im Blitzglanz,
Hoch am dunk'len Olymp! Ein stiller
Fei'rer erhebt es den Herrn.

Schlummernd entglimmt's tief in der Fern' an dem Himmel,
Flieget herauf von dem Nordpol, wo mit Gold es
Eiseilande bestrahlt, Schneefelsen
Lieblich mit Rosen bestreut.

Wachend am Heerd siehet mit Lust, der in Grönland's
Hütten sich birgt, wie es wogend sich daher geußt,
Wie der dauernden Nacht Graundunkel
Ebnen und Hügel verläßt.

Siehet's, und eilt muthig zur Jagd in der Klüfte
Drohenden Hang. Und der Normann, dem des Winters
Hauch die Locken bereift, frohlockend
Fliegt er die silberne Bahn.

Seht, wie die Gluth strömend umwallt den bestirnten
Mantel der Nacht, und ihn röthet wie mit Purpur!
Blässer dämmert Arktur, und zitternd
Schwimmt der Planet in dem Glanz.

Der den Planet, Sonnen der Welt, und den Mond schuf,
Winkte dem Licht, das dort herflammt. Aus dem Eismeer
Stieg es feurig herauf, hoch preisend
Ihn, den kein Cherub erreicht.

Der Dichter, durch seine »Gesundbrunnen« (vgl. W. Schlegel's Kritiken II. S. 233 u. f.) als trefflicher Naturmaler bekannt, spricht hier seine Empfindung beim Anblicke des Nordlichts aus. Es ist die geräuschlos stille Majestät der Erscheinung, und, daß auch sie Gottes Werk sei und ihn preise, der die Empfindung erregende und beherrschende Grundgedanke. Je unverstandener in ihren Ursachen und je stiller und wirkungsloser die Erscheinung ist, je schwerer ist es, jene Empfindung aus ihr motivirend hervorgehen zu lassen, wie es denn beim Gewitter und andern Naturerscheinungen auch oft erfolgreich geschehen ist. Der Dichter, durch den Stoff seines größeren Gedichtes gewöhnt, abstracte, diätetische und geognostisch chemische Wahrheiten durch andere lebendigere vergesellschaftete Vorstellungen zu beleben, verläßt auch hier die gegenwärtige Anschauung, führt uns in der 3ten Strophe in die »Eislande« und ferner zu den grönländischen und normannischen Jagden. Diese bilden gleichsam den Vordergrund des Gemäldes, über welchem, wie es bei ähnlichen Aufgaben für den Maler nicht selten ist, die Erscheinung schwebt, welche der Hauptzweck der Darstellung ist. Die Schilderung hat freilich dadurch gewonnen; aber der lyrische Ausdruck ist, weil alle Beziehung zu bestimmten Empfindungen fehlt, sehr zurückgeblieben: es fehlt ihm an Bestimmtheit, an Steigerung und Kraft. Der Schluß »Es stieg aus dem Eismere feurig herauf«, der letzte grammatische Hauptsatz, ist eine Wiederholung des »Flieget... Nordpol«, und der möglicher Weise gedachte Gegensatz zwischen »Eismeer« und »feurig« versteckt. Besser wäre es, wenn der Gedanke des schließenden verkürzten Adverbialsatzes, in einem Hauptsatze ausgesprochen, zur Grundempfindung zurückgeführt hätte. Schon der Übergang in der 1sten Strophe, O, der Wunder...« ist steif, stellt den Gegenstand gegen die Wirkung des Donners zweckwidrig in den Schatten, und wird mit dem Gegensatze in der 2ten Strophe matt. Der Ausdruck der Empfindung hätte gewonnen, wenn manche Vorstellung der folgenden Schilderung eine grammatisch höhere Würde (Synt. II. §. 146 u. §. 147) und mehr Unabhängigkeit erlangt hätte. Man vergleiche hier auch den »Rheinfall« von Heinse oben.

b) Religiöse Empfindungen im Anschauen der Natur.

110. Aufforderung zum Gebete. (Frankf. Gesangbuch № 546.)

Bringt Dank dem Herrscher, Preis und Ehre!
Frohlockt im Staube, betet an!
Vom ganzen erdgeschaffnen Heere
Darf nur der Mensch zu Gott sich nah'n.
Er darf's, wo ihren hehren Flügel
Die Andacht seiner Seele leiht;
Im Tempel, auf dem Blumenhügel,
Im Schatten stiller Einsamkeit.

Wie festlich prangt die Morgenröthe,
Das stille Abendroth wie schön,
Wenn wir im heiligen Gebete
Durch ihren Glanz zum Schöpfer seh'n!
Wie schimmert in der Nacht die Ferne,
Wenn schaudernd, doch voll Zuversicht,
Der Fromme mit dem Gott der Sterne,
Als Kind mit seinem Vater spricht.

Nie leichter fühlt der Christ die Bürde,
Die ihn oft matt zur Erde zieht,
Nie mehr die Hohheit seiner Würde,
Als wenn er vor der Gottheit kniet.
Da athmet schon der Staubverwandte
Das Leben, das im Himmel lebt,
Zu dem er aus dem Sinnenlande
Durch stille Grabesschauer schwebt.

Da schwindet jedes Glück der Erde
Vor seinem hellen Blick in Nichts;
Da schwinden Kummer und Beschwerde,
Wie Schatten vor der Macht des Lichts.
Drum laßt, mit reiner Seelenfülle,
Uns oft dem Weltgeräusch entflieh'n,
Und in dem Himmel unsrer Stille
Vor dem Erhabnen betend knien.

Ein Gesang von einem ganz unbekannten Dichter. Einfachheit der Gedanken und der ganzen Anordnung, eine für den Kirchengesang musterhafte Popularität, Wärme, Innigkeit und Adel der Empfindungen zeichnen das schöne Lied vor vielen ähnlichen aus. Der Mensch

kann von allen irdischen Geschöpfen allein beten; und überall. Das Gebet giebt der Betrachtung der Natur eine höhere Weihe, erhebt uns über dies Leben und seine Zweifel und Mühen. Darum bete der Mensch oft. Das ist der einfache Gedankengang des Liedes. Ohne ein überflüssiges Wort zu enthalten, ohne alle Breite hat der Ausdruck bei aller Tiefe und Fülle der Gedanken und Empfindungen eine solche Leichtigkeit und Gewandtheit, daß es wol von sehr wenigen, die 2te und 3te Strophe wol von keinem Liederdichter übertroffen worden ist. »Wie schimmert in der Nacht die Ferne, wenn....«, ist nicht blos Sternschimmer, nicht allenfalls gleichbedeutend mit »wie schön schimmert«, sondern ein geistiges Licht aus der Ferne, wenn wir »durch ihren (der Sterne) Glanz zum Schöpfer sehn«. Die Gegensätze »schaudernd« und »voll Zuversicht«; »Gott der Sterne« und »Kind...«, wie gedrängt und doch wie leicht, wie gedanken- und empfindungsreich und doch wie schmucklos einfach, sprechen sie zu unserm Verstande und Herzen. Noch lebendiger sind die wahrhaft und in ihrem Wesen erhabenen Gefühle der 3ten Strophe ausgesprochen. Die Gegensätze »Bürde« und »Hohheit«; »Staubverwandte« und »Leben im Himmel«; »Grabesschauer« und »das Emporschweben«; die Leichtigkeit des Ausdrucks, »....das im Himmel lebt« verfehlen ihre tiefe Wirkung auf das Gefühl nicht. Weniger leicht verständlich ist »der Himmel unserer Stille« d. i. in dem Himmel, zu dem wir uns in der stillen Betrachtung des vom »Weltgeräusch« sich entfernenden Geistes erheben, in dem Himmelsfrieden unserer Einsamkeit. So ist auch »Frohlockt im Staube« nicht gleich rücksichtlich des Zweckes verständlich, und die Erklärung nur aus dem folgenden Gegensatze »erd-geschaffnen« und »zu Gott sich nahn« zu entnehmen.

111.

1) Gottes Güte. (Von Gleim.)

Für wen schuf deine Güte,
  Herr, diese Welt so schön?
Für wen ist Blum' und Blüthe
  In Thälern und auf Höhn?
Für wen ist hohe Wonne
  Da, wo das Saatfeld wallt?
Für wen bescheint die Sonne
  Die Wiesen und den Wald?

Für wen tönt das Getümmel
  Der Heerden auf der Au?
Für wen wölbt sich der Himmel
  So heiter und so blau?
Für wen sind Thal und Gründe
  So lieblich anzusehn?
Für wen geh'n kühle Winde?
  Für wen ist Alles schön?

Uns giebst du ein Vermögen,
Die Schönheit einzusehn,
Uns Menschen deinen Segen,
Zu fühlen, zu verstehn!
Uns sollte all' die Wonne
Ein Ruf der Liebe sein,
Mit jeder Morgensonne
Dir unser Herz zu weihn!

Nun sieh, o Gott, wir weihen
Ein Herz voll Dankbarkeit
Dir, der uns liebt, und freuen
Uns deiner Gütigkeit!
Du hauchtest nicht vergebens
Ein fühlend Herz uns ein;
Ein Vorhof jenes Lebens
Soll uns die Erde sein!

2) Andacht. (Von Tieck.)

Wann das Abendroth die Haine
Mit den Abschiedsflammen küßt,
Wann im prächt'gen Morgenscheine
Lerchenklang die Sonne grüßt;

O, dann werf' ich Jubellieder
In's Lobpreisen der Natur;
Echo spricht die Töne wieder,
Alles preist den Ew'gen nur!

Mit den Quellen geht mein Grüßen;
Und das taube Herz in mir
Hat dem Gott erwachen müssen,
Der uns schirmet für und für.

Meereswogen laut erklingen,
In den Wäldern wohnt manch Schall:
Und wir sollten nicht besingen,
Da die Freude überall? —

1) Das erste dieser beiden Stücke preist in den drei ersten Strophen Gottes Güte als darin erkennbar, daß er die Natur so reizend und wohlthuend geschaffen und uns für diese Eindrücke empfänglich gemacht hat. Die Vorstellungen der beiden ersten Strophen sind beigeordnete, collectiv verbundene, Vorstellungen in Fragen ausgedrückt, nicht ohne Ordnung und gesteigert von engern zu weitern, umfassendern Anschauungen, und zusammengefaßt in dem letzten Verse »Für wen ist Alles schön? Die dritte Strophe antwortet auf die Fragen: für uns, denen Gott Empfänglichkeit gab, und erkennt in der Güte Gottes einen Ruf der Liebe. Die Empfindung erhebt sich vom Anschauen der schönen Natur zum Gefühle der Dankbarkeit, und, diese gelobend, zu dem »diese Erde ist ein Vorhof jenes höheren Lebens«, welches sich in Be-

ziehung auf unseren Willen als ein Vorsatz, gleichfalls gelobend, ausspricht. Der Dichter, dessen Lyrik sich oft nicht, wie meist in seinen Kriegsliedern, über eine gereimte Prosa erhebt, hat hier seine Empfindung in einer zwar einfachen und leicht geordneten Darstellung, aber nicht ohne Herzlichkeit und tiefe Innigkeit ausgesprochen, und auch der Schönheit der Form genügt. Kaum dürfte man die beiden ersten Strophen in Eine zusammengedrängt wünschen.

2) In einem höhern und lyrischern Schwunge behandelt das andere Stück denselben Stoff und dieselbe Empfindung. Es hält sich an umfassendere, lebendigere Vorstellungen, und die lebendigere Empfindung verweilt nicht bei jener Fülle von Einzelnheiten. Anordnung und Bewegung ist odenmäßiger. Aber eben gegen die Anordnung fällt uns auf, daß der schöne Gedanke »Und das taube Herz.... für und für«, ja wohl selbst die letzte Strophe der zweiten natürlicher vorangegangen wäre; daß »schirmet« zu eng ist und die erregten Empfindungen nicht erschöpft. Selbst für den Gedanken: alles preiset freudig Gott, ist die Folge: Lerche, ich, Echo, Quelle, Meereswogen, Wald, nicht geordnet, und will man die letzten beiden in der Beziehung: Selbst die leblose Natur, das Meer und der Wald preist, verstehen; so ist dies bei dem großartigen und lauten Hymnus der Wogen unerwartet und störend; und auch die Quelle ist leblos, aber die Sänger des Waldes, an die man leicht denkt (Schall), belebt. Unbestimmt und ungelenk sind die Ausdrücke: »werf' ich Jubellieder...« und »Mit den Quellen geht mein Grüßen.«

112. Morgenpsalm. (Von Salis.)

Der Erdkreis feiert noch im Dämmerschein;
Still, wie die Lamp' in Tempelhallen, hängt
Der Morgenstern; es dampft vom Buchenhain,
Der, Kuppeln gleich, empor die Wipfel drängt;
Sieh, naher Felsen düst're Zinn' entglüht,
Der Rose gleich, die über Trümmern blüht.

Wem dampft das Opfer der bethauten Flur?
Ihr Duft, der hoch in Silbernebel bringt,
Ist Weihrauch, den die ländliche Natur
Dem Herrn auf niedern Rasenstufen bringt.
Die Himmel sind ein Hochaltar des Herrn,
Ein Opferfunken nur der Morgenstern.

Im Morgenroth, das naher Gletscher Reihn
Und ferner Meere Grenzkreis glorreich hellt,
Verdämmert seines Thrones Wiederschein,
Der mild auf Menschen, hell auf Gräber fällt.
Er leuchtet Huld auf redliches Vertraun,
Und Licht der Ewigkeit durch Todesgraun.

Noch wandeln wir, wo kaum der Aufgang tagt,
Im ersten Frühschein der Unsterblichkeit.
Der Tag, wo Unschuld nimmer irrt noch klagt,
Glänzt hinter Gräbern auf, und ist nicht weit.
Des Wahnes Dunst, des Todes Nacht zerfleußt,
O, Allmacht, dir, die mir Erlöser heißt.

Diese religiösen Empfindungen an einem schönen Morgen vor Sonnenaufgang sprechen allerdings ein tiefes Gefühl aus, das gewiß auch den Eindrücken der geschilderten Anschauungen entspricht. Es enthält große, erhabene und in der Tiefe religiöser Begeisterung geschöpfte Gedanken: »Ein Opferfunken....«, »Er (wol der Thron Gottes, nicht Gott selbst) leuchtet....... Todesgraun.« in kräftiger Kürze und gewandtem Ausdruck. Der Totaleindruck des Gedichtes ist darum dem Gegenstande entsprechend; die Folge der Hauptgedanken »Die Natur ist jetzt, vor Sonnenaufgang, eine Opferfeier der beseligenden Allmacht Gottes. Wie beseligend ist das Leben, wenn die Sonne des ewigen Daseins aufgegangen sein wird« nicht weniger. Weniger genügt, was die Zusammenstimmung der einzelnen Vorstellungen betrifft, die Ausführung. Die erste Strophe schildert die Natur am Morgen, und strebt für die zweite Periode, den Act des Opfers, sie in dem Bilde eines Tempels zu fassen. Diese Anschauung stört aber das Bild »der Rose, die über Trümmern blüht«; ja sie geht in dem widersprechenden (Kuppeln des Buchenhains, Morgenstern als Tempellampe, Himmel als Hochaltar, wiederum Morgenstern als Opferfunken) Ungeheuern unter. Wollte man, worauf der Gegensatz »ländliche Natur auf niedern Rasenstufen« und »die Himmel sind ein Hochaltar...« führen kann, zwei Dome der Gottesverehrung annehmen; den Morgenstern zuerst als Erscheinung, dann als Sonne und Weltkörper; so möchte diese künstliche Auffassung doch weder die Anschauung erleichtern, noch dem Gefühle zusagen. Auch die lyrische Beziehung »der Trümmer« ist hier ungeachtet des folgenden »Todesgraun« und der Gräber nicht gleichzeitig verständlich. Wohl läßt sich in der dritten

Strophe das Bild des Thrones Gottes, in seiner orientalischen (Ezechiel) Größe, getrennt rechtfertigen; aber es ist schwer mit den vorhergehenden Anschauungen, leichter mit der contrastirenden Milde der folgenden Empfindung zu vereinigen. Der Gegensatz »mild auf Menschen« und »hell auf Gräber« ist, weil unvorbereitet, nicht gleich verständlich und erst aus den Ideen der letzten Strophe zu erklären. Die letzte Strophe hat, obwohl im Zusammenhange mit dem Ganzen und im Wesentlichsten klar und den Empfindungen entsprechend, zwei Dunkelheiten: »nimmer irrt«, (»verlassen herumirrt«, was dem folgenden »klagt« näher liegt? oder: »dem Irrthume ausgesetzt ist«?) und »die Allmacht, die mir Erlöser heißt« (ob bloße Anspielung auf Jesus als Erlöser? oder Er, als Gott? wenn auch zur letztern Auffassung im Gedichte selbst kein Grund vorhanden ist). Man tadele diese Strenge der Zergliederung nicht; sie führt zu der antiken classischen Wahrheit und Reinheit in der Form, in welcher uns die Alten immer Muster bleiben sollen. Wie wenig diese Muster aber selbst immer von solchen Dichtern beachtet wurden, welche mit ihnen doch gewiß sehr vertraut waren, beweisen

113. Die Sterne. (Von Joh. H. Voß.)

(Die vier ersten Strophen.)

Fleug auf durch Gottes Sternenheere,
    Mein wonnetrunkner Geist,
Hin, wo die letzte trübe Sphäre,
    Am grausen Chaos kreist!
Wie hehr sich Millionen Himmel
Um Millionen Sonnen drehen,
Wie rollt der Sonnen Glanzgewimmel
Aus tiefster Fern' in höchste Höh'n!

Entbrannt von Mutterlieb', umschweben,
    Sie, Gott, dein Angesicht,
Die Sonnen rings, und schöpfen Leben
    Aus deinem Quell, und Licht;
Und tränken Töchter jed' und Söhne,
Euch, Erden, und ihr Monde weit!
Ihr taumelt, satt der Kraft und Schöne,
Und donnert Gottes Herrlichkeit!

»O, Vater!« preist ihr hohes Klanges:
    »Du hülltest uns in Glanz!

Du lehrtest, froh des Preisgesanges,
Uns Harmonie und Tanz!
Den Felsenleib, durchbraus't von Meeren,
Erschuf voll Keim uns deine Hand;
Daß Pflanz' und Leben nur gebären,
Und wimmle Wasser, Luft und Land!«

»Du schmückst der Berge Haupt mit Wäldern,
Mit Erz der Berge Schoos;
Du schenkst Getraid' und Kraut den Feldern,
Der Wildniß Haid' und Moos!
Vom Eis des Pols zum Sonnenfeuer,
Von Alpenhöh'n zur tiefsten Flut,
Schwärmt zahmes Vieh und Ungeheuer,
Gewürm und Fisch' und Vögelbrut.«

Nachdem sich der Dichter »wonnetrunken« zu dem Mechanismus des Himmels, der Bewegung der Sonnen, erhoben und in einer kurzen Schilderung derselben die Quellen seiner Begeisterung enthüllt hat, legt er den Welten selbst den Preis der Gottheit in den Mund. Sie rühmen die Fülle der Werke Gottes auf den Weltkörpern selbst, und unter diesen, als wenn auf allen Menschen, oder doch keine vollendetere Wesen wohnten, den Menschen, seine geistigen Anlagen, sein geistiges Ringen nach Wahrheit, und seinen tröstenden und erhabenen Beruf zu einem höhern ewigen Leben. Daß nicht mit der vierten Strophe allenfalls der Dichter selbst redet, zeigt der Vers am Schlusse des Gedichts »empor zu unsern (der Sphären) Reigen schaut«. Diese zusammengesetzte Figur, Personification und Rede des personificirten Gegenstandes (I. §§. 123 u. 136 sermonificatio) ist ihrer Natur nach eine der stärksten. Es gehört eine fast bacchische Begeisterung dazu, sie als natürlich zu rechtfertigen. Diese ist nun zwar durch »wonnetrunken« gleich im Anfange, und noch mehr durch die Personification »Ihr taumelt . . .« unmittelbar motivirt. Aber wer fühlt nicht, daß die Rede »Du schenkst Getraid' und Kraut den Feldern, der Wildniß Haid' und Moos u. s. w.« nicht zu diesem Schwunge der Begeisterung paßt; daß viele Vorstellungen nicht zu dem Wesen der Rede der personificirten Gegenstände passen und sich immer nur als Vorstellungen des Dichters erträglich finden lassen. Am wenigsten ist dies aber eine »donnernde Rede,« so sehr sich auch an sich der Ausdruck »und donnert Gottes Herrlichkeit« als Figur rechtfertigen läßt. Was nun die Einzelnheiten

in den ersten Strophen betrifft: so verwechselt der Dichter in »wie rollt der Sonnen Glanzgewimmel aus tiefster Fern' in höchste Höh'n!« (für den Aufgang der Sterne am fernen Horizonte bis zum Zenith) den kosmischen Standpunct (Millionen Himmel, wohl Planeten und Trabanten, wie wir den unbestimmten Ausdruck allein fassen können) mit dem bloß optischen des Himmelsglobus, und kehrt dann wieder im Folgenden zu dem kosmischen zurück, was eben nicht leicht ist. Das Bild der zweiten Strophe ist mehr kühn, als der Sache angemessen. Lächerlich wäre es mit einem bekannten Paraphrasten unter den Söhnen grade die Planeten, unter den Töchtern die Trabanten zu verstehen; sie müßten in der zu gelehrten Unterscheidung wenigstens Enkelinnen sein, wenn für ihre Weiblichkeit Gründe vorhanden wären. Das »Gewimmel« ist kleinlich in Beziehung auf das würdigere »rollen«; »aus d e i n e m Quell« und das »weit«, weit tränken, sprachwidrig; undeutlich und unpräcis »das Sonnenfeuer« als Gegensatz von »Eis des Pols« für die heiße Zone. Fast noch greller treten diese Fehler in den folgenden Strophen hervor. Uns mögen diese vier genug sein. Das Gedicht fällt in eine Periode, in der der Dichter das damals herrschende Drängen nach Kraftgedanken und kühnen, oft erzwungenen Tropen noch nicht durch seine glücklichern classischen Studien gezähmt hatte. Man vergleiche Stolbergs Oden.

c) Einfaches Naturleben.

114. Der Heureigen. (Von Voß.)

Wenn kühl der Morgen athmet, geh'n
Wir schon auf grüner Au
Mit rothbeglänzter Sens', und mäh'n
Die Wies' im blanken Thau.
Wir Mäher, dalderaldei!
Wir mähen Blumen und Heu!
Juchhei!

Die Lerche singt aus blauer Luft,
Die Grasemück' im Klee,
Und dumpf dazu als Brummbaß ruft
Rohrdommel fern am See.
Wir Mäher, dalderaldei!
Wir mäh'n im Schwade das Heu!
Juchhei!

Und scheint die liebe Sonne warm,
Dann kommt der Mägdlein Schaar,
Den Rock geschürzt, mit bloßem Arm,
Strohhüt' auf glattem Haar;
Die Mägdlein, dalderaldei!
Sich harken Blumen und Heu!
Juchhei!

Der Bursch, umweht vom Duft des Heus,
Trinkt oft dem Freunde zu,
Und streicht die Sens' und wischt den Schweiß,
Und denkt: bald kommt die Ruh!
Die Mägdlein, dalderaldei!
Sie häufen Schober von Heu!
Juchhei!

Ist weit hinab die Wiese kahl,
Dann lagern wir uns frisch
In bunter Reih' zum frohen Mahl
Am blüh'nden Dorngebüsch.
Die Mäher, dalderaldei!
Ruh'n gern im duftenden Heu!
Juchhei!

Bepackt wird dann der Wagen ganz,
Daß Achs' und Leiter knackt;
Die schönste Dirn' im Blumenkranz
Wird oben drauf gepackt.
Da sitzt sie, dalderaldei!
Gewiegt vom duftenden Heu!
Juchhei!

Zur Bodenluk' hereingebracht
Wird dann die Last des Heus,
Und brav gesungen und gelacht:
Denn Singen spornt den Fleiß.
Am Giebel, dalderaldei!
Steh'n wir, und rasseln im Heu!
Juchhei!

Zuletzt bei Schmaus und Reigen tönt
Schalmei und Fiedelklang,
Dann tanzt man, daß der Boden dröhnt,
Den ganzen Abend lang;
Und schläft dann, dalderaldei!
Wir Bursche schlafen im Heu!
Juchhei!

Heitere, selbst muthwillige, Freude ist die Empfindung, welche das Lied athmet, ein Mäherlied. Alle Vorstellungen stimmen in diese ungetrübte, zum Springen und Tanzen neigende Lebenslust. Diese Neigung spricht sich in Lautspielen des passenden Refrains aus. Der Stoff ist historisch geordnet, vom Ausziehen zum Heumähen bis zum frohen Tanz nach dem Einscheunen. Die ganze Darstellung vergegenwärtigt uns das einfach frohe ländliche Treiben, und selbst der Ton der Empfindung, fast an Derbheit streifend »dann tanzt man, daß der Boden dröhnt«, stimmt damit zusammen, wie die, aber nicht erotische oder gar elegische, Neigung zu den frischen Bauerndirnen. Wie sehr verschieden hiervon ist das folgende Gedicht.

Schwade = Reihe des Abgemäheten, daher »in Schwaden«.

115. Das Landleben. (Von Hölty.)

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm.

Jedes Schattengesträuch ist ihm ein heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott näher vorüberwallt;
Jeder Rasen ein Altar,
Wo er vor dem Erhabnen kniet.

Seine Nachtigall tönt Schlummer herab auf ihn,
Seine Nachtigall weckt flötend ihn wieder auf,
Wann das liebliche Frühroth
Durch die Bäum' auf sein Bette scheint.

Dann bewundert er Dich, Gott, in der Morgenflur,
In der steigenden Pracht deiner Verkünderinn,
Deiner herrlichen Sonne,
Dich im Wurm und im Knospenzweig;

Ruht im wehenden Gras, wann sich die Kühl' ergießt,
Oder strömet dem Quell über die Blumen aus;
Trinkt den Athem der Blüthe,
Trinkt die Milde der Abendluft.

Sein bestrohetes Dach, wo sich das Taubenvolk
Sonnet und spielet und hüpft, winket ihm süßre Rast,
Als dem Städter der Goldsaal,
Als der Polster der Städterinn.

Und der spielende Trupp schwirret zu ihm herab;
Gurr't und fächelt ihn an, flattert ihm auf den Korb,
Picket Krumen und Erbsen,
Picket Körner ihm aus der Hand.

Einsam wandelt er oft, sterbegedankenvoll,
Durch die Gräber des Dorf's, wählet zum Sitz ein Grab,
Und beschauet die Kreuze
Mit dem wehenden Todtenkranz.

Und das steinerne Mal unter dem Fliederbusch,
Wo ein biblischer Spruch freudig zu sterben lehrt,
Wo der Tod mit der Sense
Und ein Engel mit Palmen steht.

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Engel segneten ihn, als er geboren ward,
Streuten Blumen des Himmels
Auf die Wiege des Knaben aus!

Ein sich den Eindrücken des Lebens in der Natur passiv hingebendes, aber tieferes Gefühl, und jener elegische Ton, der den früh dahinwelkenden Dichter characterisirt, spricht sich auch in diesem Gedichte aus. Es hat, obwohl nicht im Metrum, doch in der gleichen Haltung der Empfindung und der bloß collectiven, beiordnenden Anreihung der Gedanken, den Character des Liedes, das auch elegisch sein kann. Die Ordnung der Gedanken ist nicht etwa nach den allgemeinern Vorstellungen der beiden ersten Strophen das Leben von Morgen bis zum Abend, der wohl mit den elegischen beiden vorletzten Strophen stimmen mag; sondern nach den religiösen Gefühlen folgen die des Lebens im ruhigen Genusse der Natur, das freundliche Leben mit den Tauben, und dann der Gedanke an das ruhige Ende auf dem Kirchhofe. Nicht Menschen stören das einsam ruhige Leben, (der Dichter entfloh der Stadt), welches die Schwermuth vorzieht. So prägt sich die Eigenthümlichkeit des Dichters in der Anordnung und in dem ganzen Colorit des Gedichts aus. Der zusammenfassende, auf den Anfang zurückweisende, Schluß gewinnt durch die unmittelbar vorhergehenden Strophen, wie die »Himmelsblumen«, eine der vorherrschend elegischen Stimmung zusagende Bedeutung. Nur die Wiederholung »Seine Nachtigal« und »picket«, welche letztere etwas matt ist, sind hier unpassende rhetorische Wendungen.

116. Der Zürchersee. (Von Klopstock 1750.)

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch Einmal denkt.

Von des schimmernden Sees Traubengestaden her,
Oder flohest du schon wieder zum Himmel auf,
Komm in röthendem Strahle
Auf dem Flügel der Abendluft,

Komm, und lehre mein Lied jugendlich heiter sein,
Süße Freude, wie du! gleich dem beseelteren
Schnellen Jauchzen des Jünglings,
Sanft, der fühlenden Fanny gleich.

Schon lag hinter uns weit Uto, an dessen Fuß
Zürch in ruhigem Thal freie Bewohner nährt,
Schon war manches Gebirge
Voll von Reben vorbeigeflohn.

Jetzt entwölkte sich fern silberner Alpen Höh,
Und der Jünglinge Herz schlug schon empfindender,
Schon verrieth es beredter
Sich der schönen Begleiterinn.

»Hallers Doris«, die sang, selber des Liedes werth,
Hirzels Daphne, den Kleist innig wie Gleimen liebt;
Und wir Jünglinge sangen,
Und empfanden, wie Hagedorn.

Jetzo nahm uns die Au in die beschattenden
Kühlen Arme des Walds, welcher die Insel krönt;
Da, da kamest du, Freude!
Volles Maßes auf uns herab!

Göttinn Freude, du selbst! dich, wir empfanden dich!
Ja, du warest es selbst, Schwester der Menschlichkeit,
Deiner Unschuld Gespielinn,
Die sich über uns ganz ergoß!

Süß ist, fröhlicher Lenz, deiner Begeisterung Hauch,
Wenn die Flur dich gebiert, wenn sich dein Odem sanft
In der Jünglinge Herzen,
Und die Herzen der Mädchen gießt.

Ach du machst das Gefühl siegend, es steigt durch dich
Jede blühende Brust schöner, und bebender,
Lauter redet der Liebe
Nun entzauberter Mund durch dich!

Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
Beßre sanftere Lust, wenn er Gedanken winkt,
Im sokratischen Becher
Von der thauenden Ros' umkränzt;

Wenn er bringt bis in's Herz, und zu Entschließungen,
Die der Säufer verkennt, jeden Gedanken weckt,
Wenn er lehret verachten,
Was nicht würdig des Weisen ist.

Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edlen werth!

Durch der Lieder Gewalt bei der Urenkelinn
Sohn und Tochter noch sein; mit der Entzückung Ton
Oft beim Namen genennet,
Oft gerufen vom Grabe her,

Dann ihr sanfteres Herz bilden, und, Liebe, dich,
Fromme Tugend, dich auch gießen in's sanfte Herz,
Ist beim Himmel! nicht wenig,
Ist des Schweißes der Edlen werth!

Aber süßer ist noch, schöner und reizender,
In dem Arme des Freunds wissen ein Freund zu sein:
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit!

Treuer Zärtlichkeit voll, in den Umschattungen,
In den Lüften des Walds, und mit gesenkten Blick
Auf die silberne Welle,
That ich schweigend den frommen Wunsch:

Wäret ihr auch bei uns, die ihr mich ferne liebt,
In des Vaterlands Schoß einsam von mir verstreut,
Die in seligen Stunden
Meine suchende Seele fand;

O, so bauten wir hier Hütten der Freundschaft uns!
Ewig wohnten wir hier, ewig! Der Schattenwald
Wandelt' uns sich in Tempe,
Jenes Thal in Elysium!

Die Ode, denn das ist sie nach der Haltung der Empfindung und dem Gange der Gedanken, hat in der ersten und dann in der zweiten und dritten Strophe zwei Eingänge. Die erste, vor dem Anruf an die Freude, gleichsam die begeisternde Muse, vorhergehend, nennt mit begeisterter Innigkeit und einer Überzeugung, die den Gedanken zur Sentenz erhebt, zwei Quellen der Freude: Naturschönheit und, dieser vorgezogen, geistige Menschenschönheit, den bindenden Zauber der Liebe und Freundschaft, die hier den Empfindungen im Genusse einer schönen Natur ihre höhere Richtung gaben und die Erinnerung zu den fernen Freunden trugen, welchen diese Ode statt eines brieflichen Reiseberichts gewidmet war. Die Strophen 4—8 enthalten in der Sprache der Empfindung, was den Dichter auf der schönen Wasserfahrt zum begeisterten Genusse stimmte. In Strophe 9—10 besingt er die Wirkungen der Frühlingslust auf das Gemüth; sie weckt die sanfteren Empfindungen der Liebe; in 11 u. 12 die Freuden des Weins, Geselligkeit, Lebensmuth; in 13—15 den Eindruck jener Gesänge (Strophe 6) und die Freude des Dichternachruhms. Dann schweben ihm schon die fernen Freunde vor. Mehr als die liebeweckende Frühlingslust, der sokratische Becher und selbst der Dichternachruhm (in den Steigerungen: »Süß ist ....«, »Lieblich winket ....«, »Reizvoll klinget ......«) gilt ihm das Gefühl der Freundschaft (»Aber süßer ist's noch ....«) Und voll Liebe zu den Freunden (Treuer Zärtlichkeit voll ...«) wünscht er sie bei sich, um die schöne Gegend in ein Elysium zu wandeln. Der Gegenstand des Liedes, den Freunden die Freuden der schönen Wasserfahrt zu singen, wozu er die Freude, wie eine Muse um Beistand angerufen hatte, scheint im Wesentlichsten schon mit der 8ten Strophe, »Göttinn Freude ....«, erschöpft. Daß der Dichter aber die Freude im Genusse vermißte und herbeisehnte, hängt nicht nur als die stärkste Wirkung der Freude innerlich mit ihrem Aus-

druck zusammen, wiewohl gerade hier ein starker lyrischer Sprung Statt findet; sondern dieser Schwung der tiefgefühlten Gedanken, zu denen die Empfindung den Dichter unwillkürlich fortreißt, erreicht erst hier die höchste Stufe der Begeisterung, so daß erst hier das eigentliche lyrische Thema entschieden hervortritt. Jedes Wort ist hier einfach klar, tief empfunden; alles im schönen Zusammenhange; jede Wendung bedeutsam, im innern Gefühle begründet. Man hat das »denkende Gesicht« für »das Gesicht, in welchem sich der Gedanke abspiegelt« silbenstecherisch getadelt, wie aber hätte sich ohne diese kühne Metonymie der Gedanke so kurz und doch so voll ausdrücken lassen? Str. 16 »... Tochter noch sein« kurz = den Ururenkeln gegenwärtig. Will man etwas tadeln, so wäre es die Strophe »Treuer Zärtlichkeit voll .....«: denn die asyndetischen Ortsadverbien »in den Umschattungen«, »in den Lüften des Walds« deuten mit ihrer Hervorhebung, wie auch »und mit gesenktem Blick .... Welle« auf einen causalen Zusammenhang; und nur vom »gesenkten Blick auf die Welle«, traurig der vorüberfließenden Zeit gedenkend, läßt sich dieser Zusammenhang erklären.

117. Braga. (Von Klopstock.)

Säumst du noch immer an der Waldung auf dem Heerd', und schläfst
Scheinbar denkend ein? Wecket dich der silberne Reif
Des Decembers, o du Zärtling! nicht auf?
Noch die Gestirne des krystallnen Sees?

Lachend erblick' ich dich am Feuer in des Wolfes Pelz,
Blutig noch vom Pfeil, welcher dem entscheidenden Blick
In die Seite des Eroberers schnell
Folgte, daß nieder in den Strauch er sank.

Auf denn, erwache! Der December hat noch nie so schön,
Nie so sanft, wie heut, über dem Gefilde gestrahlt!
Und die Blume von dem nächtlichen Frost
Blühte noch niemals, wenn es tagte, so!

Reibe mich! schon, von dem Gefühle der Gesundheit froh
Hab' ich, weit hinab, weiß an dem Gestade gemacht
Den bedeckenden Krystall, und geschwebt
Eilend, als sänge der Bardiet den Tanz.

Unter dem flüchtigeren Fuße, vom geschärften Stahl
Leicht getragen, scholl schnelleres Getöne der Bahn!
Auf den Moosen in dem grünlichen See,
Floh mit vorüber, wie ich floh, mein Bild.

Aber nun wandelt' an dem Himmel der erhabne Mond
Wolkenlos herauf, nahte die Begeistrung mit ihm,
O wie trunken von dem Mimer! Ich sah
Fern in den Schatten an dem Dichterhain

Braga! Es tönet' an der Schulter ihm kein Köcher nicht,
Aber unterm Fuß tönete, wie Silber, der Stahl,
Da gewandt er aus der Nacht in den Glanz
Schwebt', und nur leise den Krystall betrat.

Sing, es umkränzete die Schläfen ihm der Eiche Laub!
Sing's, o Bardenlied, schimmernder bereifet war ihm
Der beschattende glasorische Kranz!
Golden sein Haar, und wie der Kranz bereift!

Feurig beseelet er die Saiten, und der Felsen lernt's,
Denn die Telyn scholl! Tapfere belohnte sein Lied,
Und den Weisen! von den Ehren Walhalls
Rauscht' es in freudigerem Strophengang.

Ha, wie sie blutet', und den Adler aus der Wolke rief
Meine Lanze! Sang's, schwebete vorüber den Tanz
Des Bardiets wie in Orkanen, itzt schnell,
Langsamer jetzo mit gehaltnem Schwung.

Schlaget, ihr Adler, mit den Fittigen, und kommt zum Mahl!
Trinket warmes Blut! Schwebet den Tanz des Bardiets
In dem schimmernden Gebüste! So schön
Schwang sich Apollo Patareus nicht her!

Leichtere Spiele der Bewegungen begann er jetzt
Leichtern Bardenton! Lehre, was ich singe, den Hain!
An dem Hebrus, wie der Grieche das träumt,
Über der Woge von Krystall erfand,

Diese Beflüglungen des Stahles, so den Sturm ereilt
Thrazens Orpheus nicht! eilte damit auf dem Strom
Zu Euridize nicht hin! des Walhalls
Sänger, umdränget von Enherion,

Ich der Begeisterer des Barden und des Skalden, ich,
Tön' es, Telyn, laut! hör' es, du am Hebrus! erfand,
Vor der Lanze, und dem Sturme vorbei
Siegend zu schweben! Und den schönen Sohn

Siphia's lehrt' ich es. Wie blinken ihm sein Fuß und Pfeil!
Lehrt's Tialf! dem nie einer in dem Laufe voran,
Wie des Zaubernden beseeltes Gebild,
Tönte! Da röthete der Zorn Tialf!

Lehrt' es den tapfersten der Könige des hohen Nord;
Dennoch floh vor ihm Russiens Elissif; hätt' ihn
Denn geflohen der Unsterblichen Stolz,
Nossa denn, Thörinn? Er entschwebt, sein Kranz

Rauscht wie von Westen, und es wehet ihm sein goldnes Haar!
Seiner Ferse Klang fernte sich hinab am Gebirg,
Bis er endlich in der Düfte Gewölk
Unter dem Hange des Gebirgs verschwand.

Erklärungen: »Braga« (Bragi) Gott der Dichtkunst (Bragr) und Beredtsamkeit. »Mimer« (Mimir), der klügste der Asen, Götter, in dessen reinem Quelle (hier Mimer genannt) Weisheit und kluger Sinn verborgen sind. Die Mythe mit ihren Einzelnheiten ist weit bedeutsamer, als die der griechischen Musenquelle. »Glasorische Kranz«: ein Kranz aus dem Freudenhimmel Odin's, von Walhalla, dem Heldenhimmel, unterschieden (Gladsheimr), in welchem die Bäume goldene Zweige tragen. »Enherion« (Einheriar), die in Walhalla aufgenommenen und von Odin adoptirten Helden. »Siphia's Sohn, Uller, durch Schönheit und Schlittschuhlauf ausgezeichnet. »Tialf« Thor's Begleiter; »des Zaubernden« Loki's, (utgardha loki) eines riesenhaften, am äußersten Ende der bewohnten Welt (utgardhar) wohnenden, dämonischen Ungeheuers. »Gebild« der gespenstische Schatten, die Seele, Hugin, Loke's ließ sich mit Thialf in einen Wettlauf (nicht Eislauf) ein, (Edda, Ausgab. Copenhagen 1828. Th. III. S. 453. Note) und siegte. Loki gesteht, es sei seine Seele gewesen in Gestalt eines Jünglings. »Nossa« (hnoss), die Tochter Freya's, der Göttinn der Schönheit und Liebe, Gemahlinn Odur's.

Die Ode ist ein Hymnus auf die Freuden des Schlittschuhlaufes, die, wie bekannt (vgl. »die Kunst Tialf's«, »der Eislauf«, »der Camin«

nach beatus ille des Horaz) der Dichter leidenschaftlich liebte. Nachdem der Barde den Freund aufgefordert hat, die weichliche Ruhe am Heerde zu verlassen, schildert er ihm seinen Schlittschuhlauf, und wie er selbst Bragi Schlittschuh laufen gesehen habe. Er läßt den Gott des Gesanges Siegslieder, den Sieg der Hermannsschlacht oder der spätern Wittekind's, singen; dann das eigene Lob der Erfindung des Schlittschuhes, und die Empfindungen der Kampfeswuth und des Siegesstolzes mit den entsprechenden Bewegungen des Laufes begleiten. Die wilde und doch schöne Natur eines nordischen Winters, versetzt in die Heldenzeit unseres Volkes und seine Göttererscheinungen; der Rhythmus des kräftigen und gewandten Laufes, jenen Empfindungen des Stolzes und der Siegesbegeisterung im Liede entsprechend; dann der Preis einer Erfindung, der Griechenland sich vergebens rühme, die vom Gotte des deutschen Gesanges selbst stamme, die selbst mit Liebreiz schmücke, so daß Nossa, die Göttinn der Anmuth, den gewandten Läufer geliebt hätte, sollen hier nicht sowohl schildern, als vielmehr die Empfindungen der begeisterten Neigung tragen, die der Dichter selbst zu dieser Kunst empfand und ausdrücken wollte. In der vorletzten Strophe schimmert in dem Tadel der einen schönen Läufer (König Harald. — In einem scandinavischen Liede rühmt er sich: »skrida kan ek a Skidum« schreiten kann ich auf Skieen (Schneeschuhen) — verschmähenden Elissif selbst eine persönliche Beziehung des auch verschmähten (vgl. die »Ode an Gott«) Dichters durch, und steigert hier das Lob der gefeierten Kunst. Die letzte Strophe schließt mit dem schönen Verschwinden der Erscheinung. Jede Vorstellung, jede Bewegung des Gesanges, vorzüglich der beiden Strophen »Ha! wie sie blutet'....« und »Schlaget, ihr Adler...« mit dem Übergange zur folgenden, ist hier für den lebendigen Ausdruck der Empfindung bedeutsam, und in einem harmonischen Zusammenhange. Die Adler werden in der elften Strophe zum warmen Blute geladen. Darum ist der Adler in der zehnten Strophe, von der blutenden Lanze aus der Wolke gerufen, wohl eher ein fränkisch-römisches Heerzeichen, signum, stolz in die Höhe erhoben, als ein eigentlicher Adler: die zornstolze Empfindung »schwebete... wie in Orkanen.... gehalt'nem Schwung« müßte sonst nur als Vorempfindung der folgenden Vorstellungen gelten. Freilich spricht die Wolkenhöhe eher für die eigentliche Bedeutung; für die andere fehlte der Trope die Nothwendigkeit (I. §. 119, 1.). Hat »lachend« in der zweiten Strophe, zusammen-

stimmend mit »Zärtling« in der ersten Strophe, nur die Trägheit des Angeredeten, nicht schadenfroh den Fall des Eroberers zum Objecte, so erscheint die adjectivische Bestimmung des Pfeils »welcher.... sank« und ihr Nachdruck unmotivirt und überladen.

d) Geistiges Leben.

118. Meine Göttinn. (Von Göthe.)

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein?
Mit Niemand streit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltsamen Tochter Jovis,
Seinem Schoßkinde,
Der Phantasie.

Denn ihr hat er
Alle Launen,
Die er sonst nur allein
Sich vorbehält,
Zugestanden,
Und hat seine Freude
An der Thörinn.

Sie mag rosenbekränzt
Mit dem Lilienstängel
Blumenthäler betreten,
Sommervögeln gebieten
Und leicht nährenden Thau
Mit Bienelippen
Von Blüthen saugen;

Oder sie mag
Mit fliegendem Haare
Und düsterm Blicke
Im Winde sausen,
Um Felsenwände
Und tausendfarbig,
Wie Morgen und Abend,
Immer wechselnd,
Wie Mondesblicke,
Den Sterblichen scheinen.

Laßt uns Alle
Den Vater preisen!
Den alten, hohen,
Der solch eine schöne
Unverwelkliche Gattinn
Dem sterblichen Menschen
Gesellen mögen!

Denn uns allein
Hat er sie verbunden
Mit Himmelsband,
Und ihr geboten,
In Freud' und Elend,
Als treue Gattinn,
Nicht zu entweichen.

Alle die andern (,)
Armen Geschlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
In dunklem Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdurft.

Uns aber hat er
Seine gewandteste,
Verzärtelte Tochter,

Freut euch! gegönnt!
Begegnet ihr lieblich,
Wie einer Geliebten;
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus!
Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!

Doch kenn' ich ihre Schwester
Die ältere, gesetztere,
Meine stille Freundinn:
O, daß die erst
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberinn,
Trösterinn, Hoffnung.

Auch diese Darstellung beurkundet wiederum die hohe classische Bildung des großen Dichters. Man glaubt einen Chor der alten Tragödie zu hören. Die Tiefe der Gedanken bei der hohen Einfachheit des Ausdrucks; die Lebendigkeit und Fülle der Anschauungen bei der Leichtigkeit und Klarheit der Anordnung; die naive Objectivität der Darstellung bei einem Gegenstande, der so leicht zu sentimentaler Subjectivität verführen konnte; Sprache und Bewegung, alles hat ein antikes classisches Gepräge; und kaum bei dem »Schwiegermutter Weisheit«, obwohl sehr bezeichnend, wird man an den neuern Ursprung erinnert. Der Phantasie gebührt der erste Preis unter den Göttinnen. Wie sie sich zeigen mag, sie verdient als Geschenk, mit welchem Zeus die Menschen bevorzugte, mit Dank gegen ihn aufgenommen, als eine Geliebte und ihrer Frauenwürde gebührend behandelt zu werden, nie von ängstlichen, eigensinnigen Rücksichten verletzt. Das ist der einfache Gang des Gedichts. Die bedeutendern Segnungen der Hoffnung gehören dem Wesen nach der Phantasie; aber sie hat ernstere Zwecke, darum erscheint sie neben der nur Genuß und Freude spendenden Göttinn, als die gesetztere, stille Freundinn, schwesterlich, wie die Weisheit mütterlich, in dem Hausstande des Lebens. Schon in der ersten Strophe sind die gedrängten, bezeichnenden Attribute der fünf letzten Verse Motive des Vorzugs; aber in der zweiten wird die schöpferische Willkür, mit der Zeus sie selbst bevorzugt, und sich gleichstellt, als entscheidender und ihr ganzes Wesen umfassend hervorgehoben. Zeus Schöpfungen sind ernst, die ihrigen Spiele. Wie einfach lieblich, nicht als ernster Tadel, wird das durch den Ausdruck »Thörinn« bezeichnet! Wie anschaulich lebendig ist der Gegensatz der dritten und vierten Strophe, wie umfassend der Ausdruck »Lilienstängel«, ein Zauberstab der Fee, die Schmetterlinge ihre dienenden Genien! Nur die fünf letzten Verse

der vierten Strophe »und tausendfarbig.... scheinen«, in welchen der Begriff des Wechsels hervortritt, lassen, indem die Darstellung selbst die Natur des flüchtigen Gegenstandes annimmt, den Gegensatz fallen. In der fünften Strophe bemerke man die gehaltreiche antike Bezeichnung »alten, hohen« Zeus, die Wiederholung der »Gattinn« unter entschiedener Verschiedenheit der Attribute. Strophe 7. muß hinter »andern« ein Komma stehen: denn die Menschen sollen ja gerade durch die Gabe der Phantasie reich heißen, und ohne Komma würde ein ganz störender Sinn hervorgehen. In dieser und der folgenden Strophe ist nun eben der Vorzug des Menschen vor dem Thiere in sehr lebendigem Gegensatze, gegen den freilich die »Schwiegermutter« etwas einwenden würde, hervorgehoben. Vom Schlusse ist schon oben gesprochen.

119. Die Muttersprache. (Von Schenkendorf.)

Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort;
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort!

Ach, wie trüb' ist meinem Sinn,
Wann ich in der Fremde bin,
Wann ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen wie ein Gruß!

Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichthum, in die Pracht;
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort!
Steig' empor aus tiefen Grüften,
Längst verscholl'nes, altes Lied!
Leb' auf's Neu' in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht!

Überall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch;
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund:
Meine seligsten Gedanken
Sprech' ich, wie der Mutter Mund!

Man könnte auf den ersten Blick glauben, das hier Gesagte wäre in Beziehung auf jede Muttersprache gesagt; aber die subjective Auffassungsweise des Dichters, wie sie uns so befreundend aus seinen übrigen Gedichten anspricht, und selbst die vierte Strophe, und darin »Heldensprache«, obwohl es gewiß auch andere, als deutsche, Helden giebt, zeigen, daß ihm seine deutsche Muttersprache vorschwebte. Auch die sen-

timentale, zum Elegischen neigende Empfindungsweise (man vergl. dagegen in dieser Beziehung das vorige Gedicht) spricht sich hier unverkennbar aus. Nicht alle Vorzüge der deutschen Sprache, wie sie Klopstock in begeisterten Hymnen besungen hat (S. »Teutonia«, »unsere Sprache« u. s. w.), sondern nur die, welche sich an die Erinnerung der Kindheit, an die Hoffnung der Erhebung des Vaterlandes aus fremdem Drucke schmiegen (vgl. »Brief in die Heimath«) weckten die Empfindung des Dichters. Daß sich diese nun in einer sehr gedrängten Fülle entsprechender Vorstellungen, in der Wahl der Wörter, in der Bewegung der Sprache, in einer großen Einfachheit bei aller Fülle und Innigkeit kund geben, begründet den dichterischen Werth der Darstellung.

120. Die Macht des Gesanges. (Von Schiller.)

Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm,
Erstaunt mit wollustvollem Grausen
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Fluth vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
So stürmen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Verbündet mit den furchtbar'n Wesen,
Die still des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten,
Beherrscht er das bewegte Herz,
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts,
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Wie, wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnißvoll nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt.
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,

Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge.

So rafft von jeder eitlen Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde,
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an,
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitt'rem Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz,
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zn erwarmen.

Eine reiche Fülle von Vorstellungen, welche oft in zarten Beziehungen die Einwirkungen des Gesanges auf das menschliche Herz bezeichnen sollen, zeichnen die Ode aus. Die Vorstellungen von dem geheimnißvollen Ursprung dichterischer Begeisterung, in der ersten Strophe, von der magischen Gewalt des Gesanges auf das menschliche Herz, in der zweiten Strophe, von der Macht desselben, uns über das Irdische zu erheben, in der vierten Strophe, zu welcher die dritte nur einen vergleichenden Vordersatz bildet, und uns zu der verlorenen Unschuld und Natur zurückzuführen, in der letzten Strophe, diese Vorstellungen sind mit Lebendigkeit und Pracht durchgeführt. Aber dem Ganzen der Darstellung fehlt es an der Einheit der Anschauung, der letzten Strophe an der Einheit und Klarheit der Beziehung. Das Bild der ersten Strophe hat nämlich eine ganz andere Anschauung, als das Übrige des Gedichts, und läßt sich nicht mit demselben in eine Einheit der Auffassung vereinen: die Vergleichungen sind ganz verschiedenen Sphären

entnommen. Der Anfang der letzten Strophe berührt jenes elegische Sehnen zur Unschuld und zum Frieden mit der Natur in ethisch-religiöser Beziehung; und am Ende sinkt diese Vorstellung zu dem Gegensatze der Natur und der künstlerischen Regel herab, und stellt den begeisterten Gesang als Muster anderer Gesänge dar. »Das ferne Ausland fremder Sitten«, wiewohl auch mit der elegischen allgemeinen Vorstellung vereinbar, zu der »die heißen Reuethränen« stimmen, läßt sich doch auch in Beziehung auf den bloß künstlerischen Gegensatz, zu welchen »die kalten Regeln« gehören, verstehen. Wie bei den letzten, durch den Reim hervorgehobenen Versen der letzten Strophe, so ist auch bei den letzten Versen der vorletzten Strophe »Es schwinden.... walten« ein Sinken der Bedeutsamkeit der Vorstellungen, die immer am Ende der Strophen, wie durch den gleichen Reim geschieht, an Bedeutsamkeit gehoben sein sollten, unverkennbar. Die Härte »furchtbar'n Wesen«, die Beziehung des »staunend« auf das Object »es« wollen wir nur beiläufig erwähnen. Bedeutender ist schon der Fehler in »wie stürzt.., so führt...« in der letzten Strophe, und der Mangel eines der »Lüge« des vergleichenden Satzes in dem Hauptsatze Entsprechenden. Erinnern uns auch diese Ausstellungen an die ersten Worte der Muse des Dichters, wo sie regelloser und weniger gewandt waltete, so ist doch auch hier der Genius nicht zu verkennen: die anschauliche Lebendigkeit der zweiten, die vollendet dem Stoffe entsprechende Bewegung der dritten Strophe, die große magische Bedeutsamkeit der Ausdrücke »er tritt in heilige Gewalt«, alles zeigt hier den Reichthum und die Macht desselben.

121. Das Saitenspiel. (Von Herder.)

Was singt in euch, ihr Saiten?
Was tönt in eurem Schall?
Bist du es, klagenreiche,
Geliebte Nachtigall?
Die, als sie meinem Herzen
Wehklagete so zart,
Vielleicht im letzten Seufzer
Zum Silberlaute ward.

Was spricht in euch, ihr Saiten?
Was singt in eurem Schall?
Betrügst du mich, o Liebe,
Mit süßem Wiederhall?

Du Täuscherinn der Herzen,
Geliebter Lippen Tand,
Bist du vielleicht in Töne,
Du Flüchtige, verbannt?

Es spricht mit stärk'rer Stimme,
Es bringet mir an's Herz;
Es weckt mit Zaubergriffen
Den längst entschlaf'nen Schmerz.
Du bebst in mir, o Seele,
Wirst selbst ein Saitenspiel —
In welches Geistes Händen?
Voll zitterndem Gefühl.

Es schwebet aus den Saiten,
Es lispelt mir ins Ohr.
Der Geist der Harmonieen,
Der Weltgeist tritt hervor.
»Ich bin es, der die Wesen
In ihre Hülle zwang,
Und sie mit Zaubertönen
Des Wohlgefühls durchdrang.«

»In rauher Felsenhöhle
Bin ich dir Wiederhall,
Im Ton der kleinen Kehle
Gesang der Nachtigall.
Ich bin's, der in der Klage
Dein Herz zum Mitleid rührt,
Und in der Andacht Chören
Es auf zum Himmel führt.«

»Ich stimmete die Welten
In Einen Wunderklang,
Zu Seelen flossen Seelen,
Ein ew'ger Chorgesang.
Vom zarten Ton beweget,
Durchängstigt sich dein Herz,
Und fühlt der Schmerzen Freude,
Der Freude süßen Schmerz.« —

Verhall', o Lied, ich höre
Der ganzen Schöpfung Lied,
Das Seelen fest an Seelen,
Zu Herzen Herzen zieht.
In Ein Gefühl verschlungen,
Sind wir ein ewig All;
In Einem Ton verklungen,
Der Gottheit Wiederhall.

Weniger geschmückt und prächtig, als die vorhergehende Ode; aber klarer, geordneter und selbst erhabener. Die Fehler, die an des Dichters prosaischem Styl auffielen (siehe vorher № 76. u. 77.) finden hier gar nicht Statt. Diese Ode ist eine der vollendetsten: Erhabenheit des Gedankens, Tiefe der Empfindungen, wahre Schönheit der Darstellung machen sie zu einem unübertroffenen Muster, in welchem jede Färbung des Ausdrucks, jede Wendung und Schattirung des Gedankens in der vollendeten Einheit des Ganzen begründet ist. Diese liegt in der Antwort auf die Frage, was in dem Saitenspiel die Quelle des Wohlgefallens und des Entzückens sei: nicht, weil wir darin die ansprechendsten Töne aus der Natur, wie etwa Nachtigalltöne, nachgeahmt finden (es ist ja auch hier die Frage, weshalb sie uns ansprechen); nicht, weil sie in uns die Empfindungen des Herzens, der Liebe, anregen (denn wie eben geschähe dies?); sondern das große Gesetz der Zusammenstimmung, des Einklangs, das im Weltall herrscht, der Weltgeist ist der Grund der magischen Wirkung. So hochgestellt und über alle vergänglichen irdischen Regungen erhaben (»Flüchtige«, »Täuscherinn«, »Tand«, »verbannt«, »Es spricht mit stärk'rer Stimme« erhalten hier ihre volle Bedeutsamkeit) darf es uns nicht befremden, das wie? nicht näher erläutert zu finden. Den Weltgeist in seinem unbegreiflichen und undurchdringlichen Walten als die Quelle des hohen Wohlgefallens aufzufassen, ist ein erhabener, wohl zunächst philosophischer

Gedanke; aber die Weise, wie er hier ideal der Anschauung und Empfindung nahe gebracht wird, macht die Lösung der Frage zu dem erhabensten Hymnus auf die Musik. Wenn nun auch die Liebe, in ihrer allem Irdischen anklebenden Vergänglichkeit (»Flüchtige«) und Unzuverlässigkeit (»Tand«, Täuscherinn«), gegen dies Ideal der Zusammenstimmung der Weltharmonie, in Nichts verschwinden muste; so ist doch ihr Wesen mit dem Sehnen nach der befriedigenden Zusammenstimmung innerlich verwandt. Darum weckt der Weltgeist, indem er sich als Geist der Harmonieen im Saitenspiel offenbart, »den längst entschlaf'nen Schmerz«, und tritt aus seiner abstracten Ferne hier dem Gefühl wieder nahe. Er wird in der hohen Aufregung desselben selbst eine redende Göttererscheinung. Was er redet, sind nicht, wie wir dies bei solchen Aufgaben so oft finden, schwülstige Worte, leere Philosopheme, aufgedunsene Larven. Jeder Gedanke ist in eine anschauliche Erscheinung verkörpert, und jeder Gedanke bei aller Einfachheit und Verständlichkeit des Ausdrucks Offenbarung eines tiefen religiösen Gefühls. »Ich bin es.... durchdrang« heißt nicht bloß, ich habe den Wesen Körper und Sinne gegeben; »die Hülle« die Form, obwohl auch in allen Erscheinungen eine große Zusammenstimmung, eine körperliche Harmonie, waltet, individualisirt das »All« in die einzelnen Wesen (»Sind wir ein ewig All«). Und wer bei den wortlosen Gesängen der ungebildetsten Menschen ohne alles Bewußtsein der Gesetze der Harmonie diese unwillkürlich wirken sieht, diese Gesetze auch in der Natur außer dem Menschen wahrnimmt, und wohl schwerlich dieses Wunder zu erklären weiß, der betrachtet sie gern als die magische Wirkung jener lebendigen Harmonie des Alls, als eine Eingebung des Geistes der Harmonien. Dieser Gedanke, das Mitleid, die Andacht, die Harmonie der Sphären, die Harmonie der Seelen in erhabener Steigerung umfassend, tritt zugleich in dem Walten der Sympathie dem Gefühle näher, und der Schmerz wird eine Dissonanz, die sich in verherrlichtern Accorden auflös't. Auf dieser Höhe der Begeisterung gleichsam selbst die Harmonie der Sphären »das Lied der ganzen Schöpfung« vernehmend, gebietet er seinem Liede »zu verhallen«, und fühlt sich liebend in die Eine Harmonie verschlungen. Hätte Herder auch nur diesen einen Hymnus gesungen, so würde man in ihm die Weihe des Dichters und Theologen nicht verkennen. Wer aber seine religiöse Überzeugung kennt, der wird an dem mystisch pantheistischen Ausdruck

überschwänglicher Gefühle, wenn sie sich dem Unbegreiflichen in frommer Innigkeit über die anthropomorphischen Formen hinaus zu nähern ringen, keinen Anstoß nehmen.

e) Heitere Geselligkeit, Freude.

122. Frisch gesungen. (Von Chamisso.)

Hab' oft im Kreise der Lieben
In duftigem Grase geruht,
Und mir ein Liedlein gesungen,
Und Alles war hübsch und gut.

Hab' einsam auch mich gehärmet
In bangem, düsterem Muth,
Und habe wieder gesungen,
Und Alles war wieder gut.

Und Manches, was ich erfahren,
Verkocht' ich in stiller Wuth,
Und kam ich wieder zu singen,
War Alles auch wieder gut.

Sollst nicht uns lange klagen,
Was Alles dir wehe thut;
Nur frisch, nur frisch gesungen!
Und Alles wird wieder gut.

Eine gemüthliche Aufforderung, die Klagen des Lebens durch den Gesang zu beschwichtigen. Die erste Strophe steht zu den beiden folgenden im Verhältnisse eines vergleichenden Vordersatzes; die Schlußstrophe in dem einer als Hauptgedanke hervorgehobenen Folgerung: Wie der Gesang meine herzlichste Freude begleitete, so hat er auch Kummer und Ärger verscheucht. Drum klage auch du nicht, sondern singe, und Alles wird gut werden. Der Ton, die ganze Haltung des Liedes ist leicht, verständlich und in sehr einfacher Anordnung.

123. Gesellschaftslied. (Von Kotzebue.)

Es kann schon nicht Alles so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond,
Es blüht eine Zeit, und verwelket,
Was mit uns die Erde bewohnt.

Es haben viel fröhliche Menschen
Lang vor uns gelebt und gelacht;
Den Ruhenden unter dem Grase
Sei fröhlich ein Becher gebracht!

Es werden viel fröhliche Menschen
Lang nach uns des Lebens sich freu'n;
Uns Ruhenden unter dem Grase
Den Becher der Fröhlichkeit weih'n.

nach beatus ille des Horaz) der Dichter leidenschaftlich liebte. Nachdem der Barde den Freund aufgefordert hat, die weichliche Ruhe am Heerde zu verlassen, schildert er ihm seinen Schlittschuhlauf, und wie er selbst Bragi Schlittschuh laufen gesehen habe. Er läßt den Gott des Gesanges Siegslieder, den Sieg der Hermannsschlacht oder der spätern Wittekind's, singen; dann das eigene Lob der Erfindung des Schlittschuhes, und die Empfindungen der Kampfeswuth und des Siegesstolzes mit den entsprechenden Bewegungen des Laufes begleiten. Die wilde und doch schöne Natur eines nordischen Winters, versetzt in die Heldenzeit unseres Volkes und seine Göttererscheinungen; der Rhythmus des kräftigen und gewandten Laufes, jenen Empfindungen des Stolzes und der Siegesbegeisterung im Liede entsprechend; dann der Preis einer Erfindung, der Griechenland sich vergebens rühme, die vom Gotte des deutschen Gesanges selbst stamme, die selbst mit Liebreiz schmücke, so daß Nossa, die Göttinn der Anmuth, den gewandten Läufer geliebt hätte, sollen hier nicht sowohl schildern, als vielmehr die Empfindungen der begeisterten Neigung tragen, die der Dichter selbst zu dieser Kunst empfand und ausdrücken wollte. In der vorletzten Strophe schimmert in dem Tadel der einen schönen Läufer (König Harald. — In einem scandinavischen Liede rühmt er sich: »skrida kan ek a Skidum« schreiten kann ich auf Skieen (Schneeschuhen) — verschmähenden Elisstk selbst eine persönliche Beziehung des auch verschmähten (vgl. die »Ode an Gott«) Dichters durch, und steigert hier das Lob der gefeierten Kunst. Die letzte Strophe schließt mit dem schönen Verschwinden der Erscheinung. Jede Vorstellung, jede Bewegung des Gesanges, vorzüglich der beiden Strophen »Ha! wie sie blutet'....« und »Schlaget, ihr Adler...« mit dem Übergange zur folgenden, ist hier für den lebendigen Ausdruck der Empfindung bedeutsam, und in einem harmonischen Zusammenhange. Die Adler werden in der elften Strophe zum warmen Blute geladen. Darum ist der Adler in der zehnten Strophe, von der blutenden Lanze aus der Wolke gerufen, wohl eher ein fränkisch-römisches Heerzeichen, signum, stolz in die Höhe erhoben, als ein eigentlicher Adler: die zornstolze Empfindung »schwebete... wie in Orkanen.... gehalt'nem Schwung« müßte sonst nur als Vorempfindung der folgenden Vorstellungen gelten. Freilich spricht die Wolkenhöhe eher für die eigentliche Bedeutung; für die andere fehlte der Trope die Nothwendigkeit (I. §. 119, 1.). Hat »lachend« in der zweiten Strophe, zusammen-

stimmend mit »Zärtling« in der ersten Strophe, nur die Trägheit des Angeredeten, nicht schadenfroh den Fall des Eroberers zum Objecte, so erscheint die adjectivische Bestimmung des Pfeils »welcher.... sank« und ihr Nachdruck unmotivirt und überladen.

d) Geistiges Leben.

118. Meine Göttinn. (Von Göthe.)

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein?
Mit Niemand streit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltsamen Tochter Jovis,
Seinem Schoßkinde,
Der Phantasie.

Denn ihr hat er
Alle Launen,
Die er sonst nur allein
Sich vorbehält,
Zugestanden,
Und hat seine Freude
An der Thörinn.

Sie mag rosenbekränzt
Mit dem Lilienstängel
Blumenthäler betreten,
Sommervögeln gebieten
Und leicht nährenden Thau
Mit Bienelippen
Von Blüthen saugen;

Oder sie mag
Mit fliegendem Haare
Und düsterm Blicke
Im Winde sausen,
Um Felsenwände
Und tausendfarbig,
Wie Morgen und Abend,
Immer wechselnd,
Wie Mondesblicke,
Den Sterblichen scheinen.

Laßt uns Alle
Den Vater preisen!
Den alten, hohen,
Der solch eine schöne
Unverwelkliche Gattinn
Dem sterblichen Menschen
Gesellen mögen!

Denn uns allein
Hat er sie verbunden
Mit Himmelsband,
Und ihr geboten,
In Freud' und Elend,
Als treue Gattinn,
Nicht zu entweichen.

Alle die andern (,)
Armen Geschlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
In dunklem Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdurft.

Uns aber hat er
Seine gewandteste,
Verzärtelte Tochter,

Freut euch! gegönnt!
Begegnet ihr lieblich,
Wie einer Geliebten;
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus!
Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!

Doch kenn' ich ihre Schwester,
Die ältere, gesetztere,
Meine stille Freundinn:
O, daß die erst
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberinn,
Trösterinn, Hoffnung.

Auch diese Darstellung beurkundet wiederum die hohe classische Bildung des großen Dichters. Man glaubt einen Chor der alten Tragödie zu hören. Die Tiefe der Gedanken bei der hohen Einfachheit des Ausdrucks; die Lebendigkeit und Fülle der Anschauungen bei der Leichtigkeit und Klarheit der Anordnung; die naive Objectivität der Darstellung bei einem Gegenstande, der so leicht zu sentimentaler Subjectivität verführen konnte; Sprache und Bewegung, alles hat ein antikes classisches Gepräge; und kaum bei dem »Schwiegermutter Weisheit«, obwohl sehr bezeichnend, wird man an den neuern Ursprung erinnert. Der Phantasie gebührt der erste Preis unter den Göttinnen. Wie sie sich zeigen mag, sie verdient als Geschenk, mit welchem Zeus die Menschen bevorzugte, mit Dank gegen ihn aufgenommen, als eine Geliebte und ihrer Frauenwürde gebührend behandelt zu werden, nie von ängstlichen, eigensinnigen Rücksichten verletzt. Das ist der einfache Gang des Gedichts. Die bedeutendern Segnungen der Hoffnung gehören dem Wesen nach der Phantasie; aber sie hat ernstere Zwecke, darum erscheint sie neben der nur Genuß und Freude spendenden Göttinn, als die gesetztere, stille Freundinn, schwesterlich, wie die Weisheit mütterlich, in dem Hausstande des Lebens. Schon in der ersten Strophe sind die gedrängten, bezeichnenden Attribute der fünf letzten Verse Motive des Vorzugs; aber in der zweiten wird die schöpferische Willkür, mit der Zeus sie selbst bevorzugt, und sich gleichstellt, als entscheidender und ihr ganzes Wesen umfassend hervorgehoben. Zeus Schöpfungen sind ernst, die ihrigen Spiele. Wie einfach lieblich, nicht als ernster Tadel, wird das durch den Ausdruck »Thörinn« bezeichnet! Wie anschaulich lebendig ist der Gegensatz der dritten und vierten Strophe, wie umfassend der Ausdruck »Lilienstängel«, ein Zauberstab der Fee, die Schmetterlinge ihre dienenden Genien! Nur die fünf letzten Verse

der vierten Strophe »und tausendfarbig.... scheinen«, in welchen der Begriff des Wechsels hervortritt, lassen, indem die Darstellung selbst die Natur des flüchtigen Gegenstandes annimmt, den Gegensatz fallen. In der fünften Strophe bemerke man die gehaltreiche antike Bezeichnung »alten, hohen« Zeus, die Wiederholung der »Gattinn« unter entschiedener Verschiedenheit der Attribute. Strophe 7. muß hinter »andern« ein Komma stehen: denn die Menschen sollen ja gerade durch die Gabe der Phantasie reich heißen, und ohne Komma würde ein ganz störender Sinn hervorgehen. In dieser und der folgenden Strophe ist nun eben der Vorzug des Menschen vor dem Thiere in sehr lebendigem Gegensatze, gegen den freilich die »Schwiegermutter« etwas einwenden würde, hervorgehoben. Vom Schlusse ist schon oben gesprochen.

119. Die Muttersprache. (Von Schenkendorf.)

Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort;
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort!

Ach, wie trüb' ist meinem Sinn,
Wann ich in der Fremde bin,
Wann ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen wie ein Gruß!

Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichthum, in die Pracht;
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort!
Steig' empor aus tiefen Grüften,
Längst verscholl'nes, altes Lied!
Leb' auf's Neu' in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht!

Überall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch;
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund:
Meine seligsten Gedanken
Sprech' ich, wie der Mutter Mund!

Man könnte auf den ersten Blick glauben, das hier Gesagte wäre in Beziehung auf jede Muttersprache gesagt; aber die subjective Auffassungsweise des Dichters, wie sie uns so befreundend aus seinen übrigen Gedichten anspricht, und selbst die vierte Strophe, und darin »Heldensprache«, obwohl es gewiß auch andere, als deutsche, Helden giebt, zeigen, daß ihm seine deutsche Muttersprache vorschwebte. Auch die sen-

Eins von den früheren Erzeugnissen der Muse des Dichters: eine tief aufgeregte Empfindung stört in ihren wilden, bacchantischen Ausbrüchen die besonnene Wahl und Rundung des Ausdrucks. Neuere unten angeführte Lesarten haben die Fehler selten getilgt, und sind zuweilen matter. Bei aller Höhe der Begeisterung, der Erhabenheit der Gedanken und der Kühnheit des Ausdrucks, wie sie sich für Dithyramben eignen, hat der Gesang durch die vorherrschend beiordnende collective Anreihung der Hauptgedanken den Charakter des Liedes. Es ist ein Rundgesang, und der Chor dem angemessen, und von Seiten seiner ästhetischen Zweckmäßigkeit meist sehr gelungen. Die beiden ersten Strophen vereinigen die Freunde zu erhabener Freudenfeier, und schließen mit einem passenden procul este profani »Und wer's nie gekonnt, der stehle weinend sich aus diesem Bund!«. Die Wirkung in der ersten Strophe, »Deine Zauber binden.... weilt« ist hier nur Act dieser Vereinigung: ∾ Die angeredete Freude hat uns zur Feier innig vereinigt. Darum drückt auch der Chor diese Aufforderung mit höherm Nachdruck und in umfassendern, erhabenern Vorstellungen aus. Wie der grammatische Hauptsatz des zweiten Chors »Zu den Sternen .... thronet« nur die Geltung eines Adjectivs zur »Sympathie« hat; so soll im ersten Chor »Brüder, überm Sternenzelt... wohnen« nur als Nebengedanke gelten: ∾ »der Welt, welche unter einem guten Vater vereinigt ist; alles ist ein großer geheimnißvoller Freudenbund. Die begeisterte Empfindung erhebt hier die Nebengedanken zu grammatischen Hauptsätzen. Dann feiert das Lied die Wirkungen der Freude, wie sie sich in einer erhabenen »Sympathie« (nicht bloß, wie ein Commentar meint: »edlen Anhänglichkeit« etwa der vereinten Freunde) äußert, und sich bei den Menschen in That und muthigem, erhabenem Entschluß äußern soll. Auch hier ist der Chor auffordernd, und diese Aufforderungen sind die den zunächst vorangehenden Gedanken entsprechenden Anregungen des Gefühls zu Gesinnungen, Entschlüssen und Thaten. Es verdient bemerkt zu werden, daß alle Chöre religiös sind, und eine Beziehung zur Gottheit aussprechen. Theils das Wesen einer so begeisterten, sich auf ihren Ursprung, die lebendige organische Harmonie des Alls, beziehende Freude, theils daß gerade der Chor diese höchsten Beziehungen als anregende Gedanken und Aufforderungen auffaßt, mußte dahin führen, und giebt der Feier eine religiöse Weihe, bei der wir uns der, wiewohl zugleich sinnlichern, Mysterien des Bacchus

und der Ceres erinnern. Der vierte Chor hat in der neuern Fassung (1802) »Froh, wie seine (Gottes, nicht des kurz vorhergehenden Sehers) Sonnen fliegen« diese Beziehung verwischt und ist dadurch flacher geworden, als die ältere:

> Wer gebar das Weltenwunder?
> Wo der Starke, der es hält?
> Brüder! von dem Sternenzelt
> Winkt ein großer Gott herunter!

obwohl diese Fehler gegen den Reim hat, und, was noch bedeutender ist, die Beziehung zur Gottheit zu allgemein und ohne strengen Zusammenhang mit den unmittelbar vorhergehenden Gedanken ausdrückt. Eben so war die ältere Lesart des dritten Chors:

> Werft Euch nieder, Millionen!
> Deinem Schöpfer jauchze, Welt.

in bestimmterer Beziehung zu dem Vorhergehenden: ∾ Darum sei auch Eure Freude jubelnder Dank zu Gott. Da die Chöre vorherrschend und sehr zweckmäßig den Charakter anerkennender Zustimmung und dem entsprechender Aufforderung haben; so stimmt die Frage in der ältern Fassung des vierten Chors und in der neuern des dritten nicht zu diesem Charakter.

Diese Ökonomie des ganzen Gesanges und das Verhältniß des Chors in derselben, die Erhabenheit der Gedanken, die schwellende Fluth der lyrischen Begeisterung, die sich in der letzten Strophe bis zu einer fast bacchantischen Unordnung steigert, alles läßt uns hier das Genie des begeisterten Dichters erkennen und macht den Gesang zu einem erhabenen, mysteriösen Hymnus auf die Freude. Daher der verbreitete Beifall, auch in Maurerlogen, für die es vielleicht bestimmt war. Jetzt möge die Zergliederung ins Einzelne gehen. Es sind in der trunkenen Begeisterung, die hier allerdings vieles entschuldigt, mehrere Ausdrücke und Wendungen, welche gegen die rhetorischen oder ästhetischen Regeln und die Sprache verstoßen. »Götterfunken« und »Tochter« als unzusammenstimmende Tropen; »Mode Schwert« die Mode, auch in der noch mattern, neuern Lesart »was die Mode streng getheilt« bleibt immer matt. Darum kann sie nicht personificirt ein Schwert tragen. Der Gedanke ist stärker, als der Ausdruck. »Bettler werden Fürstenbrüder« die maurerische Ekstase ist, der Convenienz zugefallen, in der neuen Lesart legitimisirt und verflacht in »alle Menschen werden Brü-

der«. Die Sätze »gelungen«, »errungen«, »gekonnt« sind ohne die Hülfsverben verstümmelt: indeß befördert die Abschleifung der Flexion hier die Kürze. »Ring« immer matt; aber »Sympathie« ist mehr als edle Anhänglichkeit, und erklärt sich in den folgenden Strophen. »Freude trinken« und »Rosenspur« ist nicht bloß wilde Vermischung ganz unzusammenstimmender Tropen; sondern die »Rosenspur« ein matter Schmuck. »Cherub steht vor Gott« in seiner Nähe noch höherer Freuden empfänglich. Über »Ihr stürzt ... Welt?« siehe oben; über die vierte Strophe desgleichen. »Fliegt von Euren Sitzen!« grell. »Glas dem guten Geist« Libation. »Feuerspiegel« unklar und überladen. Statt »dem Verdienste .... Lügenbrut?« war die ältere Lesart

> Menschlichkeit auf Königsthronen,
> Und dem Richter warmes Blut,

und stimmte besser zur Gesinnung des Ganzen, obwohl »Harten Richtern warmes Blut« mehr Wunsch, als Gegenstand eines Gelübdes ist: wer mit der ganzen Welt ausgesöhnt ist, wünscht Keinem Untergang, wenn er auch »Rettung von Tyrannenketten« wünschen kann. Die Aufforderung zum Kampfe gegen »die Lügenbrut« sagt aber freilich der gewöhnlichen Aufregung mehr zu, als sie zu der hohen, alles versöhnenden, Begeisterung der Freude stimmt, welche der Gesang feiert. Dagegen ist der Zusammenhang in den Hauptgedanken, die Art, wie sich der Chor ihnen anschließt, die Anreihung in den Übergängen durch das innerste Wesen der Begeisterung und gleichsam die große Elegie seiner Lebensansicht weit enger und inniger, als es der oberflächlichen Betrachtung erscheinen möchte. Kaum hat der Dichter in der fünften Strophe, nach den allgemeinen Wirkungen der Freude, die auf den Menschen zu feiern begonnen »Aus der Wahrheit Feuerspiegel ....«; so tritt ihm die Idee des Kampfes gegen Irrthum und Leiden nahe und der Tod. Wie schließt sich nun die Aufforderung des Chors zur Duldung so eng der ganzen Strophe und nicht bloß einem beigeordneten Theile »Zu der Tugend .... Bahn!« an! Versöhnende Liebe sollte die Übel, die von Menschen herrühren, eingedenk des großen Freudenzweckes der Natur und der Liebe des Schöpfers, der wir dankbar nachahmen sollen, ausgleichen. Daher der Zusammenhang mit der folgenden Strophe »Göttern kann man ...« nicht zerrissen ist, sondern sehr geistig geknüpft. So sind in Freude versöhnt und vereinigt die Menschen, und so danken sie dem Freudespender, Sanftmuth und Muth im Leben

schöpfend. Daran schließen sich die Gelübde der verletzten, und die Hoffnungen bis zum Grabe in der letzten Strophe, und der Schluß des Ganzen, Ruhe und Friede dort. Die letzte Strophe mit ihrem Chor fehlt in spätern Ausgaben, und damit ein genügender Schluß der ganzen lyrischen Darstellung. Vielleicht mögen das Übersprudelnde der Empfindung und die »Tyrannenketten« Veranlassung zur Auslassung gegeben haben.

f) Liebe.

125. Lied. (Von J. G. Jacobi.)

Wenn im leichten Hirtenkleide
Mein geliebtes Mädchen geht,
Wenn um sie die junge Freude
Sich im süßen Taumel dreht,
Unter Rosen, zwischen Reben,
In dem Hain und an dem Bach,
Folgt ihr dann mit stillem Beben
Meine ganze Seele nach.

Wär' ich auf der Frühlingsaue
Nur das Lüftchen, das sie fühlt,
Nur ein Tropfen von dem Thaue,
Der um sie die Blume kühlt;
Nur das Bäumchen an der Quelle,
Das sie schützet und ergötzt,
Und die kleine Silberwelle,
Die den schönsten Fuß benetzt!

Wären meine Klagetöne
Der Gesang der Nachtigall,
Hörte mich die sanfte Schöne
Zärtlich in dem Wiederhall;
Lispelt' ich an Rosenwänden
Als ein Abendwind herab,
Oder wär' in ihren Händen
Der beblümte Hirtenstab!

Könnt' ich ihr als Veilchen dienen,
Wenn sie neue Kränze flicht;
Könnt' ich in der Laube grünen,
Wo mit ihr ein Engel spricht;
Böt' ich, in vertrauten Schatten,
Ihrem Schlummer sanftes Moos,
Oder wo sich Tauben gatten,
Meinen blumenreichen Schooß.

Mach', o Liebe, dort im Stillen
Unter jenem Myrtenbaum,
Wo sie ruht, um ihretwillen,
Mich zum leichten Morgentraum.
Mit verschämtem holden Lachen,
Sehe sie mein Schattenbild;
Und, o Liebe, beim Erwachen
Werd' ihr Morgentraum erfüllt!

Der einfache Wunsch, immer bei der Geliebten zu sein und sie wohlthuend überall zu begleiten, um endlich (letzte Strophe) mit Gegenliebe beglückt zu werden, spricht sich mehr in schmeichelnder Zartheit, als in tiefer Aufregung der Empfindung aus. Die Ordnung der collectiv angereihten Gedanken erscheint mit Ausnahme des Eingangs in der ersten Strophe und dem Schlusse, also in der zweiten und dritten Strophe, völlig willkürlich. Die Darstellung und die Bewegung ist

leicht, gefällig und zart, und besonders am Schluß der Wunsch nach Gegenliebe mit zarter Bescheidenheit ausgedrückt. Wir bemerken nun Folgendes: Die Allegorie in der ersten Strophe »Wenn um sie ..... Taumel dreht« ist für die Anschauung unbestimmt, und mit der eigentlich genommenen vorhergehenden Vorstellung (wie sich die junge Freude als Eine Person zu ihr verhalte) schwer vereinbar: wie sie sich drehe im Taumel um sie? »In ihren Händen der beblümte Hirtenstab.« wohl stützend? da alles Andere in Beziehung des Wohlthuns oder des Spiels mit der Geliebten steht; aber diese Beziehung des Stützens hat etwas Verletzendes; sie bedürfte einer Stütze; und spielen mit einem Stabe wäre nicht minder anstößig. Auch »als Veilchen« enthält eine zu gesuchte, süßliche Beziehung. »Wo mit ihr ein Engel spricht« Welcher? und wie kommt der gerade in die Laube, als sollte er mit ihr kosen, was der Dichter doch wohl sich vorbehält. Daß der Dichter sich zu Moos werden läßt, mag mit der Quelle und dem Baume entschuldigt werden; wie er aber zu einem »blumenreichen Schooß« gelangt, besonders, da man hier nur zu leicht eine neue Metamorphose erwartet, ist schwer zu finden, und das Gatten der Tauben, in dem Schooße? scheint der Reim »den Schatten« zu gefallen, herbeigeführt zu haben.

126. Die Seligkeit der Liebenden. (Von Hölty.)

Beglückt, beglückt, wer die Geliebte findet,
Die seinen Jugendtraum begrüßt,
Wenn Arm um Arm, und Geist um Geist sich windet,
Und Seel' in Seele sich ergießt!

Die Liebe macht zum Goldpalast die Hütte,
Streut auf die Wildniß Tanz und Spiel,
Enthüllet uns der Gottheit leise Tritte,
Giebt uns des Himmels Vorgefühl.

Sie macht das Herz der Schwermuth frühlingsheiter,
Sie bettet uns auf Rosenau'n,
Und hebet uns auf eine Himmelsleiter,
Wo wir den Glanz der Gottheit schau'n.

Sie giebt dem Kranz des Morgens hell're Röthe,
Und lichter Grün dem Schattenwald,

Und süß'ren Klang der spätern Abendflöte,
Die aus des Dorfes Büschen schallt.

Die Liebenden sind schon zu bess'ren Zonen
Auf Flügeln ihrer Lieb' erhöht,
Empfahen schon des Himmels gold'ne Kronen,
Eh' ihr Gewand vom Staub verweht.

Sie kümmern sich um keine Erdengüter,
Sind sich die ganze weite Welt,
Und spotten dein, du stolzer Weltgebieter,
Vor dem der Erdkreis niederfällt.

Sanft hingeschmiegt auf seid'ne Frühlingsrasen,
Auf Blumen eines Quellenrands,
Verlachen sie die bunten Seifenblasen,
Des lieben leeren Erdenlands.

Ein Druck der Hand, der durch das Leben schüttert,
Und eines Blickes Trunkenheit,
Ein Feuerkuß, der von der Lippe zittert,
Giebt ihnen Engelseligkeit.

Ein Blick der Lieb', aus dem die Seele blicket,
In dem ein Engel sich verklärt,
Ein süßer Wink, den die Geliebte nicket,
Ist tausend dieser Erden werth.

Ein Herzenskuß, den selber Engel neiden,
Küßt ihren Morgenschlummer wach;
Ein Rosentanz von ewig jungen Freuden
Umschlingt den lieben langen Tag.

Ein süßer Schlaf sinkt auf ihr keusches Bette,
Wie auf die Lauben Edens sank.
Kein Endlicher mißt ihrer Freuden Kette,
Wer nicht den Kelch der Liebe trank.

Liebe zu den Schönheiten der Natur und des reinen Genusses derselben und ein meist wehmüthiges Liebessehnen sprechen aus den meisten Gesängen des früh gestorbenen Dichters. Hier begleitet er die glückliche Liebe durch ein bescheidenes stilles Leben im Schooße der Natur. So ansprechend die einzelnen Gedanken auch sind, so innig

und warm die Gefühle, die sie aussprechen, so gelungen und vielsagend bei einer großen Leichtigkeit der Bewegung auch der Ausdruck im Einzelnen ist, so ist doch die ganz collective Anreihung des Liedes zu lose, zu willkürlich und selbst offenbar zersplittert. Die Beziehungen auf die Gottheit und den Himmel, die gesteigert am Schlusse wohl ansprechender ständen, sind in der zweiten, dritten und fünften Strophe durch andere unterbrochen; in der zweiten und dritten erscheinen sie ganz als Wiederholungen desselben Gedankens. Wie nicht selten bei Matthisson, scheint auch bei Hölty zu oft die Freiheit in der collectiven Anordnung des Liedes im Dienste des Reims zu sehr mißbraucht. Die zwei letzten Verse der dritten und die fünfte Strophe zeigen dies. Auch die Übergänge zwischen den einzelnen Vorstellungen sind keineswegs geschmeidig: vom Tanz zu den Tritten und dem Vorgefühl, von der Rosenau auf die Himmelsleiter, wo entweder die Gegenstände zu verschiedenartig sind, oder die Tropen. Außerdem sind noch zu bemerken: »Tanz auf die Wildniß streuen« als fehlerhafte Trope; »die Liebenden sind auf Flügeln erhöht« ungelenk für »sie erheben sich ....«; »des lieben leeren Erdenlands« gemeine Fügung in ironischem Tone, und »den lieben langen Tag«, was fast wie »langweilig« klingt. Gleichwohl hat gerade dies Lied Hölty's auch besondern Beifall gefunden.

127. An Gott. (Von Klopstock.)

Ein stiller Schauer deiner Allgegenwart
Erschüttert, Gott! mich. Sanfter erbebt mein Herz
　　Und mein Gebein. Ich fühl', ich fühl' es,
　　Daß du auch hier, wo ich weine, Gott! bist.

Von deinem Antlitz wandelt, Unendlicher!
Dein Blick, der Seher, durch mein eröffnet Herz.
　　Sei vor ihm heilig, Herz! sei heilig,
　　Seele, vom ew'gen Hauch entsprungen!

Verirrt mich Täuschung? oder ist wirklich wahr,
Was ein Gedanke leise dem andern sagt?
　　Empfindung, bist du wahr, als dürf' ich
　　Frei mit dem Schöpfer der Seele reden?

Gedanken Gottes, welche der Ewige,
Der Welt, izt denket! wenn ihr den menschlichen

Gedanken zürnet: o, wo sollen
Sie vor euch, Gottes Gedanken! hinfliehn?

Flöhn sie zum Abgrund; siehe, so seid ihr da!
Und wenn sie bebend in das Unendliche
Hineilten; auch im Unbegränzten,
Wärt ihr, Allwissende! sie zu schauen!

Und wenn sie Flügel nähmen der Seraphim,
Und aufwärts flögen, in die Versammlungen,
Hoch ins Getön, ins Halleluja,
In die Gesänge der Harfenspieler;

Auch da vernähmt ihr, göttliche Hörer! sie.
Flieht denn nicht länger, seid ihr auch menschlicher,
Flieht nicht, der ewig ist, der weiß es,
Daß er in engen Bezirk euch einschloß.

Des frohen Zutrauns, ach! der Beruhigung,
Daß meine Seele, Gott! mit dir reden darf!
Daß sich mein Mund vor dir darf öffnen,
Töne des Menschen herabzustammeln!

Ich wag's und rede! Aber du weißt es ja,
Schon lange weißt du, was mein Gebein verzehrt,
Was in mein Herz tief hingegossen,
Meinen Gedanken ein ewig Bild ist.

Nicht heut' erst sahst du meine mir lange Zeit,
Die Augenblicke, weinend vorübergehn!
Du bist es, der du warst: Jehova
Heißest du! aber ich Staub vom Staube!

Staub, und auch ewig! denn die Unsterbliche,
Die du mir, Gott! gabst, gabst du zur Ewigkeit!
Ihr hauchtest du, dein Bild zu schaffen,
Hohe Begierden nach Ruh' und Glück ein!

Ein drängend Heer! Doch Eine ward herrlicher
Vor allen andern! Eine ward Königinn
Der andern alle, deines Bildes
Letzter und göttlichster Zug, die Liebe!

Die fühlst du selber, doch als der Ewige;
Es fühlen jauchzend, welche du himmlisch schufst,
Die hohen Engel deines Bildes
Letzten und göttlichsten Zug, die Liebe!

Die grubst du Adam tief in sein Herz hinein!
Nach seinem Denken von der Vollkommenheit,
Ganz ausgeschaffen, ihm geschaffen,
Brachtest du, Gott! ihm der Menschen Mutter!

Die grubst du mir auch tief in mein Herz hinein!
Nach meinem Denken von der Vollkommenheit,
Ganz ausgeschaffen, mir geschaffen,
Führst du sie weg, die mein ganzes Herz liebt!

Der meine Seele ganz sich entgegen gießt!
Mit allen Thränen, welche sie weinen kann,
Die volle Seele ganz zuströmet!
Führst du sie mir, die ich liebe, Gott! weg!

Weg, durch dein Schicksal, welches, unsichtbar sich
Dem Auge fortwebt, immer ins Dunklre webt!
Fern weg den ausgestreckten Armen!
Aber nicht weg aus dem bangen Herzen!

Und dennoch weißt du, welch ein Gedank' es war,
Als du ihn dachtest, und zu der Wirklichkeit
Erschaffend riefst, der, daß du Seelen
Fühlender, und für einander schufest!

Das weißt du, Schöpfer! Aber dein Schicksal trennt
Die Seelen, die du so für einander schufst,
Dein hohes, unerforschtes Schicksal,
Dunkel für uns, doch anbetungswürdig!

Das Leben gleichet, gegen die Ewigkeit,
Dem schnellen Hauche, welcher dem Sterbenden
Entfließt; mit ihm entfloß die Seele,
Die der Unendlichkeit ewig nachströmt!

Einst lös't des Schicksals Vater in Klarheit auf,
Was Labyrinth war; Schicksal ist dann nicht mehr!
Ach! dann, bei trunk'nem Wiedersehen,
Giebst du die Seelen einander wieder!

Gedanke, werth der Seel' und der Ewigkeit!
Werth, auch den bängsten Schmerz zu besänftigen!
Dich denkt mein Geist in deiner Größe;
Aber ich fühle zu sehr das Leben.

Das hier ich lebe! Gleich der Unsterblichkeit,
Dehnt, was ein Hauch war, fürchterlich mir sich aus!
Ich seh', ich sehe meine Schmerzen,
Gränzenlos dunkel vor mir verbreitet!

Laß, Gott, dies Leben, leicht, wie den Hauch, entfliehn!
Nein, das nicht! gieb mir, die du mir gleich erschufst!
Ach, gieb sie mir, dir leicht zu geben!
Gieb sie dem bebenden, bangen Herzen!

Dem süßen Schauer, der ihr entgegen wallt!
Dem stillen Stammeln der, die unsterblich ist,
Und sprachlos ihr Gefühl zu sagen,
Nur, wenn sie weinet, nicht ganz verstummet.

Gieb sie den Armen, die ich voll Unschuld oft
In meiner Kindheit dir zu dem Himmel hub,
Wenn ich, mit heißer Stirn voll Andacht,
Dir um die ewige Ruhe flehte.

Mit Einem Winke giebst du, und nimmst du ja,
Dem Wurm, dem Stunden sind wie Jahrhunderte,
Sein kurzes Glück; dem Wurm, der Mensch heißt,
Jähriget, blühet, verblüht und abfällt.

Von ihr geliebet, will ich die Tugend schön
Und selig nennen! will ich ihr himmlisch Bild
Mit unverwandten Augen anschaun,
Ruhe nur das, und nur Glück das nennen,

Was sie mir zuwinkt! Aber o frömmere,
Dich auch, o die du ferner und höher wohnst,
Als unsre Tugend, will ich reiner,
Unbekannt, Gott nur bemerket, ehren!

Von ihr geliebet, will ich Dir feuriger
Entgegenjauchzen! will ich mein voller Herz
In heißern Hallelujaliedern,
Ewiger Vater, vor dir ergießen!

Dann, wenn sie mit mir deinen erhabnen Ruhm
Gen Himmel weinet, betend, mit schwimmendem,
Entzücktem Auge; will ich mit ihr
Hier schon das höhere Leben fühlen!

Das Lied vom Mittler, trunken in ihrem Arm
Von reiner Wollust, sing' ich erhabner dann
Den Guten, welche gleich uns lieben,
Christen wie wir sind, wie wir empfinden.

Es gehört diese elegische Ode, wie die »an Fanny« und »der Abschied«, zu denen, in welchen der große Lyriker den tiefen Schmerz unglücklicher, nicht mit Gegenliebe beglückter Liebe ausspricht, und die, wie er selbst sagt, nicht »wie das kleine Haus des Sokrates« für die Menge bestimmt, gegen seine Ansicht veröffentlicht wurden. Die Empfindung der Liebe hat hier, wie immer bei Klopstock, eine religiöse Weihe erhalten. Sie wendet sich nach einer Klage über das unbegriffene Schicksal unglücklicher Liebe zu dem Gebete, ihn mit der Gegenliebe der Geliebten zu beglücken. Nachdem die Empfindung zuerst den Gedanken an die Nähe Gottes tröstend ergreift (Str. 1—3), und fürchtet die irdische verlangende Klage dem Unendlichen auszusprechen, (Str. 4—8), beginnt, ermuthigt Str. 9, die Klage: Gott habe ihm mit der unsterblichen Seele die Liebe, die er selbst und alle Geister fühlen, ins Herz gegossen, wie dem ersten Menschen, und ihm doch die Geliebte durch das Widerstreben ihrer Empfindungen entzogen (St. 10—18). An die fromme Resignation in sein unbegreifliches Schicksal, und an die Hoffnung, daß die Zweifel im jenseitigen Wiedersehn gelös't werden, schließt sich die Bitte um baldigen Tod, und indem diese, kaum ausgesprochen, zurückgenommen wird, die Bitte um die Geliebte, und die Gelübde für die Erfüllung dieses Wunsches. Wäre es ein tiefer Schmerz über Trennungen durch den Tod, der religiösen Beziehungen bleibender nahe liegt, welcher hier die Klage und den Zweifel bis zu den Gränzen der erhabensten religiösen Vorstellungen erhebt, und selbst an ihren Mysterien weilt; so würde es noch immer der veränderten und sinnlichern Auffassung der Zeit zusagen: bei der Liebe verweilt die Empfindung gern in jenem Sehnen, welche das All umfaßt und das Verweilen bei den Nebengedanken an die Allwissenheit, das hier durch Strophe 4—7 incl. dauert, scheint der Natur der Empfindung und ihrer Richtung nicht ganz entsprechend.

Stellen wir uns aber, was wir bei Klopstock vor allem thun müssen, auf den Standpunkt, auf welchem jene religiösen Ideen nicht als Abstractionen, sondern in aller Objectivität und anschauender Lebendigkeit aufgefaßt werden; so liegt uns in dem Streben der selbst in Zweifel überströmenden Klage, vor dem Allgegenwärtigen zu fliehen, selbst eine religiöse Reinigung und Weihe der Empfindung. Und nun ist eben das Schwanken der im kindlichen Verhältniß ermuthigten (»Ich wag's und rede«) Klage zwischen den Gegensätzen (der Schmerz ist ein Leben im Staube, vergänglich: doch bin ich ewig mit meinem göttlichsten Triebe der Liebe, und darf mich dem Ewigen nahen; du selbst hast diese Sehnsucht geweckt, und doch mir die Geliebte entzogen; dort wird des kurzen Lebens Zweifel befriedigend und im seligen Wiedersehen gelös't, und darum möchte es bald enden, und doch wie selig wäre das Leben in ihrem Besitz) die höchste Steigerung der Empfindung einer so gereinigten Liebe. Auf der höchsten Stufe der Innigkeit schwelgt sie nicht in den Lustgefilden einer glühenden Phantasie; sie muß selbst Gebet und Gelübde werden. Im Einzelnen bemerken wir Folgendes: »Sanfter« als wann? wohl sonst, denn das Bedürfniß des Trostes macht ihm die Allgegenwart tröstend; aber doch »erschüttert«, obwohl »ein stiller Schauer«. Strophe 9: »Was .... ein ewig Bildniß«. Wie das Verzehrende (der Schmerz), das Hingegossene (?) ein Bild (der Geliebten?) werden kann, ist schwer, gewiß nur gesucht zu verstehen. St. 13. »den Zug des Bildes fühlen«, wie »der letzte Zug« gesucht und unvorstellbar. St. 14 parallel der St. 15. St. 16 anschließende Steigerung, wohl thränenreich, aber der Schmerz ist nicht so krank verschwimmend, und frömmer, als bei Werther. St. 17 lebendig anschaulich und in schöner Steigerung. St. 24—27. Der Übergang von der verzweifelnden Klage zur Bitte, und die gesteigerte Innigkeit derselben sind hier höchst musterhaft. St. 28 »Ruhe und Glück nennen, was sie mir zuwinkt« zu unbestimmt und unanschaulich, wohl: nur darin Ruhe und Glück finden, was mir die Tugend, deren himmlisches Bild die Geliebte ist, befiehlt. St. 29. »frömmere« Tugend? als unsere Tugend? hat für den Hörer schwerlich einen klaren und bestimmten Inhalt. Wohl eher eine frömmere verstorbene Freundinn des Dichters und der Geliebten? Verständlich und herzlich ist der Schluß: Gelübde und zugleich herzlicher Beweggrund der Gegenliebe bei der Geliebten. Das Gedicht ist von 1748, und 1754 heirathete er Meta, die 1758 starb.

leicht, gefällig und zart, und besonders am Schluß der Wunsch nach Gegenliebe mit zarter Bescheidenheit ausgedrückt. Wir bemerken nun Folgendes: Die Allegorie in der ersten Strophe »Wenn um sie ..... Taumel dreht« ist für die Anschauung unbestimmt, und mit der eigentlich genommenen vorhergehenden Vorstellung (wie sich die junge Freude als Eine Person zu ihr verhalte) schwer vereinbar: wie sie sich drehe im Taumel um sie? »In ihren Händen der beblümte Hirtenstab.« wohl stützend? da alles Andere in Beziehung des Wohlthuns oder des Spiels mit der Geliebten steht; aber diese Beziehung des Stützens hat etwas Verletzendes; sie bedürfte einer Stütze; und spielen mit einem Stabe wäre nicht minder anstößig. Auch »als Veilchen« enthält eine zu gesuchte, süßliche Beziehung. »Wo mit ihr ein Engel spricht« Welcher? und wie kommt der gerade in die Laube, als sollte er mit ihr kosen, was der Dichter doch wohl sich vorbehält. Daß der Dichter sich zu Moos werden läßt, mag mit der Quelle und dem Baume entschuldigt werden; wie er aber zu einem »blumenreichen Schooß« gelangt, besonders, da man hier nur zu leicht eine neue Metamorphose erwartet, ist schwer zu finden, und das Gatten der Tauben, in dem Schooße? scheint der Reim »den Schatten« zu gefallen, herbeigeführt zu haben.

126. Die Seligkeit der Liebenden. (Von Hölty.)

Beglückt, beglückt, wer die Geliebte findet,
Die seinen Jugendtraum begrüßt,
Wenn Arm um Arm, und Geist um Geist sich windet,
Und Seel' in Seele sich ergießt!

Die Liebe macht zum Goldpalast die Hütte,
Streut auf die Wildniß Tanz und Spiel,
Enthüllet uns der Gottheit leise Tritte,
Giebt uns des Himmels Vorgefühl.

Sie macht das Herz der Schwermuth frühlingsheiter,
Sie bettet uns auf Rosenau'n,
Und hebet uns auf eine Himmelsleiter,
Wo wir den Glanz der Gottheit schau'n.

Sie giebt dem Kranz des Morgens hell're Röthe,
Und lichter Grün dem Schattenwald,

2) Der Junggesell und der Mühlbach. (Von Göthe.)

Gesell.

Wo willst du, klares Bächlein, hin,
So munter?
Du eilst, mit frohem leichten Sinn,
Hinunter.
Was suchst du eilig in dem Thal?
So höre doch, und sprich einmal!

Bach.

Ich war ein Bächlein, Junggesell.
Sie haben
Mich so gefaßt, damit ich schnell
Im Graben
Zur Mühle dort hinunter soll,
Und immer bin ich rasch und voll.

Gesell.

Du eilest, mit gelassenem Muth,
Zur Mühle,
Und weißt nicht, was ich junges Blut
Hier fühle.
Es blickt die schöne Müllerinn
Wohl freundlich manchmal nach dir hin.

Bach.

Sie öffnet früh, beim Morgenlicht,
Den Laden,
Und kommt, ihr liebes Angesicht
Zu baden.
Ihr Busen ist so voll und weiß;
Es wird mir gleich zum Dampfen heiß.

Gesell.

Kann sie im Wasser Liebesglut
Entzünden;
Wie soll man Ruh mit Fleisch und Blut
Wohl finden?
Wenn man sie einmal nur gesehn;
Ach! immer muß man nach ihr gehn.

Bach.

Dann stürz' ich auf die Räder mich,
Mit Brausen,
Und alle Schaufeln drehen sich
Im Sausen.
Seitdem das schöne Mädchen schafft,
Hat auch das Wasser beß're Kraft.

Gesell.

Du Armer, fühlst du nicht den Schmerz,
Wie Andre?
Sie lacht dich an, und sagt im Scherz:
Nun wand're!
Sie hielte dich wohl selbst zurück
Mit einem süßen Liebesblick?

Bach.

Mir wird so schwer, so schwer, vom Ort
Zu fließen;
Ich krümme mich nur sachte fort
Durch Wiesen;
Und käm' es erst auf mich nur an,
Der Weg wär' bald zurückgethan.

Gesell.

Geselle meiner Liebesqual,
Ich scheide;
Du murmelst mir vielleicht einmal
Zur Freude.
Geh', sag' ihr gleich, und sag' ihr oft,
Was still der Knabe wünscht und hofft.

3) Mailied. (Von Göthe.)

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es bringen Blüthen
Aus jedem Zweig,
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch.

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd'! o Sonne!
O Glück! o Lust!

O Lieb! o Lieb!
So goldenschön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höh'n!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blüthendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft. (,)

Wie ich dich liebe,
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Muth

Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebst!
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

1) Ein einfaches Wechselgespräch: Aufforderung, an der Freude Theil zu nehmen und ablehnende Antwort, daß die Trauer um das ersehnte Unerreichbare ihm den einzigen Trost gewähre. Frage und Antwort reihen sich kunstlos und einfach aneinander, und in ungeschmückter Unterhaltung. Der Fragende ahnet kaum den Gegenstand der Sehnsucht, und der Antwortende wagt, indem er das Wesen seiner Empfindung und ihre sich allen Andern abwendende Innigkeit nur unbestimmt und unwillkürlich kund giebt, das Unerreichbare nicht zu nennen. Denken wir uns eine Geliebte, durch die Verhältnisse des Lebens so hoch, nicht auch durch Pflichtverhältnisse fern gestellt; so ist das Ganze eine recht innige, bescheidene und selbst, was die vorletzte Strophe des Anredenden betrifft, schmeichelnde Liebeserklärung.

2) Eine ähnliche, einem andern Verhältnisse angeeignete; noch gemüthlichere Liebeserklärung, und als solche ausgesprochen, ist die unter den Balladen stehende »der Junggesell und der Mühlbach«. Alles ist hier lebendige Natur und eine ganz naive (I. §. 143.) Auffassung derselben; und damit stimmt die Haltung und Bewegung der Sprache und die spielende Metrik. Auch hier ist der Wechsel der Fragen, und der Antworten des sympathisirenden Baches einfach, leicht und natürlich; der Ausdruck lebendig, anschaulich; die Empfindung frisch und gesund, wie die Natur, selbst die Sehnsucht der Liebe. Es gehört

dies kleine Stück zu denen, welche den hohen Dichterberuf des Verfassers beurkunden. Mit der naiven Einfalt und der frischen, lebendigen Auffassung ist hier eine Fülle anschaulicher Vorstellungen und selbst reger Empfindung verbunden. Es gehört grade zu den Stücken, deren Nachahmer durch ihre Flachheit und Fadheit (wie die Nachahmer Schiller's umgekehrt nur zu leicht schwülstig werden) die Schwierigkeit der Aufgabe und den Werth einer so vollendeten Lösung beurkunden.

3) Eben so frisch, und bei größerer Innigkeit und gedankenreicherer Tiefe spricht sich die glückliche Liebe in dem »Mailiede« aus. Die Natur feiert hier selbst die Mysterien der Liebe, aber die geheimnißvollen Beziehungen, wie sie in der 4ten, 5ten und 7ten Strophe aussprochen sind »Du (die Liebe) segnest...« sind so ungeschmückt in das Leben der Natur verschmolzen, daß sie dem Dichter in dem Ausdrucke »Gesang« in der 7ten Strophe, wo man an den eignen Gesang der Lerche denkt, also nicht an die liebende Wechselbeziehung, wie zwischen »Morgenblumen« und »Himmelsduft« selbst zu entschwinden scheinen. Die Herzlichkeit und das aufjauchzende Leben der Empfindung, der leichte Ausdruck der Wechselbeziehung der Liebe und Gegenliebe, Strophe 6 u. 8, 9. »Wie ich dich liebe ......« Wie du mich liebst! (Der Punct am Ende der 7ten Str. ist fehlerhaft) alles stimmt hier zu einem schönen Ganzen zusammen. — Aber es sei hiermit gar nicht gesagt, daß der Dichter diese Beziehungen immer rein und gesund aufgefaßt habe. Vergl. oben die Briefe Werther's und die unnatürliche Mignon, wenn auch Lieder, wie die der Mignon »So laßt mich scheinen, bis ich werde,« ähnlichen Verkränkelungen sehr behagen mögen. Man kann vor solchen Afteridealen nicht genug warnen.

g) Elegieen.

129. Elysium. (Von Matthison.)

Hain, der von der Götter Frieden,
Wie vom Thau die Rose träuft,
Wo die Frucht der Hesperiden
Zwischen Silberblüthen reift;
Den ein rosenfarbner Äther
Ewig unbewölkt umfleußt,
Der den Klageton verschmähter
Zärtlichkeit verstummen heißt;

Freudig schaudernd, in der Fülle
Hoher Götterseligkeit,
Grüßt, entflohn der Erdenhülle,
Psyche deine Dunkelheit,
Wonne! wo kein Nebelschleier
Ihres Urstoffs Reine trübt,
Wo sie geistiger und freier
Den entbund'nen Fittig übt.

Ha! schon wallt auf Rosenwegen
In verklärter Lichtgestalt
Sie dem Schattenthal entgegen,
Wo die heil'ge Lethe wallt;
Fühlt sich magisch hingezogen
Wie von leiser Geisterhand,
Schaut entzückt die Silberwogen
Und des Ufers Blumenrand.

Kniet voll süßer Ahnung nieder,
Schöpfet, und ihr zitternd Bild
Leuchtet aus dem Strome wieder,
Der der Menschheit Jammer stillt,
Wie auf sanfter Meeresfläche
Die entwolkte Luna schwimmt,
Oder im Krystall der Bäche
Hespers goldne Fackel glimmt.

Psyche trinkt, und nicht vergebens!
Plötzlich in der Fluthen Grab
Sinkt das Nachtstück ihres Lebens
Wie ein Traumgesicht hinab.
Glänzender, auf kühnern Flügeln,
Schwebt sie aus des Thales Nacht
Zu den goldbeblümten Hügeln,
Wo ein ew'ger Frühling lacht.

Welch ein feierliches Schweigen!
Leise nur, wie Zephyrs Hauch,
Säuselt's in den Lorbeerzweigen,
Bebt's im Amaranthenstrauch.
So in heil'ger Stille ruhten
Luft und Wogen, also schwieg
Die Natur, da aus den Fluthen
Anadyomene stieg.

Welch' ein ungewohnter Schimmer!
Erde, dieses Zauberlicht
Flammte selbst im Lenze nimmer
Von Aurorens Angesicht!
Sieh', des glatten Epheus Ranken
Tauchen sich in Purpurglanz!
Blumen, die den Quell umwanken,
Funkeln, wie ein Sternenkranz!

So beganns im Hain zu tagen,
Als die keusche Cynthia
Hoch vom stolzen Drachenwagen
Den geliebten Schäfer sah:
Als die Fluren sich verschönten,
Und, mit holdem Zauberton,
Göttermelodien tönten:
Seliger Endymion!

Wohl das vollendetste unter den Gedichten Matthisons, und frei von seinen gewohnten Fehlern. Bürger wollte für die vier ersten Verse der fünften Strophe selbst alle seine Poesien hingeben, ein Tausch, bei dem wir indessen gewiß verloren hätten. Die mythische Erzählung ist eine bedeutsame Elegie. Die bekannte Mythe der Psyche (Apul. met. IV, V, VI.), die Amor's (Cupido's) Gunst durch Vorwitz verlor und erst nach vielen Leiden mit ihm wieder verbunden wurde, ist das allegorische Bild der sehnenden Seele (ψυχὴ) zu dem verlorenen Frieden ihres Urzustandes, und, obwohl das Gedicht die Wonne der Wiedervereinigung besingt, so ist diese doch selbst nur Gegenstand der hoffenden Sehnsucht, die erst im Tode gestillt wird. Psyche betritt den paradisischen Götterhain, »entflohn der Erdenhülle«, nah't dem Lethe, und, indem sie trinkt, verschwindet das Bewußtsein ihres früheren Zustandes, und sie wird ihres Götterlebens inne. Das allmähliche Nahen, das Niederknieen, das Abspiegeln ihres Bildes vor dem Trinken ist so lebendig, anschaulich, lieblich, so steigernd und auf den Augenblick der Umwandlung spannend geschildert, alle Farben des Bildes stimmen so sehr zu der Empfindung, ein Hauch wehmüthigen Sehnens ist über das Ganze ausgegossen, daß wir sie mit gleich wehmüthiger Theilnahme bis zur heiligen Wandelung begleiten. Sie trinkt, und ein Götterfrieden, die Fülle ewigen Frühlings, umfängt sie.

Auch dieser Zustand ist ein stilles Entzücken, ein feierliches Schweigen: nur das vergleichende Bild zeigt, alle Schönheit verherrlichte den Zustand, ein Zauberlicht, ein Tagwerden. Der Dichter suchte zur Vollendung ein Bild der seligen Wiedervereinigung der Liebe und fand nun freilich zu diesem kein anderes, als das der Diana und Endymions. Die Zeichnung der Scenen und Bilder ist überall der Empfindung angemessen, sehr zart und weich. Keine Vorstellung enthüllt sich eher, als bis der berechnete Augenblick ihrer Wirksamkeit eintritt. So »da aus den Fluthen Anadyomene (die auftauchende Venus) stieg«; dann erst die erwartende feierliche Stille, dann mit Venus der schaffende Zauber aller Schönheit. Dabei ist die Bewegung der Sprache, ihr metrischer Ausdruck so leicht und gefällig, und überall Wohllaut.

130. Die Ideale. (Von Schiller.)

So willst du treulos von mir scheiden
Mit deinen holden Phantasien,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich fliehn?
Kann nichts dich, Fliehende! verweilen,
O! meines Lebens goldne Zeit?
Vergebens, deine Wellen eilen
Hinab ins Meer der Ewigkeit.

Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt,
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunkne Herz geschwellt;
Er ist dahin der süße Glaube
An Wesen, die mein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

Wie einst mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß;
So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur mit Jugendlust,
Bis sie zu athmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust,

Und, theilend meine Flammentriebe,
Die Stumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe,
Und meines Herzens Klang verstand,
Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Wiederhall.

Es dehnte mit allmächt'gem Streben
Die enge Brust ein kreisend All,
Herauszutreten in das Leben,
In That und Wort, in Bild und Schall.
Wie groß war diese Welt gestaltet,
So lang die Knospe sie noch barg,
Wie wenig, ach! hat sich entfaltet,
Dies Wenige, wie klein und karg.

Wie sprang, von kühnem Muth beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn.
Bis an des Äthers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug,
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Wie leicht ward er dahin getragen!
Was war dem Glücklichen zu schwer?
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die lustige Begleitung her!
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

Doch ach! schon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter sich,
Sie wandten treulos ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich.
Leichtfüßig war das Glück entflogen,
Des Wissens Durst blieb ungestillt,
Des Zweifels finstre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.

Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht,
Ach! allzuschnell nach kurzem Lenze
Entfloh die schöne Liebeszeit.
Und immer stiller ward's und immer
Verlaßner auf dem rauhen Steg,
Kaum warf noch einen bleichen Schimmer
Die Hoffnung auf den finstern Weg.

Von all' dem rauschenden Geleite,
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite,
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend theilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand.

Und du, die gern sich mit ihr gattet,
Wie sie, der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Diese Elegie ist eine tiefgefühlte Klage über die entflohene jugendliche Ansicht des Lebens, über den Verlust seiner trügenden Ideale. Wer denkt dabei nicht zugleich an die bittere, glaubenslose »Resignation«, um den hochbegabten Dichter, mit dem man solch' ein Loos nicht um alle Gunst der Musen theilen möchte, theilnehmend zu beklagen! Nach einer einleitenden Klage über den Verlust der jugendlichen Ideale, Str. 1 u. 2, blickt er auf den seligen Zustand seiner Täuschung zurück, Str. 3 — 7, sagt dann, wie er von den Idealen verlassen worden sei, Str. 8 u. 9, und wie ihm nur die Freundschaft und Beschäftigung allein zum Troste übrig blieben. So lebendig sehnend hier die Empfindung ausgesprochen ist, so schwärmerisch innig, Str. 3, so anschaulich die Darstellung, besonders Str. 8 u. 10, und so sehr das Gefühl das Gepräge der Wahrheit trägt und der Ausdruck in der Wahl der Worte und der Bewegung sich meist der Empfindung anschmiegt; so ist das Ideal des Dichters selbst ein Unbestimmtes, und

wie sich die vier Begleiter vor »dem Lebenswagen«, Str. 8, dazu verhalten, nicht deutlich: das Glück mit »dem goldnen Kranze«, der Ruhm mit »der Sternenkrone« sind wenigstens dem allgemeinen Ideale nicht wesentlich, das der Dichter in der dritten und vierten Strophe mit so schwärmerischer und beglückter Liebe umarmt. Die Anschauung dieses und jener Begleitung ist eine ganz verschiedene und schwer zu vereinigende. Fragt man nun nach der Zuverlässigkeit »der Freundschaft«, der Bedeutung und der Zulässigkeit des Zwecks »der Beschäftigung,« auf welche die Resignation so ermattet herabfällt; so entstehen neue Zweifel. Wie ist die Freundschaft zuverlässig, wenn alle Wahrheit aus dem Leben verschwunden, oder auch nur verhüllt ist? Was bedeutet »der Bau der Ewigkeiten«, wenn dem Dichter kein allgemeiner Zweck und wenigstens insofern kein idealer vorschwebt? und was ist hier »die Schuld der Zeiten«, von der durch die Arbeit die einzelnen Theile »gestrichen« abgetragen werden. Der Hauptfehler des Gedichts ist also Mangel an Einheit und Totalität der Anschauung, ein Fehler, der in den philosophischen Studien des Dichters, die sich erst später entfalteten, begründet ist. Streng genommen findet sich diese Disharmonie der Anschauungen auch noch in manchen Einzelnheiten. In Strophe 1 ist die Jugendzeit entflohen; im Übergange zur 2ten Strophe sind nur ihre heitern Sonnen erloschen. Wie verhalten sich die »Wesen«, die der Traum gebar« zu der idealen Auffassung der Natur, welche Strophe 3 u. 4 so musterhaft beschrieben ist? So genial die Darstellung der 5ten Strophe ist, so lebendig anschaulich besonders ihre vier letzten Verse; so ist doch auch hier das Verhältniß zu den vorhergehenden beiden Strophen nicht anschaulich. Bei allen Schönheiten im Einzelnen, bei der Lebendigkeit der einzelnen Vorstellungen und Empfindungen, bei der Leichtigkeit der Darstellung und des Verses, fehlt also jene höhere ästhetische Schönheit der vollendeten, anschaulichen Einheit.

131. Die Gräber zu Ottensen. (Von Rückert.)

Erstes Grab.

Zu Ottensen auf der Wiese
    Ist eine gemeinsame Gruft;
So traurig ist keine, wie diese,
    Wohl unter des Himmels Luft.

Darinnen liegt begraben
Ein ganzes Volksgeschlecht:
Väter, Mütter, Brüder, Töchter, Kinder, Knaben,
Zusammen Herr und Knecht.

Die rufen Weh' zum Himmel
Aus ihrer stummen Gruft
Und werden's rufen zum Himmel,
Wenn die Drommet' einst ruft;

Wir haben gewohnt in Frieden
Zu Hamburg in der Stadt,
Bis uns daraus vertrieben
Ein fremder Wütherich hat.

Er hat uns ausgestoßen
Im Winter zur Stadt hinaus,
Die Hungernden, Nackten, Bloßen!
Wo finden wir Dach und Haus?

Wo finden wir Kost und Kleider,
Wir zwanzigtausend an Zahl?
Die Andern schleppten sich weiter,
Wir bleiben hier allzumal.

Die Andern nahmen die Britten
Und Andre die Dänen auf;
Wir brachten mit müden Schritten
Bis hierher unsern Lauf.

Wir konnten nicht weiter keuchen,
Erschöpft war unsre Kraft;
Frost, Hunger, Elend und Seuchen,
Sie haben uns hingerafft.

Ein ungeheurer Knäuel,
Zwölfhundert oder mehr;
Es zieht sich über den Knäuel
Ein dünner Rasen her.

Der deckt nun unsre Blöße,
Ein Obdach er uns gab!
Man merkt des Jammers Größe
Nicht an dem kleinen Grab.

Zweites Grab.

Zu Ottensen an der Mauer
Der Kirch' ist noch ein Grab,
Darin des Lebens Trauer
Ein Held gelegt hat ab.

Geschrieben ist der Namen
Nicht auf dem Leichenstein;
Doch er, sammt seinem Samen,
Wird nicht vergessen sein.

Von Braunschweig ist's, der Alte,
Karl Wilhelm Ferdinand,
Der vor des Hirnes Spalte
Hier Ruh' im Grabe fand.

Der Lorbeerkranz entblättert,
Den auf dem Haupt er trug,
Die Stirn vom Schlag zerschmettert,
Der ihn bei Jena schlug;

Hat, wo er war geboren
Nicht dürfen sterben er;
Von seines Braunschweigs Thoren
Kam irrend er hierher.

Umirrend mit den Scherben
Des Haupts von Land zu Land,
Das, eh' es konnte sterben,
Erst allen Schmerz empfand,

Das erst noch mußte denken
Der Zukunft lange Noth,
Eh' es sich durfte senken
Beschwichtigt in den Tod.

Jetzt hat sich's hier gesenket;
Doch hebt sich's, wie man glaubt,
Noch aus der Gruft und denket,
Das alte Feldherrnhaupt.

Da sieht es die Befreiung
Nun wohl auf deutscher Flur,
Doch auch von der Entweihung
Die unvertilgte Spur.

Da sieht es der Zwölfhundert
Grabstätte sich so nah,
Und ruft wohl aus verwundert:
Ein Feldherr war ich ja!

Drittes Grab.

Zu Ottensen, von Linden'
Beschattet, auf dem Plan
Ist noch ein Grab zu finden;
Dem soll, wer trauert, nahn.

Dort in der Linden Schauer
Soll lesen er am Stein
Die Inschrift, daß die Trauer
Ihm mag gelindert sein.

Mit seiner Gattinn lieget
Und ihrem Sohne dort
Ein Sänger, der besieget
Den Tod hat durch ein Wort.

Es ist der fromme Sänger,
Der sang des Heilands Sieg,
Zu dem er, ein Empfänger
Der Palm, im Tod entstieg.

Es ist derselbe Sänger,
Der auch die Hermannsschlacht
Sang, eh' vom neuen Dränger
Geknickt war Deutschlands Macht.

Ich hoffe, daß in Frieden
Er ruht indeß in Gott,
Nicht sah bei uns hienieden
Des Feinds Gewalt und Spott.

Und so auch ruht im Grabe
Sein unverstört Gebein,
Als ob geschirmt es habe
Ein Engel vorm Entweihn.

Es sind der Jahre zehen
Voll Druck und Tyrannei,
Voll ungestümer Wehen
Gegangen dran vorbei.

Sie haben nicht die Linden
Gebrochen, die noch wehn,
Und nicht gemacht erblinden
Die Schrift, die noch zu sehn.

Wohl hat, als dumpfer Brodem
Der Knechtschaft uns umgab,
Ein loser Freiheitsodem
Geweht von diesem Grab.

Wohl ist, als hier den Flügel
Die Freiheit wieder schwang,
O Klopstock, deinem Hügel
Enttönt ein Freudenklang!

Und wenn ein sinn'ger Waller
Umher die Gräber jetzt
Beschaut, tret' er nach aller
Beschaun an dies zuletzt.

Wenn dort ein trübes Stöhnen
Den Busen hat geschwellt,
So ist als zum Versöhnen
Dies Grab hierher gestellt.

Die Thränen der Vertriebnen,
Des Feldherrn dumpfe Gruft,
Verschwinden vorm beschriebnen
Stein unterm Lindenduft,

Wo wie in goldnen Streifen
Das Wort des Sängers steht:
Saat von Gott gesät,
Dem Tag der Garben zu reifen!

Wir werden von einem Wandrer an drei Gräber des Kirchhofs von Ottensen geführt, an das Grab der aus Hamburg von den Franzosen Vertriebenen, an das Grab des Herzogs von Braunschweig, der in der Schlacht von Jena verwündet wurde, und an das Klopstocks. Der Ton und die ganze Haltung des Liedes, so wie die gewählte rhythmische Weise, die uns an gleiche Weisen deutscher Handwerksburschen erinnert, tragen das Gepräge ungeschmückter, fast unbeholfener Einfalt. Bei einem Dichter, dem die Sprache, wie fast keinem andern, zu Ge-

bote steht, und nicht minder der Ausdruck zarter Empfindung, ist nicht
ohne Absicht, nicht die Unbeholfenheit des Verses, der oft ohne Rü
die kleinsten Nebensätze schneidet: der Dichter, der sich mit unübe
troffener Vollkommenheit die schwierigsten Darstellungsweisen fremder
Sprachen anzueignen weiß, hat auch die Weisen solcher Lieder in ihrem
innersten Wesen erfaßt. Grade in dieser schlichten und schmucklosen Ein-
falt hat die tiefere Empfindung, wie bei so manchen Liedern von Clau-
dius, an sich schon etwas Rührendes, der Gedanke eine durch die Ze-
gesichtete allgemeingültige Unwandelbarkeit, uns ansprechend, wie In-
schriften in Felswänden, die ganzen Nationen angehören. Von der
Nationaltrauer, welche die beiden ersten Gräber aussprechen, treten wir
an Klopstock's Grab. Daß er »mit dem Sohn und der Gattinn« hier
begraben sei, gehört zu der Vollständigkeit solcher Erzählung, der das
häusliche Leben weniger gleichgültig ist; und nun wie praktisch groß
und einfach und über das ganze Leben waltend steht das todbesiegende
Wort! Wie einfach groß schließt sich hier die vierte Strophe an, wie
leicht und schlicht die fünfte? Beide charakterisiren das ganze innere
Leben des Dichters, indem zugleich die fünfte Übergang zu dem Fol-
genden ist. Rasch schließt sich an den kurzen Überblick dieses frommen
patriotischen Lebens der stille, einfache, prunklos fromme Wunsch der
Ruhe »in Gott« und daß ihm des Vaterlands Schmach verborgen
geblieben sei, also der Sicherung der Interessen, die sein ganzes Leben
erschöpften. Die Zeit hat das Ehrwürdige unverletzt erhalten, ja, wie
eine Geistererscheinung waltet er in den Triumph der Freiheit hinüber.
Die vier letzten Strophen schließen, noch einmal die drei Gräber an-
schauend, feiernd die höhere heilige Muse, der der Dichter lebte, und
eingedenk »des Tages der Garben«, wie der Dichter selbst das höhere
Leben begrüßte, das ihm die Zweifel des irdischen lösen sollte. In
dieser Auffassung findet jedes Wort seine volle Bedeutung, und nur
das »ein l o s e r Freiheitsodem« scheint eine Rechtfertigung zu fordern.

132. Der Gottesacker im Vorfrühlinge. (Von Salis.)

Blätter treibt des Kirchhofs Flieder,
Neigt auf Grüfte junges Laub;
Kirschenblüthe gaukelt nieder
Auf der Abgeschiednen Staub;

Bleicher Primeln Keime lüpfen,
Sanft das Moos, das sie umgab,
Und des Dorfes Kinder hüpfen
Achtlos auf der Mutter Grab.

Junges Sinngrün drängt sich dichter
An des Jünglings flachen Stein,
Öffnet blauer Blumen Trichter,
Saugt zerfloßnen Reifen ein.
Schlaffgedrückte Halme richten
Sich vom Winterschlaf empor,
Und in naher Waldung Fichten
Flötet laut ein Drosselchor.

Drosseln, singt in leisen Chören;
Amsel, flöt' im Trauerhain;
Nur wir Hinterbliebnen hören
Eure Frühlingsmelodein.
Ach, ihr mahnt an die Genossen,
Die ein früher Tod verklärt;
An die Lenze, die verflossen,
An die Zeit, die nimmer kehrt!

Flötet nur gelaßne Klage,
Hemmt der Trauertöne Lauf:
Denn sie nahm von dunkler Tage
Letzter Stuf' ihr Engel auf.
Kies und dumpfe Schollen warfen
Wir auf den versenkten Sarg,
Als, begrüßt von Engelsharfen,
Sich ihr Geist in Licht uns barg.

In des Geisterreiches Stille
Tobt kein Sturm der Leidenschaft;
Und des Guten reiner Wille
Lohnt sich durch erhöhte Kraft;
Seelen, fremd im öden Thale
Der umschränkten Wirklichkeit,
Fanden froh die Ideale
Seliger Vollkommenheit.

Ihre Schwächen sind vergessen,
Groll und Zwietracht ruht versöhnt,

Wo die Reue mit Cypressen
Der Gekränkten Stätte krönt,
Aus des niedren Neides Schranke
Zu des Friedens Höh' entrückt,
Ritzt sie nie der Bosheit Ranke,
Die des Edlen Pfad umstrickt.

Kühler Rasen überschleiert
Sorgsam der Verwesung Spur;
Auf des Moders Halle feiert
Frühlingsfeste die Natur;
Und die Thräne der Empfindung,
Wenn ihr Grabgeläut verklingt,
Schmückt die Kette der Verbindung,
Die ins Geisterreich sich schlingt.

Auf den Gräbern unsrer Väter
Sprießt des Erdrauchs Purpurstrauß.
Ein entwölkter lautrer Äther
Überwölbt ihr enges Haus.
Auf vermorschter Särge Reste,
Auf zerbröckeltes Gebein,
Wallt durch weiße Blüthenäste
Goldner Frühlingsmorgenschein.

Selbst, wo rasenlos und mürbe
Sich ein neuer Hügel hebt,
Wo man den, der heute stürbe,
An die Reihe hin begräbt,
Wird der Grund sich bald behalmen;
Wo jetzt Wermuthsstengel stehn,
Hebt die Hoffnung Siegespalmen
Für das große Wiedersehn.

Drückt euch dicht, ihr Epheuzweige,
An der Dulder stilles Grab!
Schlaffe Trauerweide, neige
Dein Gelocke tief herab!
Flattert drüber, Hängebirken,
Dampft den Tag umher durch Laub;
Und, Natur, mit leisem Wirken
Wandl' in Blumen ihren Staub!

Ein Gottesacker im Vorfrühlinge ist an sich geeignet, die Gefühle wehmüthiger Rückerinnerungen an verstorbene Lieben und die Vergänglichkeit irdischer Freuden mit den Hoffnungen auf ein ewiges Leben zu erwecken, und dem Dichter bietet sich hier ein reicher Stoff von mannigfaltiger Färbung dar. Dies und einen entsprechenden Rhythmus finden wir auch in diesem Liede. Aber die Kunst fordert hier, daß die Empfindung an den verborgen geordneten Erscheinungen und Eindrücken immer bestimmter und in gesteigerter Innigkeit hervortrete und sich zu bestimmten, die Empfindung tragenden und hebenden, Gedanken gestalte, wenn diese auch selbst, wie das Lied fordert, beigeordnet und nicht, was der stillen Wehmuth weniger angemessen ist, von der Lebendigkeit des Gedankens beherrscht, zur organischen Einheit einer Ode verbunden sind (Vergl. Ode und Lied (I. §. 205.). Mag nun auch der Gegensatz zwischen Tod und neuem Leben in den beiden ersten Strophen dem Gegenstande und den entsprechenden Empfindungen angemessen sein; so macht die »Drossel« in »Und in naher Waldung Fichten flötet .....« einen überraschenden und gezwungenen Übergang. Eben so gesucht ist »Nur wir .... hören ...« als Motiv »der leisen Chöre« und des »Flötens der Amsel.«. Daß der Ton gerade dieser Vögel an die Gestorbenen erinnere, leuchtet auch nicht gleich ein. Entschieden ungeschickt ist aber gar »Kies und dumpfe Schollen .... als, begrüßt ... barg«, wo der adverbiale Satz, sich an die vier ersten Verse der Strophe anschließend, Hauptsatz sein sollte. Die fünfte und sechste Strophe weilen bei der Idee des jenseitigen Lebens, die drei folgenden kehren wieder zu den Gräbern zurück, und knüpfen an die Erscheinungen des Frühlings die beschränktere Hoffnung des Wiedersehens, welches nur für die Lebenden die Idee eines großen, ewigen Frühlings in sich schließt. Der Schluß wünscht der Asche der Dulder den Schutz schirmender Zweige und ihren Staub in Blumen verwandelt. Will man, die Forderungen, wie man es bei ältern Gedichten dieser Gattung thun muß, niedriger stellend, nur an die rhapsodisch beschriebenen Erscheinungen die verbindende Idee des Todes und des jenseitigen Lebens knüpfen: so läßt doch auch dann das Einzelne noch viele Ausstellungen zu. »Zerfloßnen Reifen (Reif)«; »Kies« und »der Bosheit Ranke«; das Gesuchte »eine Thräne, welche die Kette der Verbindung schmückt«; »des Erdrauchs (Fumaria officinalis) Purpurstrauch« gleich mit dem entwölkten »lautern« Äther verbunden; »mürber Hügel«, wo das

»mürbe« zugleich dem »selbst« widerspricht; und das matte »wo man den, der heute stürbe, an die Reihe hin begräbt.«; »schlaffe Trauerweide«; zerbröckeltes Gebein«; »dampft den Tag umher durch Laub« und hieße es, wie ich glaube ,»dämpft«, doch immer matt und gesucht. Wir lassen hier ein anderes höchst musterhaftes Lied folgen, damit jene Forderungen und Beziehungen in der Vergleichung deutlicher erkannt werden.

133. Der Aschermittwoch. (Von Jacobi.)

Weg von Lustgesang und Reigen.
Bei der Andacht ernstem Schweigen
　　Warnen Todtenkränze hier,
　　Sagt ein Kreuz von Asche dir:
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Vom Altar in die Paläste
Dräng' es sich zum Jubelfeste;
　　Mitten unterm Göttermahl
　　Ruf es in den Königssaal:
Was den Scepter führt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wo Trophäen sich erheben,
Sieger jauchzen, Völker beben,
　　Tön' es aus der Ferne dumpf
　　In den schallenden Triumph:
Was den Lorbeer trägt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wie sie ringen, sorgen, suchen,
Das Gefundne dann verfluchen,
　　Der umhergetriebne Geist
　　Felsen thürmt und niederreißt!
Was so rastlos strebt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Siehe durch des Tempels Hallen
Mann und Greis und Jüngling wallen
　　Und die Mutter, die entzückt
　　Ihren Säugling an sich drückt!
Was da blüht und reift auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wie sie kommen, ach! so kamen
Viele Tausend'; ihre Namen
Sind erloschen, ihr Gebein
Decket ein zermalmter Stein.
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Aber von der Welt geschieden,
Ohne Freud' und ohne Frieden,
Blickt die Treue starr hinab
In ein modervolles Grab.
Was so mächtig liebt auf Erden,
Soll es Erd' und Asche werden?

In den schönsten Rosentagen
Füllt die Lüfte banges Klagen,
Jammert die verwais'te Braut,
Einem Schatten angetraut.
Liebe kann nicht untergehen;
Was verwest, muß auferstehen!

Und das brüderliche Sehnen,
Abzuwischen alle Thränen;
Was die Hand der Armuth füllt,
Haß mit Wohlthun gern vergilt:
Ewig kann's nicht untergehen;
Was verwest, muß auferstehen.

Jene, die gen Himmel schauen,
Ihrer höhern Ahnung trauen,
Diesem Schattenland entfliehn,
Vor dem Unsichtbaren knien:
O, die werden auferstehen;
Glaube kann nicht untergehen!

Die dem Vater aller Seelen
Kindlich ihren Geist befehlen,
Und, vom Erdenstaube rein,
Der Vollendung schon sich freun,
Sollten sie wie Staub verwehen?
Hoffnung muß dem Grab entgehen.

Sieh' an schweigenden Altären -
Todtenkränze sich verklären!
Menschenhoheit, Erdenreiz
Zeichnet dieses Aschenkreuz;
Aber Erde wird zur Erde,
Daß der Geist verherrlicht werde!

Ein Lied, das die Feier des Mittwochs vor den Fasten und den sinnigen Gebrauch der katholischen Kirche, sich nach den Fastnachtslustbarkeiten durch die aufgehängten Todtenkränze und ein vor die Stirn gezeichnetes Kreuz von Asche an die Sterblichkeit zu erinnern, zum Gegenstand hatte. Die sechs ersten Strophen sprechen im Refrain die ernste Wahrheit aus, daß alles Geborene sterblich sei; die sechs letzten erheben sich im Refrain von dem Zweifel an ewiger Vernichtung in immer stärkerem Nachdruck zu dem Glauben an die ewige Fortdauer des Geistes. Die Strophen alle, außer der ersten, welche die betrübende Wahrheit der Vergänglichkeit alles Irdischen zuerst an dem Altare und in dem sinnigen Ritus auffaßt, und der letzten, welche, zu ihnen zurückkehrend, die Gewißheit des ewigen Lebens verkündet, erhalten ihre Eintheilung von den Subjecten des Vergehens. In der 2—5 St., an den Herrschern, den Siegern, dem rastlosen Streben, dem Blühenden, wie dem Reifenden, an Allem (denn Str. 6 faßt sie zusammen) soll das ernste Gesetz des Todes in seiner widerstands- und rücksichtslosen Allgemeinheit dargestellt werden, ∾ trotz der Macht, des Heldenruhms und des rastlosen Strebens, ohne Rücksicht auf das Alter, müssen wir alle sterben. In den sechs letzten Strophen liegt in den Subjecten, der Treue, der Liebe, der wohlthuenden Bruderliebe, der Ahnung des Ewigen und der frommen Gottergebenheit das Motiv des keimenden und immer zuversichtlichern Glaubens an die selige, verklärende Ewigkeit. So hat also das Ganze bis auf seine Theile herab eine wohlgeordnete, einfache Architektur und die collective Construction des Liedes (I. §. 205, 1). Die Folge der Gedanken ist so naturgemäß, daß keine Strophe an der Stelle der andern stehen dürfte. So findet erst die vierte Strophe in den beiden vorhergehenden ihre lebendige Bedeutung, die wiederum der fünften ganz fremd ist. So diente die neunte, ihres entschieden sittlichen Elementes wegen zum Übergange zu den folgenden religiösen Ideen, die durch das Sittliche erst ihre edlere Geltung erlangen. Die zweite schließt sich in dem Gegen-

satze der Kirche und der irdischen Macht und ihren Genüssen der ersten an, und passend folgten auf sie die Triumphe der Sieger über Völker. Dabei ist nun auch jede Nebenvorstellung in den einzelnen Strophen in einfachem und doch gehaltreichem Ausdruck den Vorstellungen der eintheilenden Subjecte und ihrer Prädicate angemessen, und zum Theil schon, wie die schöne vierte Strophe, bedeutsam für den Contrast des unbefriedigenden Vergänglichen, und des Ewigen, in welchem wir allein Befriedigung finden. Eben so sehr entspricht die edle und ernste Einfachheit und Popularität des Ausdrucks dem Gegenstande und dem Zwecke der Feier. Mag der Dichter auch ähnliche ältere Darstellungen vor sich gehabt haben, so gereicht ihm doch diese immer zu großem Ruhme. Die dritte Strophe hat in manchen Ausgaben eine matte Variante »ringen, sorgen, suchen« statt des gedankenreichen »ringen, Sorgen suchen«; aber Str. 5 »zermalmter Stein« statt morscher Stein, ist fehlerhaft oder gesucht.

134. Elegie auf dem Schlachtfelde bei Kunnersdorf.

(Von Tiedge.)

(Ausgabe 1806.)

Nacht umfängt den Wald, von jenen Hügeln
Stieg der Tag ins Abendland hinab;
Blumen schlafen, und die Sterne spiegeln
In den Seen ihren Frieden ab.
Mich laßt hier in dieses Waldes Schauern,
Wo der Fichtenschatten mich verbirgt!
Hier soll einsam meine Seele trauern,
Um die Menschheit, die der Wahn erwürgt.
Drängt euch um mich her, ihr Fichtenbäume.
Hüllt mich ein, wie eine tiefe Gruft!
Seufzend, wie das Athmen schwerer Träume,
Weh' um mich die Stimme dieser Luft!
Hier, an dieses Hügels dunkler Spitze,
Schwebt, wie Geisterwandel, banges Grau'n;
Hier, hier will ich, vom bemoosten Sitze,
Jene Schädelstätten überschaun.

Dolche blinken dort im Mondenscheine,
Wo das Ärntefeld des Todes war;
Durcheinander liegen die Gebeine
Der Erschlagnen um den Blutaltar.

Ruhig liegt, wie an der Brust des Freundes,
Hier ein Haupt an Feindes Brust gelehnt,
Dort ein Arm vertraut am Arm des Feindes. —
Nur das Leben haßt; der Tod versöhnt.
O, sie können sich nicht mehr verdammen;
Die hier ruhn, sie ruhen Hand an Hand:
Ihre Seelen gingen ja zusammen,
Gingen über in ein Friedensland;
Haben gern einander dort erwiedert,
Was die Liebe giebt und Lieb' erhält:
Nur der Sinn der Menschen, noch entbrüdert,
Weis't den Himmel weg aus dieser Welt.
Hin eilt dieses Leben, hin zum Ende,
Wo herüber die Cypresse hängt:
Darum reicht einander doch die Hände,
Eh die Gruft euch an einander drängt!

Aber hier, um diese Menschentrümmer,
Hier auf öder Wildniß ruht ein Fluch;
Durch das Feld hin streckt sich Mondenschimmer,
Wie ein weites weißes Leichentuch.
Dort das Dörfchen unter Weidenbäumen, —
Seine Väter sah'n die grause Schlacht, —
O, sie schlafen ruhig und verträumen
In den Gräbern jene Flammennacht!
Vor den Hütten, die der Asch' entstiegen,
Ragt der alte Kirchenthurm empor,
Hält in seinen narbenvollen Zügen
Seine Welt noch unsern Tagen vor.
Lodernd fiel um ihn das Dorf zusammen;
Aber ruhig, wie der hohe Sinn
Seiner Stiftung, sah er auf die Flammen
Der umringenden Verwüstung hin.
Finster blickt er, von der Nacht umgrauet,
Und von Mondesanblick halb erhellt,
Über diesen Hügel, und beschauet,
Wie ein dunkler Geist, das Leichenfeld.

Mag, o Lenz, dein Angesicht hier lächeln?
Jeder Windstoß, der den Wald bewegt,
Ist ein großer Seufzer, der das Röcheln
Der Gefallnen durch die Wildniß trägt.

Diese Greisinn, diese düstre Fichte
Zeigt die Narben, die auch sie empfing,
Weis't dahin, wo blutig die Geschichte
Böser Zeiten ihr vorüberging.
Als hier wild die Waffendonner stürmten,
War sie noch mit Jugendkraft umlaubt,
Und, wie Hände der Natur, beschirmten
Ihre Schatten ein geweihtes Haupt.

Hier sah Friedrich seine Krieger fallen. —
Herrscher deiner Welt, du warst so groß;
Aber doch — das härteste von allen
War dein Loos, es war ein Königsloos.
Mann des Ruhmes, konnten alle Blüthen
Jenes Kranzes, der dein Haupt umfing,
Konnt' ihn dir die Musenhuld vergüten,
Diesen Weg, der über Leichen ging?
Menschen fielen, gleich gemähten Ähren!
Ach, sie fielen dir, du großer Mann!
Da, da war es, als dein Herz in Zähren
Auf den blutbespritzten Lorbeer rann. —

Hier der See und dort des Stromes Fluthen
Spiegelten zurück das Todesschwert;
Dieser Himmel sah das Opfer bluten;
Dieser Hügel war ein Opferheerd;
Hier im Bach hat Menschenblut geflossen;
Wo der Halm im Monde zuckend nickt,
Hat vielleicht ein Auge, halb geschlossen,
Nach der Heimathgegend hingeblickt.
Da, wo die Cicad' im düstern Thale
Durch die Nacht der Ulmenwaldung tönt,
Da, da hat vielleicht zum letzten Male
Manches zarte Lebewohl gestöhnt.
Und der stille Wandrer, welcher traurig
Sich dem Graun der Gegend überläßt,
Fühlt ein dumpfes Ahnen, das so schaurig
Ihm den Athemzug zusammenpreßt.

War es Klang von einer fernen Quelle,
Was so dumpf zu meinem Herzen sprach?
Oder schwebt Geseufz' um jede Stelle,
Wo ein Herz, ein Herz voll Liebe, brach?

Ist es Wandel einer düstern Trauer,
Was am Sumpf dem Hagebusch entrauscht,
Und nun schweigt, und wie ein dunkelgrauer
Nebelstreif im Nachtgeflüster lauscht?
Wandelst du dort, arme Mädchenseele,
Der die Wuth den holden Freund entriß?
Schattest du dort um die Todtenhöhle
Durch das Nachtgraun deiner Finsterniß? —

Aber still, was flimmert durch die Zweige
Wie ein weißer, schleierheller Geist?
Jeder rohe Laut der Wildniß schweige!
Diese Stell' ist heilig! hier fiel Kleist.
Wo den Raum die Ulmen überschleiern,
Sank der Frühlingssänger in den Staub.
Diese Stelle will ich heilig feiern,
Ach, und kann sie nur bestreun mit Laub!
Rinnen laß hier eine Silberquelle!
Winde deinen sanften Blumentag,
Holder Frühling, um die rauhe Stelle,
Wo dein edler Sänger blutend lag!
Hier, an diesem wildernden Gesträuche,
Wo der deutsche Mann sein Blut verlor,
Hebe sich der Schatten einer Eiche,
Grün' ein zartes Myrtenreis empor!
(Andere Lesart: im Schatten . . . Grün . .)

Und im dunkelgrünen Eichenlaube
Girre, wenn der Lenz vorüberzieht,
Klagend eine silberweiße Taube
Noch dem Sänger Lalage's ihr Lied!
Aber in dem Myrtendunkel säume
Die Begeistrung einer Nachtigall,
Und die Waldluft schweb' um ihre Träume
Wie ein sanft gehaltner Wellenfall!
(andere Ausg. „Wasserfall")
Leise schwebe sie durchs Laub des Strauches,
Das der Boden dieser Stelle trieb,
Wie der Nachhall eines Flötenhauches,
Der uns aus des Dichters Leben blieb!
Und im zarten Weiß der sanftern Trauer
Nahe sich die Mondnacht diesem Raum!

Feiernd trete sie in seine Schauer,
Wie ein heiliger Erinnrungstraum!

Zwar den fernen Geist kann nichts erstatten:
Doch er schwand nicht ganz aus unserm Blick;
Der geweihte Mann wirft seine Schatten
Dort noch aus Elysium zurück.
Viel der edlen Männer sind gefallen;
Aber, Kleist, dein Name tritt hervor,
Tritt hervor und hebt, geweiht vor Allen,
Aus der Flut der Zeiten sich empor.
Hier fand mancher Jüngling, welcher muthig
Einen Namen sucht', ein stummes Grab;
Manche Hoffnung riß der Tod hier blutig
Vom Idol der goldnen Zukunft ab.

Sagt, was ist, was gilt ein Menschenleben,
Was die Menschheit vor dem Weltengeist,
Wenn der wilde Tod aus den Geweben
Ihres Daseins so die Fäden reißt?
Welche Fäden sind hier abgerissen?
Und was fällt, wenn nur ein Haupt zerfällt! —
Hier stehn wir, und hinter Finsternissen
Steht der hohe Genius der Welt!

Stürme fahren aus dem Schooß der Stille,
Und die Zeit, mit Trümmern wüst umringt,
Zählt am Uferrand der Lebensfülle
Jeden Tropfen, den der Sand verschlingt.
Schwankend irren wir im finstern Sturme;
Wechseltod beherrscht die Finsterniß;
Er beraubt den Halm, und giebt dem Wurme,
Giebt dem Halm, was er dem Wurm entriß.

Luftig spielt das Laub des Ulmenbaumes
An den frischen Ästen um den Stamm:
Regt darin sich noch ein Rest des Traumes,
Der einmal in Nervensäften schwamm?
Jenen Kopf bewohnten einst Gedanken,
Stolz vielleicht und Dünkel seine Stirn;
Jetzt durchkriecht ein Nachtwurm ihn; und Ranken
Wilder Kräuter nährte sein Gehirn.

Dieser Staub am Wege hing um Seelen;
Wo ich trete, stäubt vielleicht ein Herz.
Gott! und hier aus diesen Augenhöhlen
Starrete zu dir hinauf der Schmerz.
(Die vorhergehende Strophe fehlte in der Ausgabe 1803.)

Welch ein Anblick! hierher Volksregierer,
Hier, bei dem verwitternden Gebein,
Schwöre, deinem Volk ein sanfter Führer,
Deiner Welt ein Friedensgott zu sein!
Hier schau her, wenn dich nach Ruhme dürstet,
Zähle diese Schädel, Völkerhirt,
Vor dem Ernste, der dein Haupt, entfürstet,
In die Stille niederlegen wird!
Laß im Traum das Leben dich umwimmern,
Das hier unterging in starres Graun!
Ist es denn so reizend, sich mit Trümmern
In die Weltgeschichte einzubaun?

Einen Lorbeerkranz verschmähn, ist edel!
Mehr als Heldenruhm ist Menschenglück!
Ein bekränztes Haupt wird auch zum Schädel,
Und der Lorbeerkranz zum Rasenstück!
Cäsar fiel an einem dunklen Tage
Ab vom Leben, wie entstürmtes Laub;
Friedrich liegt im engen Sarkophage;
Alexander ist ein wenig Staub.
Klein ist nun der große Weltbestürmer;
Er verhallte, lauten Donnern gleich;
Längst schon theilten sich in ihn die Würmer,
So wie die Satrapen in sein Reich.

Fließt das Leben auch aus einer Quelle,
Die durch hoch bekränzte Tage rinnt:
Irgendwo erscheint die dunkle Stelle,
Wo das Leben stille steht und sinnt.
Katharina's Lorbeerthaten zögen
Gern verhüllt den Lethestrom hinab;
Bessre retten ihre Gruft, und legen
Sanfte Kronen nieder auf ihr Grab.

Dort, dort unten, wo zur letzten Krümme,
Wie ein Strahl, der Lebensweg sich bricht,

Tönet eine feierliche Stimme,
Die dem Wandrer dumpf entgegen spricht:
»Was nicht rein ist, wird in Nacht verschwinden,
Sterne werden aus dem Nebel gehn;
Zittern werden die bekränzten Sünden,
Und der Mensch wird vor der Wahrheit stehn.« —

Die drei letzten Verse lauten in der Ausg. 1803:
Des Verwüsters Hand ist ausgestreckt
Und die Wahrheit wird den Menschen finden,
Ob ihn Dunkel oder Glanz versteckt.

Der Gegenstand der Klage, die Färbungen der Empfindungen, die Gedanken, welche sie wecken, sind hier so wesentlich von denen der vorhergehenden Stücke verschieden, und noch mehr die Darstellungsweise des berühmten Dichters, und hier begegnen wir so manchen eigenthümlichen Fehlern, daß schon deswegen die Aufnahme des Stücks gerechtfertigt ist. Die Schlacht des 7jährigen Krieges, 12. Aug. 1759, wurde von Friedrich II. gegen die Russen geliefert und fiel ungünstig für ihn aus. Der Dichter führt uns, nachdem er die Empfindung einer über den Contrast des zerstörenden Menschentreibens und des großen Friedens der Natur verbreiteten Wehmuth und des Grauns geweckt und einen überschauenden Standpunct gewählt hat, auf das Schlachtfeld, wohl erst im Allgemeinen, dann zu einzelnen bestimmten Puncten, einem Dorfe mit seinem alten Thurme; einer alten Fichte, dem Orte, wo Friedrich stand; einem Bache; einem Sumpfe; dem Orte, wo Kleist fiel. Diese Stellen sind nur durch die Namen jener Gegenstände, und bei Friedrich und Kleist durch Beziehungen auf ihren Ruhm unterschieden, so daß man bei den ersten keine innere Sonderung, auch nicht an den begleitenden Empfindungen, wahrnimmt, sondern nur ein vages, sich wiederholendes Umherstreifen derselben Empfindungen und ganz ähnlicher Gedanken; bei Kleist aber von dem eigentlichen Gegenstande zu sehr abgezogen wird. Die Elegie schließt mit der Klage über die Vergänglichkeit der menschlichen Dinge und einer drohenden Warnung an Eroberer und Weltbezwinger. So tief sich nun ferner auch die Empfindung ausspricht, so angemessen im Einzelnen die Färbungen des Ausdrucks sind, so wahr und tief die begleitenden Gedanken; so ist doch, abgesehen von jenen Fehlern im Ganzen, der Ausdruck nicht selten dunkel und gesucht. Nach der, wie oben bemerkt, trefflich einleitenden Strophe, im Allgemeinen nur die Vorstellung eines

Leichenfeldes, wo Freund und Feind friedlich neben einander ruhn, und die natürlich daran geknüpfte Ermahnung, um der Kürze des Lebens willen Friede zu halten. »Dolche« ist befremdend, da die wohl in jenem Kriege nicht gebraucht wurden; »Blutaltar«, vielleicht eine verschanzte Anhöhe, dunkel, aber der Idee, daß sie einem Wahne geopfert seien, willkommen. 3te Str. »Aber hier...« ob nur ein anderer Ort, oder Gegensatz zu dem vorhergehenden Friedenszustande: »reicht... die Hände«, »der Tod versöhnt.«.; aber den ganzen Gegensatz füllt nun nur der Thurm aus, wiewohl der Gegensatz seiner Beziehung »zu dem großen Sinn seiner Stiftung« und sein gespenstisches Hineinschauen auf das Leichenfeld den Empfindungen sehr zusagt. Die Apostrophe an Friedrich ist in dem unterbrochenen Gegensatze »aber doch..« tief empfunden und erhabenen Ernstes; »die Thränen zum Blut auf dem Lorbeer« gesucht und geschmacklos. Der Übergang, »Hier der See...« ist zu willkührlich; »Dieser Himmel ... bluten« warum hier, da das ganze Schlachtfeld denselben Himmel hatte? »Dieser Hügel ... Opferheerd,« besonders in Beziehung auf »Blutaltar« gesucht und dunkel. Von »Hier ... Opferheerd« fehlt in der früheren Ausg. 1803. »Und der stille Wandrer ... zusammenpreßt« hätte auch an andern Stellen stehen können. »Stöhnen« etwas grell. »Klang« besser Ton oder Laut«; aber ganz natürlich sieht die Phantasie erst jetzt gespenstische Erscheinungen; »Wandel«, da der geheimnißvolle Laut sie in dies Gebiet führte; »einer düstern Trauer« = Trauerzugs, jedenfalls mehrerer Wesen. »Nachtgeflüster« = nächtliches Geflüster, ob der Wind in den Blättern flüstert, oder die Geister = »indem sie in der Nacht mit einander flüstern« ist unentschieden. Die Schilderung ist hier sehr lebendig und der Stimmung angemessen. »Wandelst du dort ...«, »Schattest (als Schatten wandeln) du dort ...« eine bei gleichem Subjecte und gleichem »dort« leere, weil steigerungslose, Wiederholung; »durch das Nachtgraun deiner Finsterniß« in mehreren Beziehungen dunkel und immer überladen: »durch«, »deiner«, »Finsterniß« und das Genitivverhältniß sind dunkel. Wäre es etwa »Wirft deine, ein nächtliches Graun erweckende, finstere Gestalt einen Schatten?« so wäre es eine gesuchte Darstellung und eine sehr verschrobene Construction. Und warum ist die Erscheinung des »armen Mädchens« gerade ein finsterer und nicht, wie die Kleist's, ein weißer Geist? »schleierhell« dunkele Wortverschmelzung. In der etwas zu gedehnten und, der Färbung nach,

nicht mit dem Ganzen zusammenstimmenden Elegie auf Kleist können wir doch das »Myrtenreis« und, als wenn es zu einem Gebüsch erwachsen sollte, das »Myrtendunkel« nicht in der Anschauung vereinigen. Eiche und Myrte haben hier aber an sich ihre unterschiedenen und dem Gegenstande angemessenen Beziehungen, Patriotismus und Liebe. In der frühern Ausg. stand »im Schatten« »Wasserfall«. Eiche und Myrte werden besser getrennt und vielleicht war kein Wasserfall da. »Ferner Geist« nicht bestimmt genug, aber entschwunden sollte er nicht sein. »Hier fand mancher Jüngling ...« jetzt matter Übergang zu allgemeinerer Klage. Die Personification der Zeit ist wüst und formlos, und unser »schwankendes Irren« und »der Wechseltod« in Eine tropische Anschauung schwerlich zu vereinen. Die ganze Strophe »Lustig spielt — Schmerz« fehlt in der Ausg. 1803. Sie hat des Grellen und Gesuchten vieles und wäre nicht vermißt. Der ernst mahnende Schluß von »Welch ein Anblick ..« ist reich an erhabenen und tiefgeschöpften Wahrheiten und würdevoll; aber gleichfalls nicht ganz ohne Mängel. »Vor dem Ernste«, eine Personification ohne bestimmten Inhalt, wohl »bei dem ernsten Nachdenken an den Tod, der dein Haupt ...« analog »vor Scham«. »Es verhallte . . . »unbestimmt ∾. Dein lauter Ruhm«. »Die rinnende Quelle« ist, abgesehen von dem rücksichtlich der Geltung schon unbestimmten »rinnt,« überladene Abstufung: durch die Tage also von ihnen unterschieden, rinnt die Quelle, und erst aus dieser fließt das Leben. »Fließen und sinnend stille stehen« unzusammenstimmende Tropen; »Katharinas ... Grab« fehlte 1803. »Ihre Gruft retten« dunkele Beziehung als Trope; »der Lebensweg sich brechend, wie ein Strahl« unvorstellbarer Vergleich. »Der Verwüster« ist hier die rächende Vergeltung.

b) Vaterlandsliebe, Kriegsgesänge.

135. Des Deutschen Vaterland. (Von Arndt.)

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?

Chor.

O nein, o nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer sein.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Baierland? ist's Steierland?
Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's, wo der Märker Eisen reckt?
Chor. O nein ꝛc.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland? Westphalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
Chor. O nein ꝛc.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's Land der Schweizer? ist's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl.
Chor. O nein ꝛc.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß, es ist das Oesterreich,
An Ehren und an Siegen reich.
Chor. O nein ꝛc.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land! —
So weit die Deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt!
Chor.
Das soll es sein, das soll es sein!
Das, wackerer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Eide schwört ein Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt,
Und Liebe warm im Herzen sitzt.
Chor. Das soll ꝛc.

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Varus seinen Herrmann fand,
Wo jeder Frevler heißet Feind,
Wo jeder Edle heißet Freund.
Chor.
Das soll es sein! das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

Das ganze Deutschland soll es sein.
O Gott, vom Himmel sieh darein!
Und gieb uns rechten deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.

Chor.

Das soll es sein! das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

Ein sehr gelungenes und zur Zeit der Befreiung Deutschlands viel wirkendes Volkslied. Einfachheit und Klarheit der Darstellung in der Sprache und dem ganzen Bau des Liedes. Ein lebendiges großes Gefühl in gesteigerter Lebendigkeit, sich bis zum drängenden Augenblick und zum Gebete erhebend, wie der angemessene Chor, jeder Strophe sich entsprechend anschließend, zeichnet das Lied als musterhaft aus. Die wiederkehrende Frage in den fünf ersten Strophen spannt nicht nur auf die vielbedeutende Antwort, sondern führt uns zugleich durch die verschiedenen Auen des Einen gemeinschaftlichen Vaterlands, in den verschiedenen einzelnen Interessen die gleiche, würdigere Liebe belebend. Die ersten beiden Verse der drei ersten Strophen sind immer nur Namen, die zwei letzten unterscheidende Attribute: bloße Namen hätten der Phantasie zu wenig Beschäftigung geboten. Wir dürfen es hier nicht tadeln, daß sich die Theile nicht ausschließen und überhaupt nicht fest begränzt werden, (z. B. »wo die Donau geht« und »Östreich« »Steierland« = Steiermark; »Preußenland« und »die Marsen«, nicht die Marsen in Latium, (Marsi), sondern die Einwohner der Marsch): denn in den verschiedenen Theilen größerer Theile liegt gleichsam ein Motiv der Aufhebung aller zersplitternden Beschränkung. Ebenso würde hier alle geographische oder statistische Ordnung störend sein. In der 6ten Strophe folgt endlich die bestimmte Antwort: die fromme Sprache macht die Gränze, und die Hoffnung dehnte sie damals weit in Frankreich aus. Die 7te Strophe nennt die sittlichen Vorzüge des Volkes, geeignet zum treuen und innigen Bunde. Die 8te Str. zeigt uns dies Land im ersten Befreiungskriege gegen die Römer zum Motiv gleicher Befreiung von »wälscher Tyrannei« an die der Enthusiasmus auch damals so viele Sänden knüpfte. Die letzte Strophe erhebt sich zum Gebet um lieben, treuen, deutschen Muth, und der Chor wiederholt die Antwort in dem jetzt erweiterten Namen des ganzen (deutsch sprechenden) Deutschlands.

136. Lützow's wilde Jagd. (Von Körner.)

(Text I. S. 225.)

Wir haben schon (I. §. 155.) die wesentlichen Schönheiten dieser lyrischen Beschreibung erörtert, eines Freicorps, zu welchem der Dichter selbst gehörte. Auch der Plan, die Anordnung und die besonnene Vertheilung der Farben wurde dort besprochen, wie der jeder Strophe angemessene Refrain. Selbst im Einzelnen stimmt alles zusammen. Was hier von den Kriegern beschreibend gesagt wird, kann zugleich als Aufforderung zur rächenden Tapferkeit aufgefasst werden gegen »die fränkischen Schergen«, »den Wüthrich«, zur Tapferkeit bis zum siegenden Heldentode, den die liebende Dankbarkeit mit Nachruhm lohnt. Und wenn in den beiden letzten Strophen der tödtlich Verwundete noch Jagd macht auf »Henkersblut und Tyrannen«, und dann sich an die Lieben wendet, die nicht klagen sollen; so finden wir hier die Contraste der Bitterkeit und der Liebe, welche einer solchen Aufregung am wirksamsten entsprechen.

137. 1) Bundeslied vor der Schlacht bei Dannenberg.

(Von Körner.)

Ahnungsgrauend, todesmuthig
  Bricht der große Morgen an;
Und die Sonne, kalt und blutig,
  Leuchtet unsrer blut'gen Bahn.
In der nächsten Stunden Schooße
  Liegt das Schicksal einer Welt,
Und es zittern schon die Loose,
  Und der eh'rne Würfel fällt.
Brüder! Euch mahne die dämmernde Stunde,
Mahne euch ernst zu dem heiligsten Bunde,
  Treu, so zum Tod, als zum Leben gesellt!

Hinter uns im Graun der Nächte
  Liegt die Schande, liegt die Schmach,
Liegt der Frevel fremder Knechte,
  Der die deutsche Eiche brach.
Unsre Sprache ward geschändet,
  Unsre Tempel stürzten ein;

Unsre Ehre ist verpfändet,
Deutsche Brüder, lös't sie ein.
Brüder, die Rache flammt! Reicht euch die Hände,
Daß sich der Fluch der Himmlischen wende!
Lös't das verlorne Palladium ein!

Vor uns liegt ein glücklich Hoffen,
Liegt der Zukunft goldne Zeit,
Steht ein ganzer Himmel offen,
Blüht der Freiheit Seligkeit.
Deutsche Kunst und deutsche Lieder,
Frauenhuld und Liebesglück,
Alles Große kennt uns wieder,
Alles Schöne kehrt zurück.
Aber noch gilt es ein gräßliches Wagen,
Leben und Blut in die Schanze zu schlagen;
Nur in dem Opfertod reift uns das Glück.

Nun, mit Gott! wir wollen's wagen,
Fest vereint dem Schicksal stehn,
Unser Herz zum Altar tragen
Und dem Tod' entgegengehn.
Vaterland! Dir woll'n wir sterben,
Wie dein großes Werk gebeut!
Unsre Lieben mögen's erben,
Was wir mit dem Blut befreit.
Wachse, du Freiheit der deutschen Eichen,
Wachse empor über unsere Leichen! —
Vaterland, höre den heiligen Eid. —

Und nun wendet eure Blicke
Noch einmal der Liebe nach;
Scheidet von dem Blüthenglücke,
Das der gift'ge Süden brach.
Wird euch auch das Auge trüber —
Keine Thräne bringt euch Spott.
Werft den letzten Kuß hinüber,
Dann befehlt sie eurem Gott!
Alle die Lippen, die für uns beten,
Alle die Herzen, die wir zertreten,
Tröste und schütze sie, ewiger Gott! —

Und nun frisch zur Schlacht gewendet,
Aug' und Herz zum Licht hinauf!
Alles Ird'sche ist vollendet,
Und das Himmlische geht auf.
Faßt euch an, ihr deutschen Brüder!
Jede Nerve sei ein Held!
Treue Herzen sehn sich wieder;
Lebewohl für diese Welt!
Hört ihr's? schon jauchzt es uns donnernd entgegen!
Brüder! hinein in den blitzenden Regen!
Wiedersehn in einer bessern Welt!

2) Siegeslied nach der Schlacht bei Prag. (Von Gleim.)

Victoria! mit uns ist Gott;
Der stolze Feind liegt da!
Er liegt! gerecht ist unser Gott!
Er liegt, Victoria!

Zwar unser Vater ist nicht mehr;
Jedoch er starb ein Held,
Und sieht nun unser Siegesheer
Vom hohen Sternenzelt.

Er ging voran, der edle Greis!
Voll Gott und Vaterland;
Sein alter Kopf war kaum so weiß,
Als tapfer seine Hand.

Mit jugendlicher Heldenkraft
Ergriff er eine Fahn',
Hielt sie empor an ihrem Schaft,
Daß wir sie alle sahn.

Und sagte: Kinder, Berg hinan,
Auf Schanzen und Geschütz!
Wir folgten alle, Mann für Mann,
Geschwinder, als der Blitz.

Ach! aber unser Vater fiel,
Die Fahne sank auf ihn.
Ha! welch glorreiches Lebensziel,
Glückseliger Schwerin!

Dein Friederich hat dich beweint,
Indem er's uns gebot
Wir aber stürzten in den Feind,
Zu rächen deinen Tod.

Du, Heinrich, warest ein Soldat,
Du fochtest königlich!
Wir sahen alle, That für That,
Du junger Löw', auf dich!

Der Pommer und der Märker stritt
Mit rechtem Christenmuth,
Roth war sein Schwert, auf jeden Schritt
Floß dick Pandurenblut.

Aus sieben Schanzen jagten wir
Die Mützen vor dem Bär.
Da, Friedrich, ging dein Grenadier
Auf Leichen hoch einher;

Dacht' in dem mörderischen Kampf
Gott, Vaterland und dich,
Sah' tief im schwarzen Pulverdampf
Dich, seinen Friederich.

Und zitterte, ward feuerroth
Im krieg'rischen Gesicht;
Er zitterte vor deinem Tod,
Vor seinem aber nicht.

Verachtete die Kugelsaat,
Der Stücke Donnerton,
Stritt wüthender, that Heldenthat,
Bis deine Feinde flohn.

Nun dankt er Gott für seine Macht
Und singt: »Victoria!«
Und alles Blut aus dieser Schlacht
Fließt nach Theresia.

Und weigert sie auf diesen Tag,
Den Frieden vorzuzieh'n:
So stürme, Friedrich, erst in Prag,
Und dann führ' uns nach Wien!

Auch hier begegnen wir mit dankbarer Theilnahme bei Körner derselben aufregenden Begeisterung, die diesem Tyrtäus einer erhebenden Zeit nicht bloß die entsprechende Begeisterung seiner Kampfgenossen, sondern auch den anerkennenden Beifall aller Deutschen zuwandte, und manche Fehler der Darstellung übersehen ließ. Vergleicht man die Körnerschen Kriegslieder mit denen Gleim's; so stoßen wir auf manche interessante Unterschiede. Zunächst sind die Beweggründe in den Gleimschen, wenn auch nicht ohne öftere Beziehung auf die religiösen Begriffe und die Idee des Vaterlands, weniger sittlich hochgestellt und mehr auf die Sphäre eines besoldeten Kriegers beschränkt, dem das, warum es sich handelt, gleichgültiger ist; bei Körner walten die höheren Beziehungen auf Recht, Freiheit, und ein allgemeineres Vaterland in weit vielseitigern und tiefer begründeten Beziehungen vor. Wenn Gleim's Lieder bis auf die wenigen erhabenen Stellen, die Kleist besonders hervorhob: »Gott aber wog bei Sternenklang u. s. w.«, in dem Bestreben, der einfachen Sprache und Auffassungsweise eines gemeinen Soldaten treu zu bleiben, sehr oft platt und gemein werden; so tritt nicht selten bei Körner die Berücksichtigung der Form der Darstellung und der Bestimmtheit des Ausdrucks zu sehr vor dem Feuer der Begeisterung und der seiner Muse überlegenen Fülle der geweckten Ideen in den Schatten. Seine Richtung verleitete ihn, Schiller nachzuahmen. Dieser Unterschied läßt sich im Wesentlichen in beiden Stücken erkennen, wenn sie, besonders das Gleimsche, sich auch von den Fehlern reiner, wie gewöhnlich, gehalten haben.

1) Der Schlachttag bricht an; Leiden der Vergangenheit; Aussicht auf die Zukunft nach dem Siege; Entschluß zum Heldentode; Abschied von der Geliebten; letzte Aufforderung zum Angriff. Das ist der nach den Strophen bezeichnete Plan der lyrischen Darstellung. »Hinter uns im Grau'n der Nächte ...« ist, da es gerade zur Rache entflammen soll, und doch zugleich den Schein der Vergessenheit trägt, ein schwankender und unbestimmter Ausdruck. Der, immer wenig sagende, tropische Ausdruck stimmt nicht mit dem Übrigen zu Einer Anschauung. Eben so unbestimmter Auffassung sind die »verpfändete Ehre«, »das verlorne Palladium«. Gelungener und reich ist die dritte Strophe, obgleich »Leben und Blut .... schlagen«, tautologisch und eine eben so matte, als undeutliche, gemeine tropische Redensart ist. »Das Herz zum Altare tragen« ist eine in der Anschauung geschmacklose Trope:

und, weil die folgenden, meist eigentlichen, Ausdrücke: »dem Tod' entgegengehn«, »sterben wollen«, »mit Blut befreit«, und im Refrain »über unsere Leichen«, dasselbe sagen; so ist die vierte Strophe bei vielen Worten doch ideenarm und matt. Unbestimmter Anschauung ist das »Wachsen der Freiheit der deutschen Eichen«, besonders mit dem obigen Brechen derselben zusammengehalten. Eben so unbestimmter Anschauung, wenn auch dem Sinne nach nicht unverständlich, ist »die Blicke der Liebe nachwenden«. Was aber »der gift'ge Süden« sein soll, und wie er »das Blüthenglück gebrochen habe« ist auch dem Sinne nach unfaßlich. So ist sichtbar »Spott« und »zertreten« aus der Noth des Reims zu »Gott« und »beten« erwachsen. Reiner und selbst gedrängter und dem Schlusse angemessen ist die letzte Strophe. Vergl. »der Landsturm« unten.

2) Nachdem die erste Strophe den Sieg ausgerufen hat, wird Str. 2—7 Schwerin's Heldentod nach einer chronologischen Folge der Thatmomente gefeiert; St. 8. Prinz Heinrich; Str. 9 und 10. die That der übrigen Krieger. Dann weilt der Dichter bei seiner eignen Theilnahme, sich nennend »dein (Friedrichs) Grenadier«, unter dessen Namen er nur, ohne es selbst zu sein, seine Kriegslieder herausgab. Sorge für den König St. 10 und 11, Heldenthat St. 12, Dank für den Sieg Str. 13; Aufmunterung für Friedrich in der letzten Strophe. Mehr als in andern seiner Kriegslieder ist hier die Sprache gedrängt, kräftig, und bei aller Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdrucks, wie wir sie bei Claudius so anziehend fanden, nicht ohne Gehalt. Man vergleiche St. 2 »Und ficht... Sternenzelt«, St. 8, und den kräftigen Gegensatz St. 12 »Er zitterte .... aber nicht«. An Gemeinheit streifen: »Floß dick Pandurenblut«, »die Mützen vor dem Bär (Grenadiermützen mit Bärenfell)«; gesucht und unbestimmter Anschauung: »alles Blut fließt nach Theresia (der Kaiserinn)« ∾ mag sie verantworten.

138. Das neue Missolunghi. (Von W. Müller.)

Durch, ihr Brüder! Durch, ihr Brüder! Durch! die Stunde hat geschlagen!
Durch! Aus Missolunghi's Thoren laßt uns Missolunghi tragen!
Von den freien Bergeshöhen winken schon die Feuerzeichen,
Die uns durch die weiten Lüfte ihre Flammenhände reichen,
Uns zu sich empor zu ziehen in die Burg, die Gott erbauet,
In das neue Missolunghi, das er unsrer Wehr vertrauet.

Durch! Aus Missolunghi's Thoren laßt uns Missolunghi tragen,
Und mit unsrer heil'gen Veste durch den Heidenschwarm uns schlagen!
Missolunghi in den Waffen, in den Armen, in den Herzen,
Missolunghi in dem Sturme unsrer rachefrohen Schmerzen,
Unsre Herzen deine Kirchen, deine Zinnen unsre Lanzen,
Unsre Arme deine Mauern, unsre Brüste deine Schanzen! —
Ach, und um uns her gezogen ist ein tiefer, rother Graben,
Blut der Weiber und der Kinder, die sie uns geschlachtet haben.

Auch die Zeit des griechischen Befreiungskrieges hat die deutsche Muse begeistert. Müller's Griechenlieder haben sich durch das Feuer ihrer Begeisterung, durch den Adel der Gesinnung und die Tiefe des Gefühls, besonders wo ein elegischer Schmerz an den Leiden und der früheren, vor dem Richterstuhle einer sittlichen Staatsklugheit nie zu rechtfertigenden, Verlassenheit Theil nimmt, einen verdienten Nachruhm erworben. Die Kühnheit und Großartigkeit der Bilder und Vergleichungen: »Die uns .... ihre Flammenhände reichen«, »unsre Herzen deine Kirchen«, »Ach, und um uns ..... geschlachtet haben«; die Kraft und Gewandtheit der Sprache, wo sich Gedanken und Gefühle drängen, »Missolunghi in dem Sturme unsrer rachefrohen Schmerzen« sprechen sich auch in diesem lyrischen Stücke aus. Der vereinende Hauptgedanke ist: Mag auch Missolunghi gefallen sein; wir tapfern Griechen sollen ein von Gott selbst erbautes neues Missolunghi sein! (So wie sich oft die christliche Kirche ein neues Jerusalem nannte.) Leidet nun auch das Analogon des neuen Jerusalems immer an einer Formlosigkeit, die auch hier die Anschauung erschwert, und ist für die, welchen dies Analogon unbekannt ist, ja, weil unvorbereitet, überhaupt die Aufforderung, welche den Hauptgedanken in sich enthält, »Aus Missolunghi's Thoren laßt uns Missolunghi tragen« nicht gleichzeitig (d. i. beim ersten Lesen) verständlich; so entschuldigt doch die Reichhaltigkeit des Analogons und selbst die religiöse Bedeutsamkeit, die sich auch hier in »Burg, die Gott erbaut« kund giebt, die Wahl desselben.

139. Die Schlacht an der Katzbach. (Von Rückert.)

Nehmt euch in Acht vor den Bächen,
Die da von Thieren sprechen,
Jetzt und hernach!
Dort bei Roßbach! dort bei Roßbach!
Dort von euren Rossen,
Hat man euch geschossen,
Ist das Blut geflossen
In rechtem Bach.

Nehmt euch in Acht vor den Bächen,
Die da von Thieren sprechen,
Jetzt und hernach!
An der Katzbach! an der Katzbach!

Da haben wir den Katzen
Abgehau'n die Tatzen,
Daß sie nicht mehr kratzen,
Kein Hieb ging flach!

Der Spott, der sich mit dem Zorne, auch, wo er sich schon in der siegenden Rache gefühlt hat, wie in dem Muster aller Sieglieder, Richter Cap. 5., dem Liede der Debora, so leicht verbindet und meist bitter ist, nimmt hier den Character eines beißenden Muthwillens an, der, wie auch in hebräischen Siegsliedern, die Wortspiele nicht verschmäht. Hier ist das schimpfende Wortspiel, »die Katzbach« etwas gesucht. Die Gewandheit der Sprache zeigt sich hier nur im Dienste des schwierigen Reims und des Metrums.

140. Der Landsturm. (Von v. Schenkendorf.)

Die Feuer sind entglommen
Auf Bergen nah und fern;
Ha, Windsbraut, sei willkommen,
Willkommen, Sturm des Herrn!

O zeuch durch unsre Felder
Und reinige das Land,
Durch unsre Tannenwälder,
Du Sturm, von Gott gesandt!

Ihr Thürme, hoch erhoben
In freier Himmelsluft,
So zauberisch umwoben
Vom blauen Wolkenduft,

Wie habt ihr oft gerufen
Die andachtvolle Schaar,
Wenn an des Altars Stufen
Das Heil zu finden war,

Die Wetter oft sich brachen
Vor eurem Glockenklang!
Nun führt ihr andre Sprachen,
Es klingt, wie Brautgesang.

Das Land ist aufgestanden —
Ein herrlich Osterfest —
Ist frei von Sklavenbanden;
Die hielten nicht mehr fest.

Wo, Tod, sind deine Schrecken,
O Hölle, wo dein Sieg?
Und Satan, wie dich decken,
In diesem heil'gen Krieg?

Beschritten ist der Gränze
Geweihter Zauberkreis,
Nicht mehr um Eichenkränze
Ficht Jüngling nun und Greis.

Nun gilt es um das Leben,
Es gilt um's höchste Gut;
Wir setzen dran, wir geben
Mit Freuden unser Blut.

Du liebende Gemeine,
Wie sonst am Tisch des Herrn
Im gläubigen Vereine,
Wie fröhlich strahlt dein Stern!

Wie lieblich klingt, wie heiter
Der Losung Bibelton:
Hie, Wagen Gottes, Gottes Reiter,
Hie Schwert des Herrn und Gideon!

Ein durchaus musterhaftes Kriegslied aus der Zeit des hohen Befreiungskrieges, eine wahrhaft deutsche Marseillaise. Die Gefühle vaterländischen, frommen Heldenmuthes sprechen sich hier in einer eben so populären als edeln Sprache aus, voll Kraft und Gedankenfülle. Die Bewegung ist rasch, wie die Kampfeslust, dabei leicht und ungezwungen; die Bilder »Windsbraut«, »Sturm des Herrn«, »Brautgesang«, Osterfest« sind kühn und bedeutungsreich; die Anordnung eben so einfach, als dem Gegenstande entsprechend. An die Feuerzeichen, Str. 1, schließt sich naturgemäß die Vorstellung eines reinigenden Sturms; dann folgen erst die Sturmglocken mit ihren Beziehungen religiöser Feier, Str. 3 u. 4, und zu dem Gebrauche, bei drohendem Gewitter zu läuten, Str. 5; der Aufstand und sein Zweck, St. 5 u. 6. Vorzüglich kräftig und dem Ideenkreise der christlich-frommen Kampfesbegeisterung angemessen ist die siebente Strophe; Preis des Kampfes, St. 8 u. 9. Die vorletzte und letzte Strophe geben durch die Beziehung zur christlichen Gemeinschaft und dem letzten Bibelspruche »Hie Wagen Gottes ....« der Begeisterung die heilige Weihe, gleichsam zum heiligen Kampfe gegen die Feinde Gottes.

Anhang.

Zu № 70. Der Text ist nach Körte's Ausgabe. Wenn auch Kleist im Allgemeinen in die Verbesserungen Ramler's, der diese Stelle abgekürzt und völlig umgearbeitet hat, willigte; so war er doch, wie er erklärte, mit Recht, nicht mit allen Verbesserungen zufrieden. Dies und noch mehr, daß diese Stelle nach Körte's Ausgabe in die meisten Beispiel- und Mustersammlungen ohne wesentlichen Tadel der Fehler, die Kleist hier wohl selbst erkannt haben mochte, aufgenommen worden ist, rechtfertigt unsere Aufnahme; und zu der Lehre vom Gebrauch der Tropen läßt sich schwerlich aus bekannten Classikern ein belehrenderes Beispiel finden.

Verbessere:

S. 31 Z. 18: gerechtesten Kriege; 138, 16: Seligkeit; 138, 28: (Alliteration),; 224, 3 v. u.: eure Beßrung; 241, 7: lassen?; 254, 1: wo sie (? die Vereinigung); 303, 13 v. u.: Ausdruck.

